

Zur Belehrung und Unterhaltung für die
reifere Jugend

Bilder und Skizzen
aus der
Geschichte

 Springer



König Enzo.

Bilder und Skizzen
aus der

GESCHICHTE

Zur Belehrung und Unterhaltung

für die

reifere Jugend

Gesammelt und herausgegeben

von

H. KLETTKE

Mit 5 colorirten Zeichnungen von L. Pietsch

BERLIN

Verlag von JULIUS SPRINGER.

ISBN-13: 978-3-642-93891-7 e-ISBN-13: 978-3-642-94291-4
DOI: 10.1007/978-3-642-94291-4

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1856

V o r w o r t.

Die nachfolgenden Darstellungen aus der Weltgeschichte, welche der reiferen Jugend als ein Lehr- und Lesebuch gewidmet sind, enthalten Vieles, was bei dem Unterricht nur kurz berührt werden kann. Sie sind demnach in Bezug auf diesen wie erläuternde Bilder zu betrachten, die dadurch, daß sie das Einzelne mehr berücksichtigen und es der sinnlichen Anschauung näher bringen, auch mehr geeignet sind, die Phantasie zu fesseln und das Gemüth zu erwärmen. Wenn die vorliegenden Bilder dies im Stande sind, so werden sie hoffentlich noch eine weitere Wirkung üben: sie werden und sollen den Blick des jugendlichen Lesers von dem Einzelnen auf das Ganze lenken und seinen Geist das Bedürfniß empfinden lassen, jene hervorragenden Begebenheiten und Persönlichkeiten, die seine Theilnahme gewonnen haben, auch mit Verständniß in das große Gesamtbild der Völkergeschichte einzureihen.

Ich bemerke noch in Bezug auf die von mir benutzten Quellen, daß ich den Stoff zum größeren Theil ausführlichen Monographien und solchen Geschichtswerken verdanke, die einen von dem meinigen verschiedenen Leserkreis im Auge haben. Bei der Benutzung derselben bin ich mit jeder Freiheit zu Werke gegangen, die der besondere Gesichtspunkt einer Jugendschrift, so wie die selbstständige Abrundung der Aufsätze erforderten; ich habe mich daher weder an den Wortlaut gebunden, noch eigene ausführliche Zusätze ausgeschlossen. Cola Rienzi ist nach der trefflichen Biographie von Papencordt, König Enzo nach der von Münch, Franz von Sickingen

nach Münch und Ranke bearbeitet. Eine Monographie von Eberhard Wiens, die Unternehmungen Carl's V. gegen die Raubstaaten betreffend, ward theilweise für den Zug des Kaisers gegen Tunis benutzt, so wie Funf's Gemälde der Kreuzzüge für den Zug Ludwig's des Heiligen nach Aegypten; ein Aufsatz von Raumer über die Jungfrau von Orleans (im historischen Taschenbuch) und eine Biographie der Agnes Bernauer in Hornmahr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte liegen den gleichnamigen Darstellungen zu Grunde; die Einführung der Inquisition in Spanien und die Vertreibung der Juden aus Spanien sind der Geschichte Ferdinand's und Isabella's von Prescott, die Pulver-Verschwörung der Geschichte Englands von Keightley, der Besuch Peter's des Großen in Paris und Versailles den Memoiren des Herzogs von St. Simon entnommen (von denen wir durch Starklof einen sehr zweckmäßigen Auszug besitzen). Die Briefe Sobieski's sind größtentheils nach einer unmittelbar aus dem polnischen Original veranstalteten Uebersetzung wiedergegeben; die Erlebnisse des Predigers Thodanus sind nach dem eigenen Berichte desselben, den Vulpinus in seiner Magnificentia Parthenopolitana (1702) mittheilt, die Eroberung Magdeburgs nach Schilderungen von Zeitgenossen, die Weißelbrüder, der Bauern = Aufstand in England, Fiesco nach mehrfachen Quellen und Hülfsmitteln bearbeitet.

H. Kette.

Inhalt.

I. Ludwig's des Heiligen Kreuzzug nach Aegypten.	
1. Wie sich Ludwig zum Kreuzzuge entschließt und denselben antritt . . .	1
2. Landung in Aegypten und Einnahme von Damiette	15
3. Der Marsch nach Cairo. Ludwig's Gefangenschaft	20
4. Ludwig's Aufenthalt im gelobten Lande, Heimkehr und Tod	40
II. König Enzio.	
1. Die Schlacht an der Fossalta	47
2. Triumphzug der Bologneser	57
3. König Enzio's Gefangenschaft, Fluchtversuch und Tod	61
III. Cola Rienzi.	
1. Cola's Erhebung	70
2. Cola's Sturz	85
3. Cola's Tod	98
IV. Die Geißelbrüder in Deutschland	110
V. Der Bauern-Aufstand in England	119
VI. Agnes Bernauerin, die Baderstochter von Augsburg	130
VII. Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans	139
VIII. Die Einführung der Inquisition in Spanien	162
IX. Die Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492	180

	Seite
X. Der Tod Franz von Sickingen's	190
XI. Der Zug Carl's V. gegen Tunis	210
XII. Die Verschwörung des Fiesco	230
XIII. Die Pulver-Verschwörung unter Jakob I. von England	246
XIV. Die Belagerung und Einnahme von Magdeburg im Jahre 1631	258
XV. Erlebnisse eines Predigers bei der Eroberung Magdeburgs im Jahre 1631	267
XVI. Johann Sobieski vor Wien	278
XVII. Peter der Große in Paris und Versailles	306

I.

Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach Aegypten.

1.

Wie sich Ludwig zum Kreuzzuge entschliesst und denselben antritt.

Es war zu Ende des Jahres 1244, als König Ludwig zu Paris in eine schwere Krankheit verfiel, und so schlimm stand es einmal mit ihm, daß eine von den Damen, welche ihn pflegten, schon im Begriff war, ein Leinentuch über sein Gesicht auszubreiten, in der Meinung, er sei todt. Da kehrte dem Könige die Besinnung wieder zurück und er wurde der Sprache mächtig. In seinen Fieberträumen war er im heiligen Lande gewesen und hatte dort gegen die Ungläubigen gekämpft. Als er nun die Augen aufschlug und das Bild des Gekreuzigten erblickte, welches ihm seine Mutter Blanca auf die Brust gelegt hatte, meinte er, deutlich die göttliche Weisung zu erkennen, und that sofort vor den Priestern, welche bei ihm waren, das Gelübde, falls Gott ihn genesen lasse, einen Kreuzzug wider die Ungläubigen zu unternehmen. Auf die Nachricht, daß ihr Sohn in's Leben zurückgekehrt sei, eilte die Mutter außer sich vor Freuden herbei; bei dem Anblick des Kreuzes aber, welches man als Zeichen des Gelübdes an seine Schulter geheftet hatte, wurde sie so betrübt, als habe sie ihn todt gesehen.

Ludwig, der noch nicht dreißig Jahre alt war (er war am 25. April 1215 geboren), erholte sich mit Hülfe seiner kräftigen Natur bald wieder. Nach seiner Genesung beeilte er sich, seinen Entschluß überall bekannt zu machen. Die drei Brüder des Königs, Robert Graf von Artois, Alphonß Graf von Poitou und Karl Graf von Anjou, folgten seinem Beispiel. Dasselbe thaten eine große Zahl französischer Barone; noch andere wußte Ludwig durch eine harmlose List zu gewinnen. Nach einer alten Sitte nämlich beschenkten alle Hausherrn zum Weihnachtsfest ihre Dienerschaft mit neuen Feierkleidern, und ebenso theilte der freigebige König bei dieser Gelegenheit an die vornehmsten Ritter und Beamten seines Hofes prächtige Mäntel und Waffenröcke aus. Als nun bekannt wurde, daß Ludwig für das nächste Weihnachtsfest sowohl in Ansehung des Stoffes als der reichen Stickerei und der Verbrämung mit kostbarem Pelzwerk einen ungewöhnlichen Aufwand gemacht hatte, war die Freude und die Erwartung um so größer. Aber der König ließ in der letzten Nacht ganz heimlich die Achselstücke der neuen Gewänder mit einem Kreuz von seinen Goldfaden beziehen und sie vor Tage noch seinen Rittern und Beamten mit dem Befehl überreichen, sich sofort zur Feier des Messopfers zu versammeln. Die Wenigsten hatten, indem sie sich eilig ankleideten, diesen Zusatz bemerkt; erst in der hell erleuchteten Kapelle wurde Einer nach dem Andern mit Erstaunen das Zeichen auf der Schulter des Nachbarn, so wie auf der eigenen gewahr. Trotz der Heiligkeit des Orts brachen Alle, die sich durch den frommen Betrug des Königs so gefangen sahen, in ein Gelächter aus; aber sie schämten sich, die Kreuze wieder abzulegen und dadurch ihre Theilnahme an einem Werke, welches für so verdienstlich erachtet wurde, offen zu verweigern.

Die Zurüstungen für den beschlossenen Kreuzzug, so wie die Maßregeln, welche Ludwig zur Sicherung des eigenen Landes zu treffen hatte, erforderten jedoch eine Frist von mehreren Jahren, binnen welcher das Kreuz von allen Kanzeln Frankreichs gepredigt wurde. Wie fest der König selbst dabei verharrte, beweist die Standhaftigkeit, mit der er sogar die Bitten seiner geliebten Mutter zurückwies, die ihn, unterstützt von den älteren Rätthen ihres Sohnes, von der persönlichen Ausführung seines Unternehmens abzuhalten suchte. Mit Thränen beschwor sie ihn, bei der

allgemeinen Verwirrung von Europa das ihm von Gott anvertraute Königreich nicht zu verlassen, es nicht dem Ehrgeize eines mächtigen Nachbarn (des Königs von England) preiszugeben, der nur auf eine Gelegenheit warte, die in Frankreich verlorenen Provinzen wieder an sich zu reißen. Ein Gelübde, sagte sie endlich, das nicht bei völliger Freiheit des Geistes, in einer schweren Krankheit und selbst nur bei halber Besinnung ausgesprochen sei, könne nicht bindende Kraft haben! Dem Statthalter Christi stehe die Macht zu, es zu lösen, und gewiß würde Papst Innocenz dazu bereit sein, wenn der König zum Schutze des Heiligthums ein ansehnliches Heer nach Palästina schicke.

Der König war tief bewegt; dennoch glaubte er den göttlichen Beruf, der ihm mit einmal auf dem Krankenlager klar geworden war, nicht wieder aufgeben zu dürfen. Nachdem er eine Zeitlang geschwiegen hatte, nahm er das Kreuz von seiner Schulter und überreichte es dem Bischof von Paris. Ihr meint, sagte er, ich sei meiner Verstandeskkräfte nicht ganz mächtig gewesen, als ich den ersten Voratz faßte; Ihr könnt Recht haben, und darum lege ich das Kreuz mit voller Ueberlegung ab. Setzt glaubt Ihr gewiß, daß ich aller meiner Sinne Meister bin, und seht, jetzt nehme ich das heilige Zeichen aus freiem Triebe wieder und ich schwöre, daß kein Bissen Nahrung und kein Tropfen Getränkes über meine Lippen kommen soll, bis ich mein Gelübde erneuert habe. — Da verstummten Alle und Niemand wagte mehr eine Vorstellung.

Ganz besonders ließ sich der König die Bildung eines tüchtigen Heeres angelegen sein. Die Mönche, welche mit dem päpstlichen Legaten aus Italien gekommen waren, um das französische Volk durch ihre Predigten für den Kreuzzug zu begeistern, hatten ihren Auftrag durch die unwürdigste Habgier besleckt; denn sie ertheilten Jedem, der sich bei ihnen meldete, selbst dem Kranken und durchaus Unfähigen, das Kreuz und den damit verbundenen Ablass, während sie andererseits oft noch an demselben Tage wiederum Jedem, der es verlangte, für Geld von dem Gelübde lössprachen. Ludwig aber wies das ganz arme Gefindel und besonders die Menge der Gesetzlosen und Uebelthäter, welche die Mönche ihm brachten, zurück. Er wollte keine Räuberbande anführen und nicht an dem Verderben so vieler Seelen schuld sein, die vielleicht mit Verbrechen belastet auf dem Pilger-

zuge aus der Welt gehen würden. Das Verdienst des Kampfes gegen die Feinde des Christenthums war in seinen Augen das höchste; aber er glaubte, daß es nur den Reinen zu Theil werden könne, und ermahnte dringend seine Freunde, für jedes Vergehen, dessen sie sich bewußt sein möchten, noch vor dem Ausbruch Buße zu thun. Ja, um nicht durch eine vielleicht vergessene Schuld sich selbst des Heils unwürdig zu machen, ließ er durch die Brüder des Predigerordens und der Minoriten im ganzen Lande Alle, die irgend ein Unrecht von ihm erlitten zu haben meinten, auffordern, sich zu melden und der Genugthuung gewärtig zu sein.

Da konnte man erkennen, wie gerecht Ludwig regiert hatte: nur Wenige meldeten sich und Alle wurden befriedigt.

Mit Bewilligung der Stände wurde der Königin-Mutter, der frommen und verständigen Blanca, die Regentschaft während der Abwesenheit Ludwigs übertragen. Ein besonderer Eid verpflichtete die Vasallen zu treuer Bewahrung des Friedens, und da sich einige der mächtigsten von ihnen selbst dem Kreuzzuge anschlossen, so war von dieser Seite wenigstens keine Störung der inneren Ruhe des Landes zu befürchten. Nachdem König Ludwig noch alle heiligen Orte in Paris und der umliegenden Gegend besucht hatte, empfing er feierlich zu Saint-Denis die Zeichen seines Pilgerstandes, den Stab und die Tasche. Im August des Jahres 1248 verließ er an der Spitze der Vasallen seines Hauses die Hauptstadt und begab sich nach Lyon, wo Papst Innocenz IV. die Kreuzfahrer erwartete, um sie zu der heiligen Unternehmung einzusegnen. Am 25. des nämlichen Monats schiffte sich das Kreuzheer bei Niguesmortes ein und landete am 28. September auf der Insel Cypern.

Das Ziel des Kreuzzuges war aber zunächst nicht das heilige Land, sondern Aegypten. Um den Grund dieser, von der eigentlichen Bestimmung des Kreuzheeres scheinbar abweichenden Richtung, so wie die morgenländischen Verhältnisse, in die wir jetzt eintreten, besser zu verstehen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die vorhergehenden zwanzig Jahre werfen und die Bemüßnisse in's Auge fassen, die zwischen dem deutschen Kaiser Friedrich II. und den Oberhäuptern der christlichen Kirche bestanden.

Schon im Jahre 1229 hatte Kaiser Friedrich, auf dem der wiederholte und geschärfte Bannfluch Gregors IX. lastete, in einem Vertrage mit

Kamel, dem mächtigen Sultan von Aegypten, Alles erreicht, was dem frommen Eifer der Christenheit seit länger als vierzig Jahren als der höchste und wünschenswerthe Preis so viel vergossenen Blutes erschien. Die Städte Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Toron nebst dem ganzen eigentlichen Palästina, noch einigen außerhalb desselben gelegenen Schlössern und dem wichtigen Sidon wurden den Christen abgetreten, und Kamel verpflichtete sich, binnen der Dauer eines zehnjährigen Waffenstillstandes keinen Platz in der Nähe des fränkischen Gebiets zu besetzen, behielt aber dagegen seinen Glaubensgenossen die Freiheit vor, unter denselben Einschränkungen, welche Saladin den Pilgern nach dem heiligen Grabe vorgeschrieben hatte, ihre Andacht in der auf dem Moria erbauten Moschee Omar's zu verrichten. Am 17. März hielt Friedrich an der Spitze des Heeres feierlich seinen Einzug in Jerusalem, und am folgenden Tage setzte er sich, da der dem Papste befreundete Patriarch den Tempel der Auferstehung mit dem Interdict belegt hatte und kein Geistlicher den Gottesdienst zu feiern wagte, die Krone, die er vom Altar nahm, selbst auf's Haupt. Diese friedliche Eroberung des mit dem Bannfluch Belegten konnte freilich dem Papste nichts weniger als erwünscht sein; sie war es aber eben so wenig den Ritterorden der Hospitaliter und Tempelherren, die zuerst von dem Kaiser abgefallen und ihm dann nur aus Furcht gefolgt waren, ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues aller Völker Europa's zu werden. Sie, welche bisher zu dem nämlichen Zweck, den der entschlossene Kaiser unter den mislichsten Verhältnissen erreichte, alljährlich unermessliche Summen aus Europa bezogen hatten, waren jetzt in ihrer ganzen Blöße und Selbstsucht dargestellt, und es lag nahe, daß die abendländischen Völker sich endlich fragten, zu welchem Zwecke denn die reichen Einkünfte fürstlicher Güter und die freigebigen Spenden der Gläubigen seit vier Jahrzehnten verwendet worden seien. Wie furchtbar der Haß sein mußte, welchen gekränkter Stolz und bedrohte Habsucht erzeugten, geht aus dem Plane hervor, durch den die Häupter des Tempelordens, muthmaßlich im Einverständniß mit den Hospitalitern, vielleicht noch jetzt den ganzen Vortheil des Kreuzzuges für sich zu erringen hofften. Sie fertigten nämlich einen vertrauten Boten an den Sultan ab und meldeten ihm, daß Friedrich an einem bestimmten Tage zu Fuß mit geringer Be-

gleitung die zu den heiligen Gebräuchen gehörende Wallfahrt nach dem Jordan antreten würde, und bei dieser Gelegenheit leicht aufgehoben oder getödtet werden könne. Indes die christlichen Ritter hatten sich in dem Sultan der Ungläubigen getäuscht, und Kamel, welcher der ihm zugemutheten Schandthat nicht fähig war, übersandte vielmehr das mit dem Siegel des Tempels versehene Schreiben dem Kaiser selbst.

Die fortgesetzten Feindseligkeiten der Ordensritter, vor Allem aber die Nothwendigkeit, in Stalien, wo man ihn todt glaubte, durch sein persönliches Erscheinen die Freunde zu ermuthigen und die Gegner niederzuhalten, ließen Friedrich schon in den ersten Tagen des Mai nach Europa zurückkehren.

Nach der Entfernung des Kaisers zeigte es sich, wie schwer es den Christen im Orient wurde, den Frieden — nicht gegen die Ungläubigen, wohl aber unter sich aufrecht zu erhalten. Der alte Haß der Johanniter und Templer entbrannte aufs Neue, die christlichen Fürsten von Antiochien und Armenien führten blutige Fehde mit einander, in den Reihen beider Theile fochten die Brüder des Hospitals und des Tempels, und ihre gegenseitige Erbitterung verbreitete den Bürgerkrieg auch über Palästina. Der reiche Sold, welchen die Ordenskapitel bezahlten, lockte die Einwohner zu ihren Fahnen, und die vornehmsten Barone ließen sich zur Theilnahme hinreißen. So wurde im Kampfe der Christen gegen Christen die Blüthe der Bevölkerung aufgerieben und jede nothwendige Einrichtung gehemmt; die Befestigung von Jerusalem blieb unvollendet, und kaum vermochten die Statthalter des Kaisers innerhalb der Mauern von Akkon und Tyrus den Frieden zu erhalten. Die Einmischung der Beherrscher von Cypern und die von den Ordenshäuptern im Stillen begünstigten Ansprüche der verwitweten Königin Alicia auf den Thron von Palästina vermehrten noch die allgemeine Verwirrung. Viele der Großen des Landes besaßen zugleich Lehnen auf der benachbarten Insel, und jeder unruhige Vasall wußte dort oder in den Festungen der Ritter eine sichere Zuflucht und Schutz zu finden. Der entfernte Monarch, durch Kriege in Europa beschäftigt, konnte bloß von Zeit zu Zeit durch abgeschickte Hülfsvölker seine Statthalter unterstützen, und nur mit dem Beistande der Brüder des deutschen Hauses vermochte die Regierung ihr Ansehen zu behaupten. Aber ein neuer Beruf schwächte den Einfluß dieses Ordens in Palästina; denn um die wilden Böl-

ter der baltischen Küste dem Christenthum zu unterwerfen, folgte der größte Theil der Ritter ihrem Großmeister Hermann von Salza, dessen Vermittelung Friedrich selbst in den verwickelten Streitigkeiten mit dem Papste zu bedürfen glaubte, nach Europa, und mit ihrer Entfernung ging alles Gleichgewicht verloren.

Inzwischen ließ der Papst, obgleich Palästina gegenwärtig von keinem auswärtigen Feinde bedroht wurde, wiederholt das Kreuz predigen, und schilderte in seinem Ausschreiben mit den grellsten Farben die Thorheiten und die Gräuel des mohammedanischen Gottesdienstes. Da erhoben König Thibaut von Navarra und Richard Graf von Cornwall, der Bruder des Königs von England, von Neuem das Panier des Kreuzes, und in Frankreich wie in England drängte sich die ritterliche Jugend in Lust nach Abenteuern zu ihren Fahnen.

Der deutsche Kaiser ersuchte die Ritter, die Ausführung ihres Zuges bis zum Ablaufe des mit dem 1. August 1239 zu Ende gehenden Waffenstillstandes aufzuschieben, und versprach ihnen dagegen eine beträchtliche Unterstützung an Kriegsvölkern, sichere Führer in Syrien und Schiffe zur Ueberfahrt; Vorschläge, welche mit Dank angenommen wurden. Aber schon hatten die Templer nach dem Tode des Sultans von Halep eigenmächtig den Frieden gebrochen und in einer unvorsichtig gewagten Schlacht eine blutige Niederlage erlitten. Im ersten Schrecken drang Gregor IX. auf die Beschleunigung der Hülfe, und die Kreuzfahrer des Königs von Navarra eilten im Frühling des Jahres 1239 nach Lyon, um sich auf der Rhone einzuschiffen, als ihnen eine zweite Botschaft den unerwarteten Befehl brachte, die Unternehmung noch auf ein ganzes Jahr hinauszuschieben.

Unaufhörlich zwischen den Besorgnissen um seine Anhänger in Palästina und der Furcht vor dem Ansehen, welches Friedrich als König von Jerusalem über die nach dem Grabe des Erlösers wallfahrenden Pilger gewonnen hatte, schwankend, fand sich der Papst in die seltsamsten Widersprüche verwickelt. Es war ihm nicht genug, durch den raschen Aufbruch der französischen Ritter den ihnen von dem deutschen Kaiser zugesagten Beistand verhindert zu haben; er sah voraus, daß jeder glückliche Erfolg in Syrien doch nur zur Befestigung einer ihm verhassten Regierung

führen könne. Da bot sich in der mächtigen Auswanderung der mongolischen Völker und in der Zerrüttung des fränkischen Kaiserthums von Konstantinopel die gewünschte Veranlassung, dem abentheuersüchtigen Streben der Kreuzfahrer ein anderes Ziel vorzuschieben, welches Friedrich II. keine Vortheile in Aussicht stellte.

Die Hirtenvölker des unbekanntes Morgenlandes waren aus ihren Wohnsitzen zwischen den Quellen des Jrtisch und des Obi, dem See Aral und den nördlichen Grenzen von Tibet und China aufgebrochen und drangen in ungeheuren Massen gegen Abend und Mittag vor, die mohammedanischen wie die fränkischen Staaten Westasiens, ja das ganze gesittete Europa bedrohend. Eine sarazenische Gesandtschaft, welche im Jahre 1238 Frankreich und England durchzog, suchte bei den Christen Hülfe gegen die Fluth der herannahenden Eroberer.

Die Bedrängniß der Sarazenen galt dem Papst als eine Bürgschaft für die Sicherheit Palästina's, und so erklärte er für die heiligste Pflicht der Gottesstreiter, ihren Kreuzzug nicht gegen die Ungläubigen, sondern gegen die abtrünnigen Christen des byzantinischen Reiches zu richten. Die französischen Barone waren damit keineswegs einverstanden; sie wollten nicht um eines nur untergeordneten Zweckes willen so große Zurüstungen gemacht, ihre Güter zum Theil verkauft oder verpfändet haben. Sie beharrten bei ihrem Entschlus; um aber ihren Ungehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche nicht zu augenscheinlich an den Tag zu legen, trennten sie sich und gingen theils in Marseille, theils in den apulischen und sicilischen Häfen zu Schiffe. Eben so blieben die Engländer ihrem Vorsatz getreu und gingen — trotz aller Hindernisse, die ihnen der Papst in den Weg legte, und gegen den Rath des deutschen Kaisers, der sie zum Schutze Europa's wider den Einbruch der Mongolenhorden zurückzuhalten wünschte — mit dem Grafen von Cornwall an der Spitze im September des folgenden Jahres unter Segel.

Aber ehe sie noch den Boden des heiligen Landes erreichten, war dort schon die Unternehmung des Königs von Navarra durch die alte Uneinigkeit der Templer und Hospitaliter, wie durch die unbesonnene Kampflust der französischen Ritter, die im November 1239 in einem Angriffe gegen die Sarazenen eine furchtbare Niederlage erlitten, gänzlich geseheitert. Der König

verließ beschämt den Boden Asiens, ohne nur die Ankunft der englischen Kreuzfahrer abzuwarten. Viele seiner vornehmsten Bannerherren blieben als Gefangene zurück.

Als Richard von Cornwall eintraf, fand er es bei der fortbauenden Zwietracht und Eifersucht, welche die christlichen Streitkräfte trennte, für Palästina am vortheilhaftesten, die alten Verträge des Kaisers zu erneuern. Ejub Saleh, Kamel's Sohn, der seinem Vater in der Herrschaft von Aegypten gefolgt war, ging bereitwillig darauf ein, und gab zugleich auf eine Botschaft Friedrichs die noch gefangenen französischen Ritter frei. Nur die Templer, die ihrerseits mit dem Oheim des ägyptischen Sultans, Ismael Saleh, der sich bei Kamel's Tode der Herrschaft über Damaskus bemächtigt hatte, in ein Sonderbündniß getreten waren, schlossen sich dem allgemeinen Vergleich nicht an.

Die Sicherheit, in der sich Palästina jetzt zu befinden schien, war rasch vorübergehend. Nachdem der mächtige Staat von Chowaresmien dem Andrang der Mongolen erlegen war, hatten die Hirtenstämme, die jenem Throne gehorchten, ihre Ebenen am östlichen Ufer des kaspischen Meeres verlassen und, an den Grenzen von Persien zurückgewiesen, mit einer Masse von mehr als 20,000 berittenen Kriegern sich auf die Länder des Tigris geworfen. Der Sultan von Aegypten sah sich genöthigt, mit den Eindringenden zu unterhandeln, und da die fortgesetzten Feindseligkeiten der Tempelritter ihm die Ueberzeugung gaben, daß mit dem von Parteien zerrissenen christlichen Königreiche kein friedliches Verhältniß bestehen könne, so wies er die Chowaresmien, die von ihm Land zu Niederlassungen begehrten, auf das Gebiet der Christen an.

Die Verheerung der Grafschaft Tripolis ließ die verblendeten Ritter die ganze Größe der Gefahr erkennen. Die Hospitaliter eilten nach Jerusalem, aber nicht zur Vertheidigung der Stadt, sondern nur um die Einwohner zur Räumung derselben anzutreiben. Denn von den großen Summen, die alljährlich aus Europa nach dem Morgenlande flossen, war auch nicht der kleinste Theil zur Befestigung von Jerusalem verwendet worden, und die unvollendeten Mauern boten der Bevölkerung nur ungenügende Schutzwehren dar. Unter dem Schutze des Ordens verließen die unglücklichen Bewohner ihre Häuser, um einen entfernten Zufluchtsort zu suchen.

Bald näherten sich auch die Feinde der Stadt; erstaunt, sie leer zu finden und in der Hoffnung auf reiche Beute getäuscht, behandelten sie die wenigen Zurückgebliebenen mit Schonung und pflanzten sogar christliche Fahnen auf die Zinnen der höchsten Gebäude. Die Nachricht verbreitete sich schnell bis zu den noch auf dem Wege begriffenen Ausgewanderten, und mehr als Siebentausend ließen sich zur Rückkehr verleiten. Aber kaum vor den Thoren angekommen, wurden sie von den Barbaren umringt und ohne Unterschied des Alters und Geschlechts sämmtlich niedergemetzelt.

Von dem Blute der Unglücklichen triefend und durch den Raub der geplünderten Tempel bereichert, wandten sich die Chowaresmier von Jerusalem gegen Aegypten; aber Gjub Saleh, welcher die Pässe der Wüste mit einem ansehnlichen Heere besetzt hielt, wies sie nach dem Gebiete der Christen zurück.

Das Schicksal von Jerusalem und die Nähe der Gefahr hatten endlich die Parteien in Akkon vereinigt, und die ganze Macht der Franken versammelte sich auf einem Punkte. Die Kreuzfahrer, die Völker des kaiserlichen Statthalters, die Vasallen der sämmtlichen Barone von Palästina und die drei Ritterorden mit ihren Söldnern bildeten ein beträchtliches Heer, welches, von dem Patriarchen und den vornehmsten Bischöfen begleitet, bei Askalon noch durch 5000 Reiter des Fürsten von Damaskus verstärkt wurde. Aber Uneinigkeit und Ungebuld sollten auch diesmal Verderben bringen.

Der Anführer der mohamedanischen Hülfsvölker rieth zum Vertheidigungskrieg. Man sollte, und dieser Vorschlag war gewiß der verständigste, feste Stellungen wählen, jedes allgemeine Gefecht vermeiden und den Muth des durch seine ersten Erfolge belebten, regellosen Haufens verrauchen lassen. Das verbündete Heer war überdies durch die Zufuhr zur See gegen Mangel gedeckt, während die Feinde in kurzer Zeit ihre Vorräthe aufgezehrt haben mußten. Die Barone fürchteten aber die Plünderung ihrer Güter, die Ritter sahen, bei so ansehnlichen Streitkräften, in dem Aufschub eine Feigheit, und der Patriarch traute der Ehrlichkeit der mohamedanischen Rathschläge nicht.

Es war am 18. Oktober 1244, als das christliche Heer bei Gaza die noch ungetrennte dichte Masse der Chowaresmier in stürmischer Ueber-

eilung angriff. Diese Ungebuld wurde furchtbar bestraft, denn die fränkischen Ritter blieben fast sämmtlich auf dem Platze; von dreihundert Tempelern entkamen nur achtzehn, von zweihundert Hospitalitern nur sechszehn, und von der ganzen noch in Palästina übrigen Mannschaft des deutschen Hauses nur wenige Knappen. Der kaiserliche Statthalter und die drei Großmeister fielen mit dem Schwerte in der Hand; von allen Baronen des Königreichs blieb nur der Bannerträger von Jerusalem übrig, zwei Bischöfe küßten ihr Leben ein, der Erzbischof von Tyrus wurde gefangen und der Patriarch kam fast ganz allein vor den Thoren von Askalon an.

Raum der vierte Theil des Heeres hatte sich aus der furchterlichen Niederlage gerettet; der Gefangenen waren wenig, und ihr Schicksal wurde durch den Sultan von Aegypten, der sie sich ausliefern ließ, gemildert. Aller Widerstand hörte auf, und gleich einem reißenden Strome ergossen sich die Schwärme der Sieger durch das ganze Land. Die Dörfer und offenen Plätze wurden dem Erdboden gleichgemacht, die Vorräthe vergeudet und die Saaten vernichtet. Aber auch ihre Kraft war in dem blutigen Kampfe gebrochen; ihre unregelmäßigen Angriffe scheiterten an den Mauern der festen Städte, und durch ihr langes Umherschweifen von jeder Art des ruhigen Erwerbes entwöhnt, gingen sie unter ihren eigenen Verwüstungen zu Grunde. Von der ägyptischen Grenze mit Nachdruck zurückgetrieben, ohne Ordnung und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt, lösten sie sich in einzelne Räuberbanden auf, und schon nach wenigen Jahren war ihre Spur fast ganz aus Syrien verschwunden.

Aber dem fränkischen Staate in Palästina hatten sie den Todesstofs gegeben. Die Blüthe des Adels war gefallen, das Landvolk, das aus den festen Städten oder aus den Schlupfwinkeln der Gebirge sich wieder hervortragte, fand seine Wohnungen eingeeßert, seine Felder verwilbert, sein Geräth vernichtet und seine Lehnsherren todt. Es gab keine Regierung mehr und auch keine Eigenthümer der Güter; die großen Vasallen waren in der Schlacht umgekommen, und selbst die mächtigen Ritterorden mußten erst die Unterstützung ihrer Brüder aus Europa erwarten, ehe sie den Unterthanen ihrer asiatischen Besitzungen aufhelfen konnten. Kein auswärtiger Feind drängte die Christen, aber sie unterlagen ihrem eigenen Glend. Jerusalem lag verödet, nur wenige Priester pflegten des geplün-

berten Heiligthums und nährten sich, wie das ganz arme Volk, das in die leerstehenden Häuser zurückgekehrt war, von den Almosen der sparsam ankommenden Pilger. Affon, Zoppe und Tyrus sanken zu bloßen Handelsplätzen der Venetianer und Genuesen herab, und die christlichen Bewohner der Küste schienen ganz vergessen zu haben, daß das Grab des Erlösers der Zweck ihres Daseins im Morgenlande war.

In so hülfsebedürftiger Lage befand sich das christliche Reich im Orient, als sich Ludwig IX. zu einem Kreuzzuge entschloß. Dieser Zug richtete sich jedoch, als er nach mehrjähriger Zurüstung zur Ausführung kam, zunächst gegen Aegypten. Der ägyptische Sultan Gjub Saleh, welcher Damaskus inzwischen erobert und den Freund der Templer, Ismael Saleh, vertrieben hatte, blieb zwar dem von Kamel mit Friedrich II. geschlossenen Vertrage treu und beunruhigte die Christen nicht; allein er konnte den Tempelrittern die dem Fürsten von Damaskus geleistete Hülfe und den von ihnen veranlaßten Friedensbruch der Kreuzfahrer unter dem Könige von Navarra nicht vergessen. Als ihn nun der Orden um die Befreiung einiger gefangenen Brüder anging, verwies er die Abgesandten an den deutschen Kaiser, dem als ihrem Oberherrn und als König von Palästina allein das Recht zukäme, mit fremden Mächten zu unterhandeln. Auch ein zu dem gleichen Zweck im Stillen gewagter Versuch des Papstes blieb fruchtlos; der Sultan weigerte sich, Verträge einzugehen, von denen sein abendländischer Verbündeter ausgeschlossen bleiben sollte.

Vergebens hatte sich der uneigennützigste und edle Ludwig noch in Lyon bemüht, den alten Streit zwischen Papst und Kaiser zu vermitteln. Innocenz IV. hatte den Haß gegen das deutsche Kaiserthum als eine Erbschaft seiner Vorgänger übernommen, und eine Ausgleichung war um so schwieriger, als dieser Kampf vielmehr ein Kampf der Ideen war und die Weltherrschaft zum Ziele hatte. Durch diese fortdauernde Zwietracht war nun der König von Frankreich selbst in eine mißliche Lage gekommen. Sein in religiösen Dingen befangener Geist hatte sich von dem überwiegenden Einfluß des Papstes, wie wenig er auch die Unversöhnlichkeit desselben billigte, nicht frei machen können, und er betrachtete den deutschen Kaiser, der mit den Ungläubigen in so innigem Verkehr stand, nicht ohne Argwohn. An der Spitze eines trefflichen Heeres würde es ihm leicht geworden sein,

den Mahomedanern die Bedingungen des verlängerten Friedens vorzuschreiben, das unbeschützte Jerusalem durch feste Mauern und eine hinreichende Besatzung in den nöthigen Vertheidigungsstand zu setzen, und in dem Königreiche eine geordnete Staatsverwaltung einzuführen; aber Ludwigs frommer Sinn verabscheute einerseits jede friedliche Uebereinkunft mit den Anhängern des Propheten, andererseits wollte er, mißtrauisch gegen den Kaiser, der zu den Einrichtungen in Palästina, als der gegenwärtige Beherrscher desselben, seine Einwilligung hätte geben müssen, die Rechte Friedrichs weder bekräftigen noch beeinträchtigen. So bot sich in dem Zuge gegen Aegypten ein willkommener Ausweg dar, die Ungläubigen zu bekämpfen, ohne mit dem Kaiser in Gemeinschaft zu handeln.

Die Nachrichten, welche König Ludwig in Cypern durch die wenigen noch übrigen Großen von Palästina und die Ordensritter, die zu seiner Begrüßung herbeieilten, von dem Zustande des heiligen Landes empfing, bestätigten die gänzliche Zersplitterung der christlichen Macht durch die Menge feindseliger Parteien. Der größte Theil der Bürger, so wie die kleineren Vasallen erkannten den Sohn Friedrichs und Solantens, König Konrad, für ihren rechtmäßigen Gebieter, und wenn der französische König nicht, wie schon bemerkt, Bedenken getragen hätte, offen auf Friedrichs Seite zu treten, so würde seine Parteinahme den Ausschlag gegeben haben. Er gab indeß für den Augenblick die unmittelbare Rettung der Stadt Gottes auf, um die Macht der Ungläubigen, von der er sie bedroht glaubte, in dem Hauptlande selbst zu vernichten.

Der Sultan von Aegypten war gerade in Syrien im Kampf gegen die Ueberreste der chowaresmischen Banden begriffen, die sich mit dem vertriebenen Fürsten von Damascus verbündet hatten. Als er den Aufenthalt des Kreuzheeres in Cypern erfuhr, dessen Ausbruch der vorgerückten Jahreszeit wegen erst im Frühjahr stattfinden sollte, beschloß er, nach fast gänzlicher Vernichtung der Chowaresmier, in Syrien zu bleiben, um die Bewegungen der Franken zu beobachten.

Im Vertrauen auf die gerühmte Fruchtbarkeit des Landes hatten die Kreuzfahrer nicht daran gedacht, sich mit Lebensmitteln zu versehen; aber Dyrus, Berytus, das volkreiche Akkon, selbst Antiochien lebten fast allein von der Zufuhr aus Cypern, die Einwohner waren auf die Ernährung

ihrer zahlreichen Gäste nicht vorbereitet, und in kurzer Zeit hatte man alle Vorräthe so rein aufgezehrt, daß nur ein schleuniger Ersatz aus fremden Gegenden dem drückenden Mangel abhelfen konnte. Der König wendete sich an die Venetianer; aber ehe noch von diesen etwas geschehen konnte, trafen zahlreiche Schiffe aus Apulien und Calabrien ein, auf denen der deutsche Kaiser unaufgefordert Hülfe schickte.

Diese großherzige Handlung machte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth Ludwigs, daß er seshort eine Botschaft an den Papst absandte und ihn dringend zur Ausöhnung mit einem Monarchen aufforderte, der das Heer der Kreuzfahrer, statt ihm Hindernisse in den Weg zu legen, vielmehr vom Hungertode errettet habe. Auch Blanca unterstützte nachdrücklich die Vorstellungen ihres Sohnes; doch die einen wie die anderen scheiterten an der harten Unbeugsamkeit des Oberhauptes der Kirche.

Hier in Cypern vereinigten sich noch mit dem Heere des Königs viele vornehme Pilger aus England und den Staaten der großen französischen Vasallen. Unter den letzteren befand sich auch Jean, Sire von Joinville und erblicher Seneschall von Champagne, welcher später das Leben des heiligen Ludwig und die Geschichte dieses Kreuzzuges ausführlich beschrieben hat. Joinville hatte zehn Ritter und drei Banner auf eigene Kosten ausgerüstet, und jedem Ritter folgten, wie es üblich war, eine Anzahl Kriegersleute, den Bannern aber noch mehrere. Als er mit seinem kleinen Heer in Cypern anlangte und sein Schiff bezahlt hatte, war seine Barschaft so zusammengeschmolzen, daß er ohne die Hülfe Königs Ludwig, der ihn in seine Dienste nahm und ihn mit einer Summe von 800 französischen Pfunden unterstützte, sein Gefolge nicht hätte erhalten können.

In Alexandrien sollte die Landung des Kreuzheeres stattfinden. Auf diesem am weitesten gegen Westen gelegenen Punkte hoffte man dem Sultan, der bei Emesa gegen den Fürsten von Halep im Felde stand, leicht zuzukommen und den Verlust von Askalon und Tabaria, welche Gjub Saleh unlängst den Christen genommen hatte, reichlich zu ersetzen. Die Nachricht, daß der Sultan, durch die Unthätigkeit der Franken in Syrien gewarnt, nach Aegypten aufgebrochen sei, beschleunigte auch die Abfahrt des französischen Heeres, und am 22. Mai 1249 verließ die Flotte von 1800 großen und kleinen Fahrzeugen den Hafen von Limasol.

2.

Landung in Aegypten und Einnahme von Damiette.

Gleich in den ersten Tagen wurden die Fahrzeuge durch heftige Stürme auseinandergetrieben. Nachdem sich der größere Theil der Flotte mit dem Schiffe des Königs wieder gesammelt hatte, steuerte man vorsichtig immer gegen Mittag zu und erblickte endlich nach einer langen, ungewissen Fahrt am 4. Juni die flache Küste von Damiette.

Es war nun die Frage, ob man den Lauf westlich nach der Bucht von Alexandrien fortsetzen und dort, als an dem bestimmten Sammelplatze, die noch fehlenden Schiffe erwarten, oder gleich bei Damiette die Landung ausführen solle. Die Mehrzahl der Führer, des Umherschwimmens auf dem unsicheren Elemente überdrüssig, stimmten für das Letztere; auch der König, der in der Richtung, welche die Schiffe unabsichtlich genommen hatte, eine göttliche Weisung erkannte, trat auf ihre Seite. Der Befehl, am nächsten Tage anzugreifen, wurde von Allen mit Jubel begrüßt.

Ein zufälliger Umstand sollte den Waffen des christlichen Heeres sehr zu Statten kommen. Sultan Gjub Saleh war auf der Heimkehr nach Aegypten erkrankt und außer Stande, die Vertheidigungsanstalten auf den zunächst bedrohten Punkten von Alexandrien und Damiette selbst anzuordnen. Er mußte den Schutz der letzteren Stadt einem arabischen Stamme Kenanah übertragen, so wie die Führung des Heeres dem Emir Fachreddin, der auf dem linken Ufer des Nilarmes ein Lager bezog.

Mit dem anbrechenden Morgen richtete das französische Geschwader seinen Lauf nach dem Westabende. Bald konnte man von den Schiffen den Tumult in der Stadt und das nach dem Strande hinausströmende Volk wahrnehmen. Vier wohlgerüstete Kriegsgaleeren verließen den Hafen und näherten sich mit eiligem Ruderschlage; doch erschrocken hemmten sie ihren Lauf, als sie die christlichen Wimpel erkannten. Aber die leichten Fahrzeuge der Franken hatten sie schon vom Lande abgeschnitten, die kleinen Burgeschütze der Kreuzfahrer, welche fünf oder sechs hinter einander gelegte Steine in ziemlich bestimmter Richtung schleuderten, brachten die sarazenischen Ruderer in Unordnung, und die Christen kamen ihnen nahe genug,

um sie mit brennenden Pfeilen zu beschließen und mit ungelöschtem Kalk gefüllte Flaschen hinüberwerfen zu können. Drei von den feindlichen Galeeren scheiterten bei dem vergeblichen Versuche zu entfliehen, und nur die vierte erreichte, hart beschädigt, den Hafen.

Von der Mannschaft der verunglückten Schiffe hatte man Einige aus dem Wasser gezogen und erfuhr von ihnen, daß der größte Theil der wehrhaften Einwohner, in der Voraussetzung, daß die Christen in Alexandrien landen würden, dahin abgegangen sei, und daß die Menge am Gestade fast nur aus zusammengelaufenem Landvolk bestehe. Der König gab sofort das Zeichen zum Angriff, die Ritter mit ihrem Gefolge bestiegen die Landungskähne und ruderten fröhlichen Muthes dem Ufer zu. Dort hatten Schrecken und Bestürzung die verwirrten Haufen ergriffen; nur die Reiter zeigten noch einige Entschlossenheit, und wenn die Uebrigen ihre Flucht noch verzögerten, so war es, weil die Möglichkeit der Landung auf einer der gefährlichsten Stellen bezweifelt wurde. Denn verborgene Sandbänke machten die Rhebe unsicher, und viele Fahrzeuge, überladen durch das Gewicht der Bewaffneten, welche sich ungeduldig hineingedrängt hatten, liefen noch in weiter Entfernung vom Ufer auf den Grund. Einige wenige hatten zwar tieferes Fahrwasser gefunden, aber die feindlichen Reiterhaufen warfen sich auf die geringe Anzahl, und obgleich ihre Pferde zurückprallten, als die Ritter, auf einem Knie hinter ihren Schilden gedeckt, ihnen die schräg in den Boden gepflanzten Speere entgegenhielten, ließen sie sich doch nicht abschrecken, die Angriffe zu erneuern.

König Ludwig, in Verzweiflung, den tapferen Kriegern nicht zu Hülfe kommen zu können, mußte ein unthätiger Zeuge des ungleichen Kampfes bleiben; doch als jetzt das Fahrzeug, welches das Banner von Frankreich, die heilige Drißlamme, trug, durch die Strömung fast ganz allein gegen das Land getrieben wurde, ließ er sich nicht länger halten, sprang in voller Rüstung in die See und alle Ritter stürzten sich ihm nach. Eine panische Furcht ergriff die Haufen der Ungläubigen am Strande bei dem Anblick der Krieger, die, oft bis an die Schultern im Wasser, mit der Lanze in der einen Hand den Grund untersuchend, in der anderen Schild und Schwert über dem Kopf in die Höhe haltend, durch die Wellen auf sie zukamen. Mit ungewisser Hand drückten sie ihre Pfeile ab und flohen nach



Ludwig der Heilige in Aegypten.

Damiette zurück. Die Christen hieben eine Menge von ihnen nieder und würden mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt gedrungen sein, wenn nicht die Anführer, die eine Kriegslist besorgten, sie zurückgehalten hätten.

Auch die Reiterchaaren Fachreddin's, durch die Kühnheit der Franken und den seltsamen Anblick der aus dem Wasser ragenden Helme erschreckt, wagten nur einzelne Angriffe. Der Tod einiger ihrer tapfersten Emire benahm ihnen völlig den Muth, und in der Nacht zogen sie sich über die Brücke bei der Stadt vorbei bis an den Kanal von Aschmum zurück.

König Ludwig ließ gegen Abend ein Lager aufschlagen und vor allem Anderen die Streittruppe an's Land bringen. Die Belagerung der Stadt sollte gleich nach der Ausschiffung der Maschinen ihren Anfang nehmen, doch schon in der Frühe des folgenden Morgens brachten zwei christliche Gefangene, die, unbewacht, aus Damiette entflohen waren, die fast unglaubliche Nachricht, daß die Stadt leer stehe. Die Einwohner, welche durch Fachreddin's Flucht und durch die falsche Nachricht von dem Tode des Sultans vollkommen entmuthigt waren, hatten mit Weib und Kind ihre Wohnungen verlassen und sich theils auf dem Strom, theils zu Lande nach den inneren Provinzen gerettet. Ihre Flucht war so hastig und übereilt vor sich gegangen, daß sie nicht einmal daran gedacht hatten, die Schiffbrücke zu zerstören, und so hinderte nichts den Einzug des Königs, der sich haarfuß mit seinem Gefolge zuerst nach der großen Moschee begab, die vordem zur Kirche der heiligen Dreieinigkeit geweiht worden war.

Man fand die Häuser in der Stadt mit Borräthen angefüllt, denn die Flüchtlinge hatten in der Angst ihr ganzes bewegliches Vermögen zurückgelassen; aber ein von ihnen angelegtes oder von ungefähr entstandenes Feuer konnte erst gelöscht werden, nachdem es schon die Speicher des reichen Kaufhauses zerstört hatte. Der Ertrag der Beute an Waaren und Kostbarkeiten blieb daher hinter der Erwartung zurück.

Die Ansichten über das, was jetzt zu thun sei, waren verschieden. Die Einen riethen, auf Alexandrien loszugehen; die Anderen, tiefer in's Land zu dringen und sich der Hauptstadt Kairo zu bemächtigen. Der König aber, der seine Streitkräfte nicht für stark genug hielt, um gleichzeitig die gemachte Eroberung zu schützen und auf neue auszugehen, beschloß, alle weiteren Unternehmungen bis zur Ankunft der zahlreichen Verstärkung,

welche sein Bruder, der Graf von Poitou, ihm zuführte, aufzuschieben. Das Heer besetzte sein Lager unterhalb der Mauern der Stadt, und außer den Waffen und Kriegsbedürfnissen wurde gleichfalls, was Jeder zu seiner Bequemlichkeit mitgenommen hatte, an's Land gebracht. Auch die Königin richtete ihren Hofstaat zu Damiette ein. — Der erste, so überraschend glückliche Erfolg hatte die Kreuzfahrer sämmtlich mit den frohesten Hoffnungen erfüllt.

Bald aber sollten sich die nachtheiligen Folgen zeigen, welche das müßige Verweilen zu Damiette mit sich führte; denn die Barone und Ritter ergaben sich einem höchst schwelgerischen und ausschweifenden Leben. Nachdem sie in solcher Weise ihr Geld verschwendet hatten, beraubten sie die Landleute, die das Heer mit den täglichen Lebensbedürfnissen versorgten, und verkauften diese sodann zu willkürlichen Preisen. So mußten die Pilger in dem fruchtbarsten Lande der Welt Mangel leiden. Der König, welchem diese Gewaltthätigkeiten zu Ohren kamen, bestrafte zwar die Schuldigen durch schimpfliche Entlassung aus seinem Dienste, aber die Zügellosigkeit hatte schon zu weit um sich gegriffen.

Der Großmeister des Tempels, dem vorzüglich die Befreiung der noch in Kairo gefangenen Ordensbrüder am Herzen lag, bemühte sich unablässig, den König für einen Zug nach der Hauptstadt zu gewinnen, und Ludwig, schon halb entschlossen, sah mit wachsender Ungebuld der Ankunft des Grafen von Poitou entgegen, die der verderblichen Unthätigkeit ein Ende machen sollte. So verstrichen die Sommermonate, die den Unternehmungen im Innern günstige Jahreszeit mußte bald eintreten, und im Eifer, sie nicht zu versäumen, übersahen die Kreuzfahrer die seit ihrer Landung gänzlich veränderte Lage der Dinge.

Während der Krankheit, an welcher der Sultan darnieder lag, hatten treulose oder eigennützige Befehlshaber die Vertheidigungsanstalten geleitet, und bei der vorzeitigen Nachricht von seinem Tode schienen sie nur bedacht gewesen zu sein, ihren Einfluß auf den nachfolgenden Herrscher zu sichern, ohne die Gefahr des Vaterlandes im Auge zu haben. — Gjub Saleh war zu Anfang seiner Regierung bei der Belagerung von Naplusa von den Aegyptern verlassen worden, und verdankte damals sein Leben und seine Freiheit nur der Treue der mamlukischen Leibwachen. Von dem Tage

an setzte er sein ausschließliches Vertrauen auf diese von dem Regenten selbst geschaffenen Krieger, die kein anderes Vaterland kannten, als ihr Lager, keinen anderen Zweck ihres Daseins, als den Willen des Gebieters. Er vermehrte ihre Schaaren weit über die Zahl, mit welcher seine Ahnherren sich begnügt hatten, durch eine Menge turkomanischer und anderer im innern Asien von den Mongolen geraubten Kinder, die er fortwährend durch syrische Sklavenhändler aufkaufen ließ. Auf der Insel Ruddya, welche der Nil zwischen Kairo und Oshiseh bildet, hatte er ein Erziehungshaus angelegt, wo die Knaben unter dem Namen der Bahariten (von Bahr, Meer oder Wasser, weil sie auf einer Insel lebten) zu ihrer kriegerischen Bestimmung gebildet wurden, und ihre Aufnahme unter die Leibwachen öffnete ihnen die Bahn zu den höchsten Würden des Staates. Durch glänzende Tapferkeit hatten die Mamlucken von jeher die Vorliebe ihres Oberherrn gerechtfertigt, aber ihr Stolz kannte schon längst keine Grenze, und ihren Uebermuth vermochte nur der starke Arm des Gebieters im Zaum zu halten. Sie hatten ihre Macht kennen gelernt, sie fühlten, daß sie im Kriege der Regierung unentbehrlich waren, und in dem Glauben, daß der Sultan sich von seinem Krankenlager nicht wieder erheben würde, konnten sie die Beendigung eines Kampfes nicht wünschen, der gleich Anfangs den Nachfolger nöthigen mußte, sich ihnen in die Arme zu werfen.

Gjub Saleh, welcher die Nachtheile der zu großen Gewalt, die er ihnen eingeräumt hatte, zu spät erkannte, durfte in dem gegenwärtigen Augenblick die Beschränkung derselben nicht wagen, und indem er funfzig Häupter der Araber, deren Feigheit Damiette aufgeopfert hatte, mit dem Strange hinrichten ließ, begnügte er sich, dem Oberbefehlshaber nur einen Verweis zu ertheilen. Sobald aber der Sultan die Bewegung eines Tragsessels auszuhalten vermochte, ließ er sich selbst nach Kairo bringen, und unter seiner Leitung gewannen die vorher nur saumselig betriebenen Anstalten Thätigkeit und Leben.

Die Festung Mansurah, welche oberhalb Damiette in einer von Kanälen vielfach durchschnittenen Gegend am rechten Ufer des Nils gelegen und als eine Vormauer von Kairo betrachtet werden konnte, wurde zu kräftigem Widerstande ausgerüstet, und zu Anfang Oktobers bezog der Sultan in geringer Entfernung von ihr mit dem Hauptheere ein Lager,

während sein Feldherr, Nasir Daud, mit einer schwächeren Abtheilung auf der linken Seite des Stromes im Delta sich aufstellte.

König Ludwig beschäftigte sich inzwischen mit der Verstärkung der Festungswerke von Damiette; allein die Kreuzfahrer schienen die Nähe der Feinde ganz vergessen zu haben, denn die wenigsten Anführer waren auf ihren Posten; sie hatten Wohnungen in der Stadt oder in bequemen Landhäusern genommen und streiften zu ihrer Belustigung in der Gegend umher. Viele wurden das Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, und die Muselmänner verloren bei dem Anblick der zahlreichen Gefangenen, welche der Sultan nach der Hauptstadt schickte, die Furcht vor der eisernen Reiterei der Franken. Bei dem Zusammentreffen kleiner Parteien, die jetzt beinahe einander täglich begegneten, zeigten sich die Nachtheile der durch den Zweikampf der Turniere bei der abendländischen Ritterschaft zur Sitte gewordenen Fechtart nur zu deutlich. In geschlossener Masse unüberwindlich, aber bei dem Gewicht ihrer Schutzwaffen zum zerstreuten Gefecht unfähig, entbehrten die Kreuzfahrer Ludwigs die Unterstützung leichter Geschwader und die eines regelmäßig geordneten Fußvolks; wiederholte Verluste nöthigten sie, sich auf die Vertheidigung ihres Lagers zu beschränken, bis endlich die langersehnten Wimpel auf dem hohen Meere sichtbar wurden.

3.

Der Marsch nach Kairo. Ludwig's Gefangenschaft.

Anhaltende Westwinde hatten den Grafen von Poitou nach Affon getrieben, und erst am 24. Oktober konnte die Flotte durch die Mündung des Stromes von Damiette einlaufen. Der König versammelte sogleich den Kriegsrath und legte ihm von Neuem die Frage vor, ob die nächste Unternehmung gegen Alexandrien oder gegen Kairo gerichtet werden solle. Viele Barone erklärten sich mit dem Grafen von Bretagne für das Erstere. Das Heer, sagten sie, könne zu Wasser den Angriffspunkt früher erreichen, als der Sultan; bei Alexandrien würde man die wichtige Unterstützung der Seemacht gewinnen und gegen den Mangel an Lebensmitteln gesichert sein, die Eroberung dieser Stadt aber dem Heere den großen Vortheil ge-

währen, alsdann von zwei festen Punkten zugleich und ohne Gefahr, abgeschnitten zu werden, in das Innere des Landes vordringen zu können. Doch der Graf von Artois stimmte mit Heftigkeit dagegen. Wer die Schlange erlegen will, rief er, muß ihr den Kopf zertreten! Ich stimme für die Hauptstadt; haben wir die, dann muß Alexandrien von selbst fallen.

Der kühnere Rath des Prinzen riß die ohnehin Kampfbegierigen mit fort; der Ausbruch des Heeres, welches 60,000 Mann, darunter 20,000 Ritter, zählte, wurde auf den 27. November festgesetzt, und an die Stelle der langen Unthätigkeit trat plötzlich ein sehr bewegtes Leben. Der kleine Fluß, welcher unweit von Damiette bei Fareskur aus dem Nilarm sich in den See Mensaleh ergießt, wurde, um den Uebergang möglich zu machen, durch einen rasch aufgeworfenen Damm in wenigen Tagen ausgetrocknet. Mit Verwunderung sahen die Christen hier einen türkischen Emir mit fünfhundert Pferden ankommen, der sich erbot, ihnen als Wegweiser zu dienen. Der König, ohne ihm ganz zu trauen, befahl gleichwohl, ihn als Freund zu behandeln; aber nicht lange, so wurden die Sarazenen, die mit den Tempelrittern in Streit geriethen, fast sämmtlich niedergehauen oder in den Fluß gesprengt.

Noch vor dem Ausbruch der Christen von Damiette war Ejub Saleh den heftigen Anstrengungen erlegen, zu denen ihn, krank und schwach, die Vertheidigung seines Landes gewaltsam gedrängt hatte. Die Klugheit der vermittelnden Sultanin, der schönen, aber herrschsüchtigen Schagareddor, hielt den Tod so lange geheim, bis die Emire beider Parteien auf den Befehl ihres, wie sie glaubten, noch lebenden Gebieters dem Thronerben Moabdhem Turanschah, der an der Spitze eines Heeres fern am Tigris die vordringenden Mongolen beobachtete, die Huldigung geleistet hatten. Bis zu seiner Ankunft aber übernahm sie selbst in Verbindung mit dem Emir Fachreddin, der zu den vornehmsten Häuptern der Mamlucken gehörte, die Regierung.

Von den leichten Geschwadern der Feinde auf allen Seiten umringt und unaufhörlich beunruhigt, konnte das Heer der Kreuzfahrer nur sehr langsam vorrücken; zwei glückliche Gefechte bei Scharmeseh und bei Vermuhn reinigten zwar die Gegend, aber die Franken hatten beinahe drei Wochen zugebracht, um eine Strecke von höchstens zehn deutschen Meilen

zurückzulegen. Sie durften sich nicht vom Nil entfernen, auf welchem ihre Schiffe sie aus Damiette mit Lebensmitteln versorgten, und die Menge der Kriegsmaschinen, welche jetzt nicht mehr zu Belagerungen allein, sondern auch als großes Geschütz im Felde gebraucht wurden, mußten ihren Zug höchst beschwerlich machen. Von der nördlichen Seite des Kanals von Aschmum beschossen sie aus ihren Steinschleudern das am rechten Ufer aufgeschlagene Lager der Emire und begannen sofort die Anstalten zum Uebergange. Wahrscheinlich aus Furcht vor den Feuerwerfern, welche eine hölzerne Brücke rasch zerstört haben würden, entschlossen sie sich zu der mühsamen Unternehmung, einen Damm quer durch das Wasser zu führen. Zum Schutze der Bogenschützen und der Arbeiter wurden am Ufer zwei mit Rädern versehene und durch ausgespannte Häute gedeckte Thürme, Befrois, errichtet, und eine Anzahl sogenannter Katzen oder beweglicher Verdachungen gezimmert, unter welchen die Schanzgräber, wie unter bedeckten Gängen, die von den Feinden hinübergeschleuderten Steine nicht fürchten durften.

Diese Thürme wurden in der Woche vor Weihnachten erbaut und gleich darauf begann man den Damm; die Aegypter aber vereitelten diese Arbeit dadurch, daß sie auf ihrer Seite Gruben machten, in welche das Wasser sich ergoß, so daß das Bett des Flusses fortzurücken schien, ohne doch an Breite zu verlieren. Durch die Brücke von Mansurah Meister von beiden Seiten des Kanals, hatten die Feinde alle Vortheile des Angriffskrieges, und der König sah sich genöthigt, sein Lager durch einen tiefen Graben und eine Einfassung von Pfahlwerk zu befestigen. Zugleich lernten die Kreuzfahrer bei dem Bau des Dammes die so verderbliche Wirkung des griechischen Feuers in ihrem ganzen Umfange kennen, denn eines Tages schafften die Sarazenen eine Maschine herbei, welche sie Petrarie nannten und mittels deren sie jenes Feuer in Masse gegen die Thürme warfen.

Das griechische Feuer, eine Erfindung des Architekten Callinique aus Heliopolis zur Zeit Constantins des Bärtigen, bestand aus Pech und anderem Baumgummi, so wie aus Schwefel und Oel. Man bediente sich seiner zu Wasser und zu Lande. Bald wurden Brander damit gefüllt, die man zwischen die feindliche Flotte trieb, um diese anzuzünden; bald

kupferne Röhren, die auf dem Vordertheil der sogenannten Lauffchiffe befestigt waren und das Feuer gegen die Gebäude warfen, die man anzünden wollte. Auf dem Lande bliesen es Soldaten mit Hülfe kleiner Kupferröhren wider die ihnen entgegenstehenden Truppen. Auch schleuderte man gegen Gebäude scharfe eiserne Spieße, die mit brennbaren Stoffen umwickelt oder an Gefäße befestigt waren, die dergleichen Stoffe enthielten und beim Niederfallen leicht zerbrachen. Das Feuer konnte nicht mit Wasser, sondern nur mit Eßig und Sand gelöscht werden.

„Jedesmal“, erzählt der Sire von Joinville, „kam ein Feuerklumpen von der Größe einer Tonne durch die Luft geflogen und zog einen flammenden, wohl vier Fuß langen Schweif hinter sich her. Ein Knall gleich einem Donnerschlage erschütterte weit umher den Boden, und mit fürchterlichem Geprassel fiel der glühende Strom herab. Wir vermochten nichts dagegen zu thun. Sobald wir den ersten Blitz sahen, warfen wir uns platt auf die Erde nieder und befahlen Gott unsere Seele. Bis an das Lager ertönte der gräßliche Wiederhall und so oft der König ihn hörte, fiel er auf die Knie und rief unter heißen Thränen: Guter Herr Jesu Christ, schütze mich und all mein Volk!“

Zweimal gelang es den Feuerwerfern, die Bessrois und die Ragen an dem Damme zu zerstören, und die Arbeit mußte von Neuem angefangen werden. Mit Widerwillen setzten die Kreuzfahrer einen Kampf fort, in welchem sie, bloß auf die Verteidigung beschränkt, auf dem Strom gleich wie auf dem Lande im Einzelnen manchen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitten. Der versammelte Kriegsroth vernahm daher mit Freuden den Vorschlag des Connetable, Humbert von Beaujeu, dem ein Beduine gegen Bezahlung von 500 Goldbyzantinern eine leichte Stelle zu zeigen versprochen hatte, wo die Reiterei durch den Kanal setzen könnte. Der König ließ die Furth untersuchen, und am ersten Tage der Fasten, am 8. Februar 1250, sollte der Uebergang ausgeführt werden.

Der Herzog von Burgund blieb mit seinen Vasallen zum Schutze des Lagers zurück, und der König stellte sich an die Spitze eines trefflichen Heeres von mehr als 17,000 Mann außerlesener Reiterei, unter denen sich 2300 adlige Ritter befanden. Nach hergebrachter Sitte sollten die Tempeler den Vortrab bilden; Robert, dem Grafen von Artois, vertraute der

König die Führung der zunächst folgenden Schaar an, doch verwies er den feurigen Prinzen ausdrücklich an die höhere Leitung des Großmeisters, Wilhelm von Sonnac.

Mit etwa 1400 Pferden ging der Vortrab durch den Strom; ein Haufe von dreihundert Sarazenen, der am Ufer stand, nahm bei dem ersten Angriffe des Grafen von Artois die Flucht. Aber anstatt jetzt zur Deckung des Ueberganges der Nachfolgenden eine Stellung zu nehmen, setzte Robert, ohne auf den Zuruf des Großmeisters zu hören, den Fliehenden nach. Wilhelm von Sonnac sah sich genöthigt, zu seiner Unterstützung nachzueilen; doch alle Vorstellungen des erfahrenen Kriegers so wie des Grafen von Salisbury, der ihm mit zweihundert Engländern nachgekommen war, vermochten nicht die wilde Hitze des Prinzen zu mäßigen. Die Templer, die es für schimpflich hielten, ihn voranzulassen, stürzten gleichfalls hinterdrein, und so jagte der ganze Haufe mit dem Ruf: Auf sie los! auf sie los! den aus der Stadt vorrückenden Geschwadern entgegen. Sachredin, der nach des Sultans Tode den Oberbefehl in Mansurah führte, blieb in dem ersten Handgemenge, und die Franken sprengten mit den fliehenden Feinden zugleich in die geöffneten Thore und zum Theil auch auf der anderen Seite wieder hinaus.

Dort stießen sie im freien Felde auf die baharitischen Mamlucken unter dem kühnen Bibars Bondonkar, und wurden nach einem hartnäckigen Gefecht zur Rückkehr genöthigt. Nur ein Theil der Reifigen und Knappen hatte den Rittern folgen können; die meisten waren in den Windungen der engen Gassen von ihnen abgekommen und viele ergriffen den unbewachten Augenblick, um abzusitzen und in den Häusern zu plündern. In wenigen Minuten verstopften sich die schmalen, für die Reiter zu niedrigen Thore an den Ausgängen der Straßen, und aus Mangel an Raum wurde Lanze und Schwert den Kämpfenden unnütz. Die Einwohner hatten wieder Muth geschöpft; sie schossen Pfeile aus den Fenstern und warfen von den Dächern Steine und Balken auf die eingeklemmte Masse herab, die, von dem Druck der Nachdrängenden fortgestoßen, sich nicht mehr gegen die Feinde wenden konnte. Der Graf von Artois nebst mehr als dreihundert weltlichen Rittern, einer beinahe gleichen Anzahl von Brüdern oder Vasallen des Tempels und dem größten Theile der Engländer fanden den

Tod unter den Hufen ihrer Pferde; nur Wenigen gelang es, durch die Kraft der Streitrossie sich Luft zu machen.

König Ludwig war mit dem Rest des Heeres dem Vortrabe gefolgt; aber die zahlreichen Schwärme leichter Reiterei nöthigten ihn, sich nur mit Vorsicht vorwärts zu bewegen, indem er seinen rechten Flügel an den Kanal lehnte. Eine Abtheilung unter dem Connetable, welche gegen Mansurah vorausging, konnte die Stadt nicht erreichen, denn schon diesseits derselben stieß man auf die regelmäßige Macht der Feinde. Da erkannte der König die große Gefahr seines Bruders und schickte dem Connetable eine Verstärkung unter dem Sire von Joinville mit dem Befehl, Alles zur Rettung des Prinzen zu versuchen. Zugleich beschleunigte das Heer seine Schritte, aber es fand sich durch ein sumpfiges Gewässer aufgehalten, über welches nur ein schmaler, durch Brücken zusammenhängender Damm führte. Hier schienen die Feinde sie erwartet zu haben; denn sobald die Linie sich brach, um hinüberzugehen, fielen sie mit fürchterlichem Geschrei die Vordersten an. Aber die Ritter hielten fest zusammen und kämpften, obwohl in schwache Abtheilungen getrennt und auf verschiedenen Punkten, ohne der Uebermacht zu weichen. Ludwig war mit seinem Gefolge auf einen kleinen Hügel vorgeritten, um das Schlachtfeld übersehen und den einzelnen Haufen, wo sie zu hart gedrängt wurden, Unterstützung schicken zu können. Er glaubte die Seite von Mansurah durch den Connetable gedeckt, aber dieser war nach wiederholten Angriffen zur Umkehr genöthigt worden und konnte schon auf dem geraden Wege nicht mehr zurückkehren. Aus der Stadt strömten die Feinde in voller Masse dem Kampfplatze zu, und eine Schaar, die den König an seinem vergoldeten Helm und an seiner stattlichen Gestalt erkannte, warf sich mit solcher Uebermacht auf seine Bedeckung, daß er nur durch die Stärke seines Arms und durch sein gutes Schwert der Gefangenschaft entgehen konnte. Schon hatte ein sarazenischer Reiter ihm in die Zügel gegriffen und fünf andere suchten ihn vom Pferde zu werfen, aber er führte so gewaltige Hiebe, daß sie von ihm ablassen mußten, und als der Connetable, von der Gefahr des Königs benachrichtigt, an dem Morast entlang ihm zu Hülfe eilte, fand er ihn bereits aus dem Getümmel befreit.

Auf die dringenden Vorstellungen der Anführer entschloß sich der

König endlich, der Ueberlegenheit der Feinde, bei denen noch immer frische Völker ankamen, zu weichen; aber der Rückzug konnte nicht ohne beträchtlichen Verlust ausgeführt werden. Eine nicht geringe Anzahl, die zu Pferde durch das anscheinend seichte Gewässer zu setzen versuchte, fand den Tod in dem betrüglischen Sumpfboden des Ufers, und das Heil des Heeres hing von der Behauptung der Dammbücke ab, welche Joinville und der Graf von Soissons freiwillig übernahmen. Die ganze Gewalt der Ungläubigen richtete sich auf diesen Punkt, und bis zum Abend wiederholten sie unaufhörlich ihre Angriffe. Aber die fränkischen Ritter waren unüberwindlich, sobald sie den Rücken frei hatten und in geschlossener Ordnung den Feind empfangen konnten. Sie ließen sich weder durch das herübergeworfene griechische Feuer schrecken, noch durch die Kühnheit einzelner Waghälse, die bis an die Lanzenspitzen des kleinen Hauses heransprengten, sich zum Nachsetzen verleiten, und auch in der größten Gefahr verleugnete sich der leichte Sinn des französischen Blutes nicht. Der Graf von Bretagne, der, aus Mansurah entkommen, verwundet, mit zerشلagener Rüstung und durchhauem Satteltgurt, so daß er mit beiden Händen auf dem Pferde sich festhalten mußte, mitten durch die Feinde auf den Damm zuellte, konnte doch den Muthwillen nicht lassen, von Zeit zu Zeit sich umzukehren und seine Verfolger zu verspotten. So wandte sich der Graf von Soissons zu Joinville, nachdem sie eben einen Anfall der Feinde zurückgetrieben hatten, und sagte mit lachendem Munde: Bei Gottes Helmhaube! (dies war sein Schwur), Seneschall, Ihr und ich werden daheim noch im Salon den Damen vom heutigen Tage erzählen!

Am Abend besetzte der Connetable die Brücken mit den Armbrustschützen der Leibwache und führte die Ritter zu dem Könige. Sie fanden ihn noch mit den Anordnungen für die Nacht beschäftigt; schweigend ritt er dann mit ihnen nach dem Lager, bis der Prior des Hospitals, Heinrich von Nonnah, zu ihnen kam und indem er Ludwigs Hand küßte, ihn fragte, ob er Nachrichten von dem Grafen von Artois habe.

Wohl habe ich solche, antwortete der König, denn er wußte schon, daß sein Bruder todt sei; und als der Prior, in der Meinung, ihn über den Tod des Grafen zu trösten, auf die Ehre hinwies, welche Gott dem Könige durch den so schwer erkämpften Sieg über die Ungläubigen ver-

lieben habe, sagte Ludwig: Gott muß gepriesen werden für Alles, was er gethan hat! Aber zugleich rollten ihm große Thränen über die Wangen.

Die Christen waren Meister von beiden Ufern des Kanals und, wie es scheint, auch von dem Damm geblieben; ihr Lager stand auf einem vorher von den Ungläubigen besetzten Plage, und sie hatten sogar einige von den Maschinen der Feinde erobert; aber alle diese Vortheile konnten doch den Tod von beinahe tausend Rittern und im Ganzen von mehr als siebentausend Streichern nicht aufwiegen. Auch der Verlust der Gegner war sehr beträchtlich gewesen und außer einem fehlgeschlagenen Versuche, das verlorene Geschütz wieder zu nehmen oder zu vernichten, hielten sie in den nächsten Tagen sich still. Der König benutzte diese Zeit, um eine Brücke über den Kanal schlagen zu lassen und erwartete ruhig am Freitag den 11. Februar den ihm durch Rundschafter verrathenen allgemeinen Angriff der Emire.

Mit dem frühen Morgen breiteten dieselben ihre, das Lager der Kreuzfahrer weit überflügelnden Linien aus, doch verschoben sie noch den Angriff, wahrscheinlich um eine in der Nacht über den Nil gegangenen Abtheilung, welche den Posten des Herzogs von Burgund beschäftigen sollte, den nöthigen Vorsprung gewinnen zu lassen. In der Mittagstunde endlich setzte sich der linke Flügel der Sarazenen, mit den Feuerwerfern an der Spitze, in Bewegung und drang in stufenförmiger Ordnung mit solchem Ungestum gegen den rechten der Kreuzfahrer vor, daß die Abtheilung des Grafen von Anjou in Unordnung gerieth und er selbst, im ersten Anlauf vom Pferde geworfen, nicht im Stande war, sie wieder zu sammeln.

Als der König die bedrängte Lage seines Bruders erfuhr, vermochte nichts ihn aufzuhalten; er setzte augenblicklich die Sporen ein, sprengte, den Degen in der Faust, vorwärts mitten in die Schlacht hinein, wo sein Bruder stand, und führte Schlag auf Schlag gegen die Türken, wo er sie am dichtesten geschaart fand. Gott schützte ihn wunderbar, denn die Hiebe der Ungläubigen glitten an seiner Rüstung ab; das griechische Feuer, welches seine Satteldecke schon ergriffen hatte, wurde im Gedränge erstickt, und die nacheilenden Ritter entrißen den Feinden die erlangten Vortheile.

Nach wiederholten Versuchen, die christliche Schlachtlinie auf irgend einem Punkte zu durchbrechen, gaben die Emire, überall zurückgeschlagen,

daß vergebliche Beginnen auf. Die fränkische Tapferkeit hatte gegen einen weit überlegenen Feind den Kampfplatz behauptet, aber der Sieg brachte sie gleichwohl um keinen Schritt weiter; sie durften sich nicht ausbreiten, um Boden zu gewinnen, und der Mangel an gutem Fußvolk hinderte sie, sich neue Stützpunkte zu schaffen. Sie, die Angreifenden, mußten unaufhörlich auf ihre eigene Vertheidigung bedacht sein.

Am wenigsten eignete sich ein so schwerfälliges Heer zu der Eroberung eines so durchschnittenen Landes wie Unterägypten, und Ludwig mußte das Schicksal seiner Vorgänger erfahren, sobald seine Gegner zu der alten Regel Saladin's zurückkehrten, durch kleine Gefechte und Abschneiden der Zufuhr die Christen aufzureiben. Wahrscheinlich in der Hoffnung, durch einen entscheidenden Schlag in der Abwesenheit des Sultans ihr Ansehen zu befestigen, hatten die Emire zu ihrem Nachtheil die offene Schlacht jenem langsamen, aber sichereren Wege vorgezogen, und Turanschah, der gegen das Ende Februars in Mansurah eintraf, gab ihnen darüber vielleicht mit zu wenig Schonung seinen Unwillen zu erkennen. Auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters war er mit einem Gefolge von funfzig Reitern aufgebrochen, und hatte mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit den Weg von den Quellen des Tigris bis Damaskus zurückgelegt. Als er hier die Huldigung der Statthalter empfangen hatte, eilte er nach dem Schauplatz des Krieges. Die Taubenpost verkündigte seine nahe Ankunft, und Schagareddor übergab ihrem Stieffohn die Regierung in Salahieh, wohin sie ihm entgegen gegangen war.

Die erste Maßregel, die der Sultan ergriff, ging dahin, die Schifffahrt auf dem Nil zu unterbrechen. Er ließ auseinandergenommene Fahrzeuge auf Kameelen und Wagen zu Lande nach Mehalleh und von da auf kleinen Kanälen in den Nilarm von Damiette bringen, wo sie versteckt den aus der Stadt kommenden fränkischen Lastfäbren auslauerten, die zwischen ihnen und den aus Mansurah ausgelaufenen Schiffen in zwei Feuer kamen. Der Verlust von funfzig beladenen Fahrzeugen verbreitete Schrecken und Bestürzung im christlichen Lager. Bisher hatten die Kreuzfahrer im Ueberfluß gelebt, bald aber machte der Mangel sich fühlbar, die Lebensmittel stiegen zu den höchsten Preisen, und zur Vermehrung der allgemeinen Noth mußten die Frommen wie die Hungrigen sich den, besonders in

der Fastenzeit unentbehrlichen Genuß der Fleischspeisen versagen. Die Tausende der in den Kanal geworfenen Körper von Menschen und Pferden hatten sich, da das Wasser hoch ging, bei der Brücke gestaut, und ihre pesthauchenden Ausdünstungen verbreiteten eine fürchterliche Seuche unter den Kranken. Es waren der Leichen so viele, daß man einen kleinen Steinwurf weit, von der Brücke abwärts, gar kein Wasser, sondern nur Leiche an Leiche sah. Der König mietete hundert Arbeiter, um den Strom zu reinigen, aber seine Gewissenhaftigkeit, die Leiber der Sarazenen von denen der Christen zu sondern, von denen man die ersteren mit Gewalt unter der Brücke forttrieb, die letzteren übereinander in großen Erdgruben bestattete, verlängerte das tödtliche Geschäft auf volle acht Tage. Fast Alle, die dabei angestellt waren, starben in kurzer Zeit; treue Diener, welche die Ueberreste ihrer in der Schlacht gebliebenen Gebieter aufsuchten, wurden die Opfer ihrer Ergebenheit, und in dem ganzen Heere blieben nur Wenige von den immer mehr überhand nehmenden Krankheiten verschont. Die Genesenden erholten sich nur langsam, und wie gewöhnlich wüthete das Uebel am verheerendsten unter der Menge der Armen, die bei der Theuerung der Lebensmittel sich keine gesunde Nahrung verschaffen konnten.

Der Krieg wurde jetzt mit gegenseitiger Anstrengung auf dem Wasser geführt; die Christen erfochten einige Vortheile, aber das griechische Feuer gab ihren Gegnern ein entscheidendes Uebergewicht, und als am 16. März abermals zweiunddreißig Schiffe verloren gingen, mußte den Kreuzfahrern die Unmöglichkeit, bis Kairo vorzubringen, nur zu deutlich einleuchten. Der König beschloß, sich auf das linke Ufer des Kanals zurückzuziehen; um den Uebergang zu decken, ließ er an der Brücke eine Schutzwehr mit zwei Eingängen errichten, das Gepäck wurde vorausgeschickt, und am folgenden Tage ging das Heer ohne Verlust hinüber. Selbst der Brückenkopf wurde durch die Tapferkeit des Grafen von Anjou gegen die wüthenden Angriffe der Feinde behauptet.

Aber der Zustand der Kreuzfahrer war immer noch wenig gebessert. Wenn auch die Kranken nicht mehr so schnell hinstarben, so nahm doch die Anzahl derer, welchen das schleichende Uebel alle Kraft und allen Muth raubte, mit jedem Tage zu, und Ludwig selbst sah sich nicht mehr ähnlich; die bleiche Farbe seiner Wangen und der augenscheinliche Verfall seines

kräftigen Körpers erfüllte Alle, die sich ihm näherten, mit den bangsten Besorgnissen. Bitterer Kummer nagte an seiner Seele, die Noth der Krieger zerriß sein Herz, und doch erlaubte ihm seine Gewissenhaftigkeit nicht, eine Unternehmung ganz aufzugeben, zu der er sich von Gott ausdrücklich berufen glaubte. Erst als er erfahren mußte, daß Viele aus Mangel und Verzweiflung zur Flucht verleitet wurden, entschloß er sich, dem Rathe der vornehmsten Anführer zu folgen. Die Vorstellung von dem ewigen Verderben der Unglücklichen, welche die Noth zur Abschwörung ihres Glaubens treiben könnte, siegte über jede Bedenklichkeit, und eine Unterhandlung mit dem Sultan wurde eröffnet.

Turanschah wünschte gleichfalls die Beendigung eines Krieges, der ihn von den ehrgeizigen Anführern der Mamlucken abhängig machte. Schon als Jüngling zum Statthalter der entlegenen asiatischen Provinzen ernannt, hatte er fern vom ägyptischen Hofe das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht. Die schon seinem Vater verdächtigen Diener des Staats waren ihm fremd geworden, das Ansehen, welches sie sich während seiner Abwesenheit angemacht hatten, schien ihm ein Eingriff in seine Rechte, ihr nicht von ihm verlangter Rath Geringschätzung seiner eigenen Einsicht. Wohl nicht mit Unrecht mißtraute er den stolzen Häuptern der Leibwachen, die sich mit Widerwillen unter die Herrschaft eines nicht in ihrer Mitte aufgewachsenen Thronerben beugten; aber unvorsichtig verrieth er zu früh seinen Argwohn, indem er die Stellen einiger der vornehmsten Kronbeamten den jüngeren Gefährten seiner Kriege in Mesopotamien anvertraute, und aus dem Voratz, seine Stiefmutter und deren Anhänger über die Verwaltung der Einkünfte zur Rechenschaft zu ziehen, kein Geheimniß machte. Dazu bedurfte er aber des Friedens, und die Bedingungen, welche er zum Grunde legte, waren so mäßig, daß sie Ludwig ohne Bedenken annahm. Der Sultan erbot sich zur Auswechslung der Gefangenen in Masse und zur Räumung der auf dem Boden von Palästina von ihm besetzten Plätze, und verlangte dagegen nur die Zurückgabe von Damiette in unbeschädigtem Zustande der Wohnhäuser und der Festungswerke. Uebrigens sollten die Christen ihre Kriegsmaschinen und das gesalzene Fleisch behalten, und unter dem Schutze der öffentlichen Treue ihre Kranken nebst den Gesundheitsbeamten, so lange es die Umstände erforderten, daselbst zurücklassen können.

Ohne Anstand willigten die französischen Bevollmächtigten in diese Vorschläge, aber der Stolz der Ritter empörte sich, als einer der ägyptischen Abgeordneten darauf bestand, daß der König selbst bis zur Erfüllung des Vertrags als Geißel zurückbleiben müsse. „Nehmt uns selbst,“ riefen die Franzosen, indem sie mit Unwillen die Verhandlung abbrachen, „nehmt einen der beiden Prinzen; aber eher wollen wir sterben, als schimpflich das geheiligte Haupt unseres Königs verpfänden!“

Die Kreuzfahrer konnten jedoch, da ihnen die Zufuhr auf dem Strome abgeschnitten war, ihre Stellung nicht länger behaupten, und wenn Ludwig nicht Gefahr laufen wollte, von den Feinden, die sich jetzt auch in seinem Rücken auf dem rechten Ufer des Nilarmes zeigten, völlig eingeschlossen zu werden, so mußte er den Ausbruch nach Damiette beschleunigen. Er gab Befehl, die Kranken auf die noch übrigen Schiffe zu bringen und die Maschinen zu verbrennen; aber wie schwach er sich auch selbst fühlte, so konnte doch kein Zureden ihn bewegen, das Heer zu verlassen. „Ich habe gelobt, mit meinen Völkern zu leben oder zu sterben!“ antwortete er den Anführern, die ihn dringend baten, ein Schiff zu besteigen oder wenigstens mit der Abtheilung des Herzogs von Burgund voranzugehen, und als sich am Abend des 5. April das Heer in Bewegung setzte, so blieb er, ohne seine Leibwachen bei sich zu behalten, bei dem Nachtrab, den Walthar von Chatillon anführte.

Der König hatte den Maschinenmeistern die Zerstörung der Brücke aufgetragen, aber Feigheit oder Nachlässigkeit hinderte die Ausführung; die Feinde gingen noch in der Nacht hinüber und fielen plötzlich den Franken in den Rücken. In der Dunkelheit wurden die letzten Abtheilungen auseinandergesprengt, ehe noch die vordersten von dem unerwarteten Angriff Nachricht erhielten; die Führer eilten den König aufzusuchen, und in der Ungewißheit über sein Schicksal theilte die Verwirrung sich der ganzen Reihe bis an die Spitze mit. Ludwig hätte entkommen können, aber indem er, von einem kleinen Haufen unterstützt, sich vergebens bemühte, die aufgelösten Schaaren wieder zu sammeln, wurde er von der Hauptmasse abgeschnitten und mußte endlich nach einem fruchtlosen Kampfe das Schlachtfeld räumen.

Doch schon konnte er die vorderen Abtheilungen nicht mehr erreichen.

Die ganze Ebene war mit heutigetierigen Beduinen bedeckt; in dem Versuch, sich durchzuschlagen, fielen die Begleiter des Königs oder kamen von ihm ab, und zuletzt irrte er nur noch mit einem einzigen Gefährten, Gottfried Herrn von Sergines, in der unbekanntem Gegend umher. Ihr gutes Schwert hielt die einzelnen Angreifer zurück, aber plötzlich wurde Ludwig so schwach, daß er keinen Hieb mehr zu führen vermochte. Die gewaltsame Anspannung hatte die letzten Kräfte seines durch Krankheit und Kummer abgematteten Körpers erschöpft, und Gottfried, der jetzt allein nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Gebieter vertheidigen mußte, sah mit Todesangst den Augenblick kommen, wo der König ohnmächtig vom Pferde sinken würde. In dieser Noth pries er sich glücklich, als er in geringer Entfernung ein Gehöft erkannte, wo er sich erinnerte, eine Frau gesehen zu haben, die, aus Paris gebürtig und wahrscheinlich von früheren Kreuzfahrern als Kind zurückgelassen, unter dem fremden Himmel die Sprache der Heimath und die Liebe zu ihren Landsleuten noch nicht vergessen hatte. In ihrem Hause fand der kranke König einige Erquickung; aber er war hier nicht sicher, und doch drohte ihm gleiche Gefahr bei dem Versuche, seinen Weg fortzusetzen. Schon streiften die leichten Schwärme der Araber bis an das Dorf, doch Walthar von Chatillon, welcher der Spur des Königs gefolgt war, bewachte das Haus. Er trieb ganz allein die Eindringenden zurück, und so oft er einen Augenblick frei war, sprengte er hinaus und schrie, indem er sich in den Bügeln hob: „Chatillon! Chatillon hier! Hierher, meine Mannen!“ Doch Niemand hörte seinen Ruf.

Einige andere Barone und Ritter hatten endlich den Aufenthalt des Königs gefunden und einer von ihnen, Philipp von Montfort, glaubte in der Nähe einen Emir erkannt zu haben, der bei der ersten Unterhandlung sich besonders freundschaftlich gezeigt hatte. Bei der Unmöglichkeit, den Feinden zu entgehen, mußte Ludwig es für einen Gewinn halten, wenn er, anstatt als ein Gefangener in ihre Hände zu fallen, sich ihnen als Geißel übergeben konnte, und Philipp erhielt den Auftrag, zu versuchen, ob sich vielleicht noch jetzt auf die vorigen Bedingungen ein Vergleich schließen lasse. Der Emir machte ihm Hoffnung dazu und fertigte sogleich einen Boten an den Sultan ab; doch ehe der Abgesandte noch die Vorschläge überbringen konnte, vollendete die Feigheit eines Verräthers, oder

vielleicht auch nur der unkluge Eifer eines Voreiligen den Untergang der Christen.

In der Verwirrung des nächtlichen Angriffs war der größte Theil des Heeres in der Gegend von Jareskur zerstreut worden; aber die Leibwachen und die Ritter des königlichen Hauses bildeten noch immer einen stattlichen Kern, zu welchem am folgenden Morgen viele der vornehmsten Bannerherren mit nicht unbeträchtlichem Gefolge sich versammelten. Ohne sich durch die Uebermacht schrecken zu lassen, behauptete die tapfere Schaar ihren Posten und schlug wiederholt die Angriffe der Feinde zurück. Sie würde, mit dem Könige in ihrer Mitte, unbeseigt Damiette erreicht haben, aber vergebens harrten die Häupter auf Nachricht von ihm. Plötzlich sprengte einer von den sogenannten Sergents d'épée, der Leibwache des Königs, die gewöhnlich seine Befehle zu überbringen hatten, auf die Kämpfenden los und schrie ihnen zu: „Alles ist verloren! Im Namen des Königs, ergebt euch! Die Feinde führen ihn fort; euer Widerstand wird ihm das Leben kosten.“

Diese Worte erschreckten die Ritter, welche, da sie den Boten von Person kannten, nicht zweifeln konnten, daß er im Auftrage des Königs spreche. Sie brachten also, ohne sich zu bedenken, der Erhaltung des geliebten Monarchen das Opfer ihrer Freiheit und überlieferten sämmtlich den Sarazenen ihre Waffen.

Alles gewann nun eine veränderte Gestalt. Philipp von Montfort verzweifelte, als er die Gefangenen vorbeiführen sah, und der Emir verhehlte ihm nicht, daß jetzt von einem Vergleich nicht mehr die Rede sein könne. Die letzten Streitkräfte der Franken waren vernichtet. Der Kampf hatte ein Ende, nur einzelne Flüchtlinge wurden noch niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht; der tapfere Chatillon fiel in der Bertheidigung seines Königs, als Bondonbar's Reiter in das Dorf drangen.

Ludwig's Leben schwebte in der größten Gefahr. Selbst nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, schwenkten die ergrimten Mamlucken, einander die glänzende Beute mißgönnend, ihre Säbel über seinem Haupte. Die unerschütterte Ruhe, mit welcher er, ohne Furcht oder Schmerz zu verrathen, den Märtyrertod erwartete, entwaffnete die Mordlust der Wüthenden, doch nicht ihre Raubgier. Sie nahmen ihm seine Waffen, selbst

seine Kleider, legten ihm Fesseln an und schleppten ihn drohend mit sich fort. Er glaubte seiner Hinrichtung entgegen zu gehen, aber er war in die Hände eines edelmüthigen Siegers gefallen. Sobald Turanschah die Gefangenschaft des Königs erfuhr, ließ er ihn nach Mansurah in das Haus des Geheimschreibers Ibrahim ben Sofman bringen und schickte ihm zwei, mit kostbarem Pelzwerk besetzte Anzüge, so wie funfzig andere für die vornehmsten Barone.

Nach der traurigen Sitte der damaligen Zeit wurde die Menge der Gefangenen, von denen kein Lösegeld zu erwarten war und die zum Sklavendienst nicht tauglich schienen, ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Nur Kunstverständige oder Handwerker mußten auf Befehl des Sultans verschont werden, und Viele, besonders von dem Schiffsvolke, retteten ihr Leben durch Abschwörung des Christenthums.

Ein noch härteres Loos, als den Streitern auf dem Lande, war den Kranken gefallen, welche man auf die Schiffe gebracht hatte. Von dem griechischen Feuer der feindlichen Flotte gegen Wind und Sturm zurückgetrieben, stießen die Fahrzeuge gegen einander oder scheiterten am Ufer, wo die umherstreifenden Araber Alle, die sich zu retten suchten, ohne Unterschied niedermegelten. Dem Sire von Joinville, der an einem heftigen Fieber darniederlag, gab die Gefahr zu rechter Zeit noch so viel Kraft, daß er seinen Steuermann nöthigen konnte, in der Mitte des Stromes zu bleiben, obgleich vier feindliche Galeeren seinem Schiffe entgegenkamen. Er hielt es für gerathener, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu ergeben, als vereinzelt in die Schwerter der Ungläubigen zu rennen.

Eine der Galeeren war herangekommen und bereitete sich zum Entern, ohne auf das Geschrei des Schiffsvolkes, daß der Befehlshaber ein Verwandter des Königs sei, zu achten; aber ein aus Sicilien gebürtiger Sarazen hatte es verstanden. Er schwamm nach dem christlichen Fahrzeuge, kletterte über Bord und rief, indem er den Herrn von Joinville mit beiden Armen umklammerte: „Herr, Ihr seid verloren, wenn Ihr mir jetzt nicht folgt! Springt in's Wasser, jetzt bemerken sie Euch nicht; sie denken nur an Euer Schiff.“ Zugleich reichte er ihm ein Seil, das an der Galeere befestigt war, und Beide warfen sich in den Strom. Von seinem Ketter im Schwimmen unterstützt, erreichte Joinville glücklich das feindliche Schiff;

doch als er nachher an's Land gesetzt wurde, rissen umherschweifende Plünderer ihn nieder, und schon fühlte er das Messer eines Beduinen an seiner Kehle; aber der treue Sarazen ließ ihn nicht aus seinen Armen und befreite ihn aus den Händen der Mörder, indem er ihn für einen königlichen Prinzen ausgab.

Er führte ihn nun nach einem umzäunten Plage, wo unter anderen Gefangenen auch einige von Joinville's Leuten ihren Herrn mit Thränen begrüßten. Viele der feindlichen Befehlshaber hatten sich hier versammelt; einer von ihnen nahm dem Ritter den Helm ab, und gerührt von dem Anblick des Kranken, der vor Fieberfrost zitterte, befahl er, ihm aus dem erbeuteten Gepäck eine warme Decke zurückzugeben. Ein Anderer brachte ihm einen Gürtel, ein Dritter eine Kopfbedeckung, und als sie von seinem Begleiter erfuhren, daß er an einer Halsentzündung leide, ließen sie ihm einen Heiltrank reichen, der auf der Stelle seine Schmerzen linderte und am folgenden Tage ihn ganz davon befreite.

Eben so menschenfreundlich behandelte ihn der Befehlshaber der Flotte, zu dem er nach seiner Genesung geführt wurde. Auf die Frage desselben gestand der Gefangene ihm freimüthig, daß seine Verwandtschaft mit dem Könige bloß auf einer Erfindung seiner Diener beruhe, die ihm dadurch das Leben zu retten gedacht hätten. „Das war gut gethan“, erwiderte der Emir, „denn leicht hättet Ihr in der ersten Hitze sämmtlich niedergemacht werden können. Aber“, fuhr er fort, „steht Ihr nicht etwa in einigem Verhältniß zu dem Kaiser Friedrich?“ Und als er vernahm, daß Joinville diesem Monarchen wirklich verwandt sei, denn die Mutter des Seneschalls war eine Nichte des deutschen Kaisers, versicherte er ihm, daß er nichts zu befürchten habe. Er ließ ihn aufs Beste bewirthen und wurde selbst nicht ungehalten, als sein Gast bei der zufälligen Erinnerung, daß der Tag ein Freitag sei, erschrocken aufsprang und die vor ihm stehende Schüssel mit Fleisch zu Boden warf; er meinte bloß, ein unwillkürlicher Fehler habe nicht viel zu bedeuten.

Bis zu dem Tage, an welchem die Gefangenen nach dem Lager des Sultans geführt werden sollten, war der gutmüthige Sarazen keinen Augenblick von Joinville's Seite gewichen; jetzt erklärte er ihm, daß er ihn nicht länger begleiten könne, und forderte zugleich den Lohn für seine

Dienste. Er brachte nämlich einen Christenknaben, den er gerettet hatte, und der Ritter mußte ihm schwören, sich des Wehrlosen anzunehmen und ihn nicht von der Hand zu lassen, bis sie in Sicherheit wären, weil sonst die Türken den Knaben als einen unnützen Gefangenen niederhauen würden. Derselbe war von väterlicher Seite ein Sprößling des edlen Hauses Montfaucon, und wuchs nachher unter den Augen des Sire von Joinville auf, aber weder er noch sein Pflegevater sahen ihren edelmüthigen Retter je wieder.

In dem Lager des Sultans hatte Joinville einen furchtbaren Anblick. Er wurde mit noch anderen französischen Baronen in ein Zelt geführt, aus welchem sie in einen mit Erdmauern umschlossenen Hof sehen konnten. Dort befanden sich eine Menge Ritter und Leute als Gefangene, und die Sarazenen ließen Einen nach dem Andern vortreten und fragten ihn, ob er seinen Glauben abschwören wollte; die, welche Ja sagten und es thaten, wurden auf die Seite geführt; den Andern aber, die es verweigerten, wurde sofort der Kopf abgeschlagen.

Bald darauf kam ein Abgesandter des Sultans, der die fränkischen Großen fragen sollte, ob sie frei sein wollten und was sie für ihre Befreiung zu geben gedächten. Der Graf von Bretagne erwiderte im Namen Aller, daß dies gewiß ihr Wunsch sei und daß sie Alles dafür thun und leiden wollten, was dem Rechte nach möglich sei.

„Wollt Ihr“, fragte der Bezir, „eins von Euren Schlössern in Palästina als Lösegeld geben?“

„Nimmermehr!“ versetzte der Graf; „denn sämtliche Schlösser sind das Eigenthum des deutschen Kaisers, der nicht dulden würde, daß davon etwas dem Sultan zufiele.“

„Ober würdet Ihr“, fragte Jener weiter, „ein Schloß der Templer oder das Spital von Rhodus für Eure Befreiung ausliefern?“

„Auch das nicht!“ war des Grafen Antwort. „Das würde gegen das Gelübde der Templer streiten, die als die Hüter jener Schlösser Gott geloben müssen, keins derselben um eines Menschen Freiheit zu geben.“

„Nach dem Allen“, versetzte der Sarazen, „scheint es, daß Ihr kein Verlangen tragt, frei zu werden, wir wollen Euch also die Schwertspieler schicken, damit sie Euch thun wie den Andern.“

Damit ging er fort, und nicht lange nach ihm kam wieder ein alter und, wie es schien, sehr angesehener Sarazen, den eine Menge junger Leute begleiteten, von denen jeder ein Schwert umgegürtet hatte. Die Barone glaubten nicht anders, als daß es nun um ihr Leben geschehen sei; der alte Sarazen aber ließ sie durch einen Dolmetscher fragen, ob es wahr sei, daß sie an einen einigen Gott glaubten, der am Kreuze für sie gestorben und nach drei Tagen wieder aufgestanden sei. Als dies bejaht wurde, fuhr er fort: „So mögt Ihr Euch trösten, daß Ihr um seinetwillen wohl Verfolgungen, doch noch nicht den Tod erlitten habt, wie er für Euch. Hat er für sich die Macht besessen, zum Leben aufzuerstehen, so wird er Euch sicherlich in Kurzem freimachen.“ Nach diesen Worten schied er mit seinen Begleitern, ohne den Gefangenen ein Leid zuzufügen.

König Ludwig wurde in Mansurah mit der seinem Range gebührenden Achtung behandelt, und man erlaubte ihm, einen Boten nach Damiette zu seiner Gemahlin zu schicken, welche in diesen Tagen der Angst und Bedrängniß einen Sohn gebar, der zum Andenken an die traurigen Begebenheiten jener Zeit den Namen Tristan empfing. Ohne die Wachsamkeit des Herzogs von Burgund würde übrigens Damiette gleich in den ersten Tagen einer Abtheilung der Feinde zur Beute geworden sein, die sich trügerischer Weise unter dem Schutze der auf dem Schlachtfelde gefundenen christlichen Fahnen der Stadt näherten. Auch drohte fortbauernde Gefahr von der Furcht der aus Genuesern und Pisanern bestehenden Besatzung, die ihre Schiffe schon zur Rückkehr nach Europa segelfertig gemacht hatte. Zum Glück waren vor Kurzem ansehnliche Geldsummen aus Frankreich angekommen, und durch Standhaftigkeit, Zureden und zu rechter Zeit angewendete Freigebigkeit hielt Margaretha die Wankelmüthigen zurück.

Turanschah war gleich nach der Schlacht bis Jareskur vorgerückt und hatte sich am Ufer des Stromes gelagert. Ein mit gemalter Leinwand überzogenes Pfahlwerk umschloß den geräumigen Platz, wo die Zelte des Sultans aufgeschlagen waren; am Eingange des vordersten legten die Emire, wenn sie erschienen, ihre Schwerter und Stäbe nieder, und aus dem inneren Gemache führte ein bedeckter Gang zu einem von Gitterwerk mit darüber gespannten indischen Tüchern leicht aufgeführten Thurme, von dessen Höhe die ganze Gegend bis Damiette übersehen werden konnte.

Auch für den König war ein Zelt in diesem Raume aufgerichtet worden, und Turanschah, dem sehr daran lag, die Franken aus Aegypten zu entfernen, ließ ihn fragen, ob er Damiette und die Besitzungen der Christen in Syrien gegen freien Abzug mit dem Reste seines Heeres ausliefern wolle. Ludwig erwiderte gleichfalls, daß er über Palästina, welches dem deutschen Kaiser als rechtmäßigem Könige von Jerusalem gehöre, nicht verfügen könne, und eben so lehnte er die Forderung ab, dem Sultan die festen Plätze der Ritterorden zu übergeben, erbot sich aber, das Lösegeld zu zahlen, welches Turanschah bestimmen werde. Dieser forderte nicht weniger als zehnmalhunderttausend goldene Byzantiner (etwa anderthalb Millionen Thaler). Ludwig willigte augenblicklich ein, die Freiheit seiner Krieger mit einer für die damalige Zeit so ungeheuren Summe zu erkaufen; dagegen erklärte er, für seine Person Damiette ausliefern zu wollen, da er um Geld sich nicht loskaufe. Als man die Nachricht dem Sultan überbrachte, rief er: „Wie? er hat nicht versucht, etwas abzuhandeln? Wahrlich, das ist königlich! Fürsten geziemt es nicht, gleich Krämern zu dingen. Aber der Franke soll uns nicht an Edelmuth übertreffen. Geht, sagt ihm, daß ich ihm den fünften Theil der Summe ablasse.“

Auf diese Bedingungen wurde der Vergleich abgeschlossen: Damiette sollte in der folgenden Woche geräumt, die Hälfte des Lösegeldes gleich bezahlt und bis dahin der Graf von Poitou als Geißel übergeben werden; die andere Hälfte versprach der König von Akkon aus nachzusenden. Den fränkischen Großen, welche man auf die Schiffe zurückgebracht hatte, wurde die frohe Nachricht eilig mitgetheilt, und Alle überließen sich der Freude über ihre nahe Befreiung und priesen die Mäßigung des Siegers, der weit härtere Opfer von ihnen hätte erpressen können. Doch das Ende ihrer Trübsale war noch nicht gekommen.

Die mißvergünstigten Emire hatten sich mit Schagareddor, deren Erwartung, unter dem Namen ihres Stiefsohnes zu herrschen, getäuscht worden war, so wie mit den strenggläubigen muselmännischen Schriftgelehrten, die an der Schonung der Christen ein Vergerniß nahmen, zum Untergange des Sultans vereinigt, und nur die Furcht vor dem versammelten Heere hielt noch den Arm der Verschworenen zurück. Der schnelle Abschluß des Friedens nöthigte sie zu der Beschleunigung ihres mörderischen Anschlages.

Durch einen untergeschobenen Befehl ließen sie die sarazenischen Kriegsvölker am 2. Mai gegen Damiette aufbrechen, und zugleich drangen die Emire mit gezogenen Schwertern in das Zelt ihres Gebieters. Von dem wilden Bibars Bondonkar verwundet, flüchtete sich der Sultan in den Thurm, um von oben nach Hülfe zu rufen; bald aber mußte er, da man die Decke des Thurms durch griechisches Feuer in Brand setzte, denselben verlassen und floh dem Nil zu. Auf dem Wege dahin verwundete ihn die Lanze eines seiner Verfolger; ganz gewaffnet sprang er in den Fluß, doch eine Anzahl der Verschworenen sprang ihm nach und ermordete ihn im Wasser. Dann schlugte man ihm den Leib auf und riß ihm das Herz heraus. Blutend brachten es die Mörder zum Könige und Bondonkar schrie: „Ich habe deinen Feind umgebracht, was giebst du mir dafür?“ Aber der fromme König wandte sich mit Abscheu von ihm, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Ein anderer Haufe rannte tobend, das bloße Schwert in der Hand, die Schlachttagt über der Schulter, nach den Galeeren, wo die Barone eingeschifft waren. Joinville fragte den Ritter Balduin von Ibelin, der die arabische Sprache verstand, was der Lärm zu bedeuten habe. „Daß sie uns Allen“, lautete die Antwort, „die Köpfe abschlagen wollen.“ Da knieten eine Menge der Ritter vor einem Mönche nieder und beichteten. Joinville aber konnte sich in der Angst weder auf eine Sünde, noch auf eine Gebetsformel besinnen. Es wollte ihm nichts einfallen, als die Worte: „So starb die heilige Agnes!“ welche er andächtig aussprach. Neben ihm kniete Herr Guy von Ibelin, Tonnetable von Cypern; er beichtete dem Seneschall, und dieser ertheilte ihm, so gut er's vermochte, die Absolution, obgleich er kein Wort von der Beichte verstanden hatte.

Alle erwarteten den Todesstreich; die Türken begnügten sich jedoch, sie in den niedrigen Schiffsräum einzusperrern, wo sie so dicht zusammengepreßt liegen mußten, daß die Füße des Einen den Kopf des Andern berührten. So brachten sie den Rest des Tages und die folgende Nacht in der traurigen Voraussetzung zu, daß man sie hier nur eingeschlossen habe, um sie einzeln herauszuholen und zur Hinrichtung zu führen.

In einer stürmischen Berathschlagung der Verschworenen waren unterdessen Schagareddor als Sultanin auf den Thron, und ein vornehmer

Emir Affeddin Ibel zum Oberfeldherrn erhoben worden. Ueber das Schicksal der Gefangenen erhob sich ein langer Streit. Einige der wildesten unter den Anführern meinten, der beste Rath sei, den König und die gefangenen Franken sämmtlich zu tödten, weil sie dann gewiß nicht wieder kommen würden; aber Ibel widersetzte sich diesem grausamen Vorschlage, und die Aussicht auf das reiche Lösegeld ließ auch die Mehrzahl auf seine Seite treten. So erklärte man sich bereit, den mit Turanschah geschlossenen Vertrag in allen Punkten zu erfüllen, und eine freundliche Botschaft kündigte den Gefangenen ihre Erlösung an.

Gern wären die Befreiten sogleich an's Ufer geeilt, aber die morgenländische Sitte erlaubte den Emiren nicht, sie ohne Bewirthung zu entlassen, und, um sie zu ehren, waren die Eier, welche man ihnen nebst an der Sonne gebrörrten Käsekuchen vorsetzte, mit bunten Farben bemalt.

Am 6. Mai, den Tag nach dem Feste der Himmelfahrt, wurde Damiette übergeben und der Anfang mit dem Abwägen des Goldes gemacht. Man rieth dem Könige, einen Theil des Lösegeldes bis zur Auslieferung der Geißel zurückzubehalten, allein er wollte bei einem redlichen Vergleich kein unwürdiges Mißtrauen zeigen. Zwar ließ er sich bewegen, für seine Person schon am ersten Tage eine genuessische Galeere zu besteigen, doch als er erfuhr, daß seine Schatzmeister die Ungläubigen um zehntausend französische Goldpfunde betrogen hatten, schickte er sogleich durch Philipp von Montfort die fehlende Summe an's Land, und bald nachher hatte er auch die Freude, seinen als Geißel zurückgelassenen Bruder, den Grafen von Poitou, am Bord seines Schiffes zu umarmen.

3.

Ludwigs Anfehlung im gelobten Lande, Heimkehr und Tod.

Am Sonntag den 8. Mai verließ König Ludwig die Küste, welche das Grab von mehr als hunderttausend Kreuzfahrern gewesen war. Ein Theil der noch Uebrigen kehrte mit den Hülfsvölkern der italienischen Freistaaten nach Europa zurück und von zweitausend und achthundert Ritters, welche auf dem ägyptischen Boden gekämpft hatten, begleiteten den König

bei seiner Abfahrt kaum noch hundert. Er richtete seinen Lauf zuerst nach Affon, wo ein Theil seiner Schätze in Verwahrung lag.

Auf der Fahrt fragte der König eines Tages, wo der Graf von Anjou sei, und beschwerte sich, daß er nicht einmal komme, ihm Gesellschaft zu leisten, obwohl sie auf einem Schiffe wären. Man meldete ihm, der Graf spiele mit Herrn Gautier von Nemours Würfel. Da erhob sich Ludwig, ging schwankend, weil er von der Krankheit noch sehr angegriffen war, nach der Stelle, wo jene saßen, nahm das Brett mit den Würfeln, welches vor ihnen stand, und warf Alles in's Meer, indem er seinen Bruder lebhaft schalt, daß er so wenig an den Grafen von Artois und an die Gefahren denke, welche Gott sie habe überstehen lassen. Noch schlimmer aber ging es dem Herrn von Nemours, denn der König warf all sein Geld, was auf der Tafel lag, den Würfeln und dem Brette in's Wasser nach. —

Es war nun die Frage, was weiter geschehen solle. Ehre und Glaubeiseifer erlaubten dem Könige nicht, eine mit so großen Erwartungen angefangene Unternehmung ganz aufzugeben; aber sollte man — darum handelte es sich jetzt — gegenwärtig in Palästina bleiben, oder erst nach Frankreich zurückgehen und sich zu einem neuen Kreuzzuge rüsten? Die Grafen von Poitou und Anjou und die meisten französischen Großen stimmten für die Rückkehr; sie beriefen sich auf die Briefe der Regentin, wie nothwendig die Gegenwart des Königs in seinem eigenen Lande sei, und schließlich auf die Unmöglichkeit, mit der geringen Macht, die ihnen geblieben war, das Feld zu behaupten. Die Barone von Palästina dagegen wünschten natürlich die Kreuzfahrer zurückzuhalten. Auch der Sire von Joinville stimmte den letzteren bei. Er erinnerte den König, daß, wenn auch die zu dem Kreuzzuge aufgebrachten Gelder erschöpft seien, er doch seinen eigenen Schatz noch gar nicht angegriffen habe. Er dürfe nur in Acrea, in den griechischen Provinzen und im Abendlande bekannt machen, daß er ansehnlichen Sold zu geben gesonnen sei, so würde sich in Kurzem ein neues Heer zu seinen Fahnen sammeln.

Da man in dem Streite, der sich darüber entspann, zu keinem Entschlusse kommen konnte, so brach der König die Berathschlagungen ab, um noch acht Tage Bedenkzeit zu nehmen; er war aber Willens, im Lande

zu bleiben. Dies erklärte er in der nächsten Rathöverammlung, indem er zugleich jedem Einzelnen die Wahl ließ, entweder sich zu neuem Dienste zu verpflichten, oder um die Zeit des Johannisfestes mit den Prinzen nach Europa zurückzukehren.

Die Mehrzahl der französischen Großen machte von dieser Erlaubniß Gebrauch; doch auch nicht allen Einheimischen war der verlängerte Aufenthalt des Königs angenehm. Die Genueser und Pisaner, die, während der König in Aegypten war, einundzwanzig Tage hindurch gegen einander im Felde gestanden und in der Stadt selbst ihre durch Mauern und Thore abgeforderten Bezirke gegenseitig mit Steinschleudern und Mauerbrechern bestürmt hatten, mußten sich unter den Augen des mächtigen Monarchen ruhig verhalten. Vorzüglich aber sahen die Templer seine Gegenwart ungerne, denn sie fürchteten eine Untersuchung ihres Anspruchs auf die vielen Kronüter, welche sie widerrechtlich besaßen. Obgleich sie sich wenig Mühe gaben, ihren Beschützer in Palästina zurückzubehalten, gelang es ihnen doch, den König von Neuem gegen den deutschen Kaiser einzunehmen, so daß er eine Botschaft Friedrichs, welche auf die erste Nachricht von dem Unglück der Franken nach Akkon geilt war, um die Freiheit der Gefangenen zu bewirken, nicht nur mit Härte empfing, sondern selbst geneigt war, ihre zu späte Ankunft als einen glücklichen Zufall zu betrachten.

Die unruhigen Häupter der Mamlucken hatten die Herrschaft einer Frau nicht lange ertragen. Schagareddor mußte nach wenigen Wochen dem Emir Aibek und dieser schon in den ersten Tagen des August einem sechsjährigen Kinde, einem Enkel des Sultans Kamel, den Thron überlassen. Aibek hob sich jedoch wieder durch seine Vermählung mit der verwitweten Sultantin und herrschte von Neuem als Vormund des unmündigen Aischraf Musa, und nach dem frühzeitigen Tode desselben in seinem eigenen Namen über Aegypten. Von den Nachkommen Saladin's war nur noch der Zweig von Halep übrig. Salaheddin Jusuf, Saladin's Urenkel, hatte während des Krieges von Mansurah sich der Bezirke von Hamat und Emesa und des Fürstenthums Damaskus bemächtigt. Unter dem Vorwande, den Tod Turanschah's zu rächen, brach er im December 1250 mit einem zahlreichen Heere in Aegypten ein. Ajjeddin Aibek, der

ihm entgegenging, verlor eine Hauptschlacht; doch im Begriff, von Kairo Besitz zu nehmen, sah sich Jusuf, von den vornehmsten Emiren verlassen, zur eiligen Rückkehr nach Damaskus genöthigt.

Beide Theile bereiteten sich jetzt zu nachdrücklicher Fortsetzung des Kampfes und beide bewarben sich wetteifernd um die Freundschaft der Franken. Der Sultan von Halep und Damaskus, gegenwärtig im Besitz der Trümmer von Jerusalem, erbot sich zur Abtretung von ganz Palästina; Libek versprach dasselbe, entsagte nicht nur der noch schulbigen Hälfte der versprochenen Summe, sondern schickte auch die noch übrigen Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Eine Zusammenkunft aber, welche zwischen dem Könige und dem Sultan von Aegypten bei Zoppe stattfinden sollte, wurde durch Jusuf vereitelt, der, um ein so gefährliches Bündniß zu hindern, bis in die Gegend von Gaza und Darum vorrückte und die Pässe der Wüste besetzte.

Der König beschäftigte sich nun, ohne an dem Streite der Ungläubigen Theil zu nehmen, in den Jahren 1251 und 1252 mit der Befestigung von Caesarea, Zoppe und Sidon. Ausschließlich durch den Rath der Ordensritter gelenkt, scheint er selbst das Zutrauen der Einheimischen verloren zu haben, und als die Sultane von Aegypten und Damaskus im Jahre 1253 mit einander Frieden schlossen, klagten die Christen mit Recht, daß während des günstigen Zeitpunktes der Ruhe gar nichts für ihre Sicherheit geschehen sei. Sie hatten sich jetzt beide Mächte zu Feinden gemacht und durften nach dem Tode des Kaisers, der am 13. December 1250 gestorben war, nun auch nicht mehr auf den Schutz rechnen, den das Ansehen des mächtigen Monarchen bei den Ungläubigen ihnen seit beinahe dreißig Jahren gewährt hatte.

Die Staatsregel der neuen Beherrscher von Aegypten war unaufhörlicher Krieg. Feindliche Streifparteien, welche bald bei Zoppe, bald selbst in der Nähe von Akkon sich zeigten, rechtfertigten nur zu schnell die Besorgnisse der Christen. Der König, der nicht mehr als vierzehnhundert Lanzen hatte zusammenbringen können, rückte zwar gleich in's Feld, aber die Türken wichen ihm aus und warfen sich unvermuthet auf das unbeschützte Sidon; sie drangen durch die noch nicht vollendeten Festungswerke in die Stadt, hieben mehr als zweitausend Christen nieder und kehrten mit Beute

beladen nach Damaskus zurück. Fast zu gleicher Zeit verheerten Turkmännische Horden, die sich an der Grenze der Länder des Sultans von Syonien niedergelassen hatten, die Staaten von Antiochien und Tripolis und der König Haiton von Klein-Armenien mußte den Schutz der gegen Natolien vordringenden Mongolen suchen.

Noch immer schmeichelte sich Ludwig mit der frohen Aussicht, doch noch das Ziel zu erringen und den Thron von Jerusalem in dem alten Glanze wieder aufzurichten. Sein Unglück in Aegypten hatte ganz Frankreich mit Trauer erfüllt, aber nur das gemeine Volk wurde dadurch aufgeregt. Ueberufene Kreuzprediger durchzogen die Provinzen und verkündigten, daß der Herr beschlossen habe, durch die Armen und Unmündigen auszuführen, was den Mächtigen und Weisesten der Erde mißlungen sei. Ueberall, wo sie hinkamen, verließen die Hirten ihre Heerden, die Ackerknechte ihren Pflug, die Kinder des Hauses ihre Eltern, um den neuen Aposteln des Kreuzes zu folgen. Aber sie plünderten Städte und Dörfer und nöthigten die rechtlichen Einwohner, sich gegen sie zu bewaffnen, die Bischöfe, den Bann gegen sie auszusprechen. Der Tod der Anführer setzte endlich ihren Ausschweifungen ein Ziel; aber sie hatten die Kreuzzüge bei allen Ständen verhaßt gemacht, und als Blanca die Vasallen zusammenberief, um über die Verstärkungen, welche nach Palästina geschickt werden sollten, zu berathschlagen, antworteten ihr die Barone mit bitteren Klagen über die Erpressungen des Papstes, der unaufhörlich zu dem Kriege gegen Konrad, den Sohn des Kaisers, Abgaben erhob und das Kreuz predigen ließ. Ihr Unwille legte den Mänten des römischen Hofes ohne Rückhalt alles Unglück der morgenländischen Fürsten zur Last. Palästina, sagten sie, würde jetzt ruhig und blühend sein, wenn nicht Gregor und Innocenz die weisen Maßregeln Friedrichs vereitelt hätten. Dem heiligen Vater liege nichts an der Erhaltung der Stadt Gottes; nicht für den Kampf der Ungläubigen, sondern gegen die Söhne des Kaisers biete er erhöhten Ablass, der selbst rückwärts auf Vater und Mutter wirken solle; aber nicht länger dürfe die Regentin zugeben, daß Frankreich verarme und entvölkert werde, um dem ungerechten Hass der Oberhauptes der Kirche zu dienen. Blanca mußte sich entschließen, auf die Güter derer, welche gegen den König Konrad fochten, Beschlagnahme zu legen, und

von dem neuen Kreuzzuge, den Innocenz IV. versprochen hatte, war nicht mehr die Rede.

Mit tiefer Betrübniß erfuhr Ludwig, daß er auf die gehoffte Unterstützung eines mächtigen Heeres nicht rechnen dürfe; er sah, daß er nach Europa würde zurückkehren müssen, ohne irgend ein wohlthätiges Andenken seines Daseins in Palästina zurückzulassen. Nicht einmal sein sehnlicher Wunsch, an dem Grabe des Erlösers zu beten, wurde ihm gewährt. Gern wäre er als Pilger dahin gewallfahrtet und der Sultan von Damascus würde ihm auch das sichere Geleit nicht verweigert haben; aber der König hielt es für schimpflich, den Boden der Stadt Gottes zu betreten, so lange sie in den Händen der Ungläubigen war. Von Scham und Kummer niedergedrückt, begnügte er sich, die angefangenen Festungswerke zu vollenden, ohne sich, so lebhaft er auch die Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Frankreich fühlte, zur Rückkehr entschließen zu können.

Ein fehlgeschlagener Versuch auf Paneas überführte ihn von der Unmöglichkeit, mit seiner geringen Macht im Innern des Landes Eroberungen zu machen, und der Tod der Königin Blanka, welche am 1. December 1252 gestorben war, bewog ihn endlich, den dringenden Einladungen seiner Barone Gehör zu geben. Bis zu dem Frühling des Jahres 1254 hielt ihn der Wiederaufbau von Sidon zurück; am 8. März ernannte er den Sire von Sergines, dem er jedoch nicht mehr als hundert Ritter zurücklassen konnte, zum französischen Seneschall des Königreichs und verließ an seinem Geburtstag, den 25. April, mit vier Galeeren und acht großen Schiffen den Hafen von Akkon.

Nach einer Fahrt von zehn Wochen erreichte er glücklich die Küsten der Provence, aber nur das Bewußtsein eines redlichen Zweckes und der feste Vorsatz, durch einen zweiten Kreuzzug seine auf das Spiel gesetzte Ehre zu lösen, konnten ihn über seine getäuschten Hoffnungen und über die Vorstellungen trösten, daß er in beinahe vollen fünf Jahren nicht im Stande gewesen sei, irgend etwas Bedeutendes für das heilige Land zu thun, daß die Lage der Christen von Palästina während dieses Zeitraums sich eher verschlimmert, als verbessert habe. — —

Nach sechzehn Jahren einer glücklichen und weisen Regierung rüstete sich Ludwig zu einer zweiten Kreuzfahrt, deren Ziel aber zunächst Tunis

sein sollte. In der Mitte des Sommers 1270 schiffte sich der König an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann zu Aiguesmortes ein und am 20. Juli betrat er den afrikanischen Boden. Neu-Karthago wurde erobert und Tunis belagert. Aber gleich in den ersten Tagen brachen Krankheiten in dem christlichen Heere aus. Unter der Gluth der afrikanischen Sonne in den heißesten Monaten des Jahres und bei dem Mangel an gesundem Wasser verbreitete sich das Uebel mit furchtbarer Schnelligkeit durch das ganze Lager. Schon am 3. August sah Ludwig seinen zweiten Sohn, Johann Tristan, in's Grab sinken, und am 25. desselben Monats folgte ihm Ludwig selbst, der fromme und ritterliche König, dem in Bezug auf die Reinheit und Hochherzigkeit seines Willens von allen Beherrschern Frankreichs kein zweiter an die Seite zu stellen ist.

II.

König Enzo.

1.

Die Schlacht an der Fossalta.



Der härteste Schlag, welcher den deutschen Kaiser Friedrich II. in seinen Kämpfen gegen den Papst und den lombardischen Städtebund nur immer treffen konnte, war die Gefangennahme seines geliebten, tapfern und in aller Weise ausgezeichneten Sohnes, König Enzo, ein Schlag, durch welchen zugleich die Macht der Hohenstaufen in Italien vollständig gebrochen wurde.

König Enzo (dies war die volksthümliche italienische Uebertragung seines eigentlichen Taufnamens Heinrich), ein natürlicher Sohn Friedrichs und einer vornehmen, doch dem Kaiserhause unebenbürtigen Italienerin, war im Jahre 1225 zu Palermo geboren, und hatte sich, seiner Jugend ungeachtet, bereits so kühn und umsichtig im Felde wie in Staatsgeschäften bewährt, daß ihn der Vater fast kaum im Jünglingsalter mit der gefährlichen Würde eines Generalstatthalters in Italien betrauen konnte.

Erst 16 Jahre alt hatte sich Enzo mit der verwittweten Beherrscherin von Sardinien, Adelaisia, vermählt; eine Ehe, welche nur aus politischen Rücksichten geschlossen, wenig Segen brachte, und nach kurzer Zeit

unter dem Vorwande, daß sich Enzo im Bann des Papstes befinde, wieder getrennt wurde. Der Königstitel, welchen Adelaiffa bis zu ihrer zweiten Vermählung noch nicht geführt hatte, wurde Enzo von Friedrich aus kaiserlicher Machtvollkommenheit verliehen. Enzo selbst unterzeichnete sich noch in seinem Testamente als König von Sardinien.

Enzo rechtfertigte in aller Weise das Vertrauen seines großen Vaters, dem er in treuestem Gehorsam anhing, und dessen hochstrebende Pläne er begeistert in sich aufnahm. Nebst Ezzelin von Romano Friedrichs vorzüglichster Feldherr, bezeichnete er in der langjährigen blutigen Fehde mit den lombardischen Städten seine jugendliche Heldebahn durch eine Reihe glänzender Waffenthaten, bis der unglückliche Tag an der Fossalta (26. Mai 1249), der zugleich die Macht und das Herz des Vaters brach, ihnen für immer ein Ziel setzte.

Wir müssen zu besserem Verständniß jenes entscheidenden Tages noch zwei Jahre zurückgehen. Durch den Abfall der Stadt Parma, welche für die Verbindung der kaiserlichen Streitkräfte in Oberitalien von größter Wichtigkeit war, hatte damals die Macht Friedrichs einen sehr empfindlichen Verlust erlitten. Die aus Parma verbannte Partei der Guelfen hatte sich am 15. Juni 1247, während der Kaiser in Turin und Enzo im Brescianischen beschäftigt war, durch einen Ueberfall der Stadt bemächtigt. Die Ghibellinen wurden vertrieben und Parma wurde ein Hauptwaffenplatz der Guelfen.

Von dieser Zeit an hatte der Kaiser Alles aufgeboten, die Stadt wieder zu gewinnen, wogegen andererseits die Ghibellinen und der Papst alle Kräfte anstrebten, die Eroberung zu behaupten. Da nun Parma mit feindlichen Hülfsvölkern überfüllt war und man nicht Zeit gehabt hatte, es mit Nahrungsmitteln hinlänglich zu versehen, so umschloß Friedrich die Stadt von allen Seiten, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Er ließ sogar, als der Winter herankam, an der Abendseite der Stadt für sein Heer einen Ort mit Straßen abstecken, Mauern und Häuser anlegen, und nannte die neue Stadt in Zuversicht des Sieges Vittoria. Dieser voreilige Triumph sollte jedoch schmerzlich enttäuscht werden; denn als sich eines Tages, während Parma sich schon in verzweifelter Lage befand, der Kaiser auf die Falkenjagd begeben hatte, überfielen die

Parmesaner Vittoria; die leicht gebaute hölzerne Siegestadt wurde niedergebrannt und das kaiserliche Heer mit großem Verlust an Todten und Gefangenen — die Zahl der letzteren soll einige Tausend betragen haben — zerstreut. Außer einer unermesslichen Beute von Waffen, Streitrossen und Zugthieren wurden auch Friedrichs Reichsiegel, sein Scepter und seine Krone erbeutet. Die goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone fand ein kleiner unansehnlicher Mann, den man seiner Gestalt wegen Kurzbein nannte; diesem setzten seine Gesellen die Krone auf den Kopf und trugen ihn auf ihren Schultern, den Kaiser verhöhnend, nach Parma hinein. — Der Tod des trefflichen Kanzlers Thaddäus von Sueffa, der bei dieser Gelegenheit in die Gefangenschaft der Feinde gerieth und von ihnen auf grausame Weise um's Leben gebracht wurde, verdoppelte den Schmerz des Kaisers. — Dies geschah am 18. Februar 1248.

Nach abwechselndem Kriegsglück und nachdem König Enzo durch mehrere siegreiche Erfolge den Jubel über die Zerstörung Vittorias etwas gedämpft hatte, begab sich Friedrich im Januar 1249 nach seinem Erbreich Neapel und Sicilien, wo die Gegenwart des Kaisers von größter Wichtigkeit war, und überließ Enzo die Fortsetzung des Krieges.

Da gab der bittere Haß, welchen die beiden Nachbarrepubliken, das kaiserliche Modena und das guelfische Bologna seit längerer Zeit wider einander getrieben, die nächste Veranlassung zu der verhängnißvollen Katastrophe, welche die ghibellinischen Waffen und zugleich König Enzo traf. Erstere Stadt, in einer äußerst geräumigen Ebene gelegen, westlich und südlich von einer Kette schroffer Felsen, Abhänge der Appeninen, umkränzt, östlich von den Silberfluthen des Panaro in seinen blumenreichen Gestaden bespült, bot damals ganz das Bild des alten Sparta, indem es, ohne alle Brustwehren und Mauern, bloß durch eine Anzahl Gräben geschützt war, von denen die meisten überdies ausgefüllt waren, so daß man ziemlich bequem darüber in die Stadt gehen konnte. Geschah nun irgend ein feindlicher Angriff, so ward die Sturmglocke gezogen, und alles verfügte sich in bunter Mischung und Rüstung nach den bedrohten Punkten, kämpfend und tödtend ohne Unterschied, was ihnen in die Hände fiel. Modena gerade gegenüber liegt Bologna, zu seiner Linken der Po; nördlich die Secchia, oder Gabello, die in tausend Strgängen und Windungen

läuft, oftmals in brausendem Ungeflüm die Ufer überschäumend und lachende Gefilde rings mit dürrer Sande bedeckend.

Die Grenzmarken beider Städte führten schon in früherer Zeit mehr als eine Fehde herbei; die Art und Weise, wie Kaiser Friedrich sie geregelt, trug, außer dem Umstande, daß er die Vorrechte der bolognesischen Universität aufhob und diese, zu Gunsten Neapels, zu Grunde richten wollte, nicht wenig zu der unversöhnlichen Gesinnung jener Stadt wider ihn bei. Bologna galt, durch die Menge seiner Besitzungen nicht minder, als durch sein politisches Gewicht, für eine der wichtigsten Städte des damaligen Italiens, und nahm es in letzterer Hinsicht selbst mit Mailand und Venedig auf. Ronantula, San Cesare, Vineola, Ducia, Frignano, Cervia, Imola, Faenza, Bagnacavollo, Forumpompoli und Forli gehorchten ihm, theils in Folge alter Rechtstitel, theils während der letzten Zeit durch die Waffen gewonnen. — Um gegen plötzliche Ueberfälle der Modeneser sich zu schützen, hatte es ein sehr festes Schloß, Castel Franco, aufgebaut, also benannt, um anzuzeigen, daß der Kampf, welchen es führe, einzig und allein für die Freiheit sei. Ein todter Esel, welchen einst einige seiner Krieger mittelst künstlicher Maschinen in Modena einzuschleudern gewußt, bildete eine Ursache des Hasses mehr.

Bologna hatte den Krieg wider die Modeneser mit Nachdruck zu führen beschlossen, ein Entschluß, in welchem sie der schlaue Ubal dini, Erzbischof von Bologna und einer der Hauptagenten des Papstes, lebhaft bestärkte.

„Uns ist,“ so sprach er zu der Versammlung der städtischen Behörden und der Gemeinde, „durch Gottes besondere Gnade dasjenige zu Theil geworden, was wir in diesem jammervollen und abscheulichen Kriege wohl nimmermehr verhofft hatten. Die Freunde sind uns sämmtlich erhalten, die Länder der Kirche zurückerobert worden, und Friedrich sieht sich genöthigt, an seiner eigenen Rettung beinahe verzweifelnd, nach Apulien sich zu wenden und die Lombardei aufzugeben. Enzo, auf welchem allein noch die Hoffnungen der Widersacher ruhen, scheint kaum die hinlänglichen Mittel zu besitzen, um die Schlösser von Reggio vertheidigen zu können. So laßt uns denn also noch unsere sieggekrönten Waffen wider die Modeneser kehren, und, da alle ihre Besitzungen jenseits der Scultenna ge-

nommen sind, auch über diesen Fluß setzen und ihre Hauptstadt selbst angreifen. Durch den Schrecken über ihre früheren Niederlagen gelähmt, werden sich nicht getrauen, ihre Stadt zu verlassen, und Enzo, da ihm bloß eine geringe Truppenzahl zu Gebote steht, wird anderwärts genug Beschäftigung finden. Dadurch, daß wir Modena aus allen Kräften bebrängen, bringen wir es, sei es durch Unterhandlung oder Gewalt, zur Parthei der Kirche.“

Der Cardinal-Legat, dessen Anrede mit Jubel begrüßt wurde, zog in aller Stille und so schnell als möglich aus der Mark und der Romagna noch ansehnliche Streitkräfte zu denjenigen herbei, welche bereits aus den Bürgern gebildet und von Bundesgenossen gewonnen waren. Er selbst begleitete den Podesta nach Scutenna. Ein so zahlreiches Quelfenheer, wie dieses, war während der ganzen Dauer der blutigen Kriege jener Zeit nicht im Felde erschienen.

Noch bevor dies geschah, hatte sich Modena, von dem schweren Unglück des Kaisers bei Vittoria sehr bestürzt, zu Unterhandlungen entschlossen, und nach Bologna eine Botschaft mit Friedens- und Vergleichsvorschlägen gesandt, als im gemeinsamen Interesse beider Städte. Der Hauptpunkt betraf die Herausgabe von San Zesare und Nonantola, die man den Modenesern abgenommen hatte, und die Gesandten stellten dies natürlich als Grundlage des zu schließenden Vertrages voran.

Doch hierin gerade zeigte sich Bologna keineswegs willfährig; es machte geltend, daß Nonantola vor längerer Zeit freiwillig abgetreten, San Zesare aber als Entschädigung für vielfachen von Modena erlittenen Schaden, nach Kriegerecht, gewonnen worden sei. Würden jedoch — so hieß es — die Modeneser Beweise liefern, daß die Erinnerung an alte Feindschaft und die Unbilden der Vergangenheit bei ihnen erloschen, so könnten sie versichert sein, daß Bologna in solcher Gesinnung ihnen nicht nachstehen werde.

Diese Erwiderung gab der Kriegsparthei in Modena neue Stärke; das Volksgefühl entbrannte in heftigem Antwillen gegen den Uebermuth des Gegners und Alles athmete nichts als Kampf und Rache. Allein die ganze Lage der Dinge, und die Art und Weise, wie man die Maafregeln für die nächste Zukunft traf, entsprach der kriegerischen Stimmung

sehr wenig; und noch ehe man sich zu Modena auch nur zur Hälfte in einer Verfassung befand die einen günstigen Ausgang der Ereignisse verbürgen konnte, sah sich derselbe Staat, welcher so eben noch die Rolle des Angreifers zu spielen gedachte, von seinem Gegner überrascht, indem dieser, statt die Zeit mit hochtönenden Reden zu verlieren, rüstig handelte, wie wir alsbald ersehen werden.

Die Nachricht von dem zu Bologna gefaßten Entschlusse kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel und die Behörden der Stadt sendeten angstvoll Eilboten an Enzo, der mit den Truppen dieses Staates und einigen andern im Ganzen nicht sehr beträchtlichen Ghibellinenhaufen die Belagerung Parma's und einzelner Schlösser in der Umgegend noch immer ohne bedeutenden Erfolg fortsetzte.

Nach der Rückkehr der Abgesandten, die bei Enzo die freundlichste Aufnahme gefunden hatten, traf man zu Modena alle Anstalten, welche die Lage der Dinge erforderte, und so gut die mangelhafte Einrichtung des Gemeinwesens es gestattete. Dies Alles konnte aber nicht still geschehen, daß nicht die Bologneser zeitig genug davon erfahren hätten; sie erfuhren auch, daß der Feldherr, den sie zu bekämpfen hatten, kein geringerer sei, als König Enzo selbst. Es handelte sich nun darum, ihm einen ebenbürtigen Anführer entgegenzustellen, und da in ihrer eigenen Mitte Niemand so hervorstechende Talente zu besitzen schien, oder die Verantwortlichkeit des Ganzen auf sich nehmen wollte, so warf man die Augen auf den klugen und im Kriegswesen vielerprobten Markgrafen Azzo von Este, der sich zeither ebenso als ein treuer Anhänger der Kirche wie als ein anhänglicher Freund Bologna's bewährt hatte. Allein der Markgraf entschuldigte sich mit einer Krankheit, die ihn zu Ferrara festhalte, und lehnte dankend die gefährliche Ehre von sich ab. Er verhielt jedoch einen verhältnißmäßigen Zuzug an Truppen, und sandte wirklich auch zu rechter Zeit 3000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk.

Nun wurde dennoch die Anführerschaft einem der Mitbürger übertragen, und zwar dem bisherigen Podesta Filippo Ugone, einem Kriegsmanne von Talent, Muth und Erfahrung zugleich. Nachdem derselbe in seiner obrigkeitlichen Würde auch für das kommende Jahr neu bestätigt worden, erhielt er den Befehlsstab, im Gegensatz zur alten Sitte, aus-

schließlich und mit unbeschränkter Vollmacht. Die sonst so eifersüchtigen und feindseligen Partheien verstummten jetzt vor der Nothwendigkeit, in die Kriegsoperationen die möglichste Kraft und Einheit zu bringen.

Man entschied sich dafür, den Kampf so rasch als möglich zu beginnen; unter wildem Gelärm und begeistertem Kriegsruf holte man das Carroccium herbei, und die gesammte verfügbare Streitmacht zog wider Modena aus.

Enzio seinerseits verlor keinen Augenblick, sondern zog alles was er in Pavia und Cremona in der Schnelligkeit noch erhalten konnte, so wie auch die Verwiesenen aus Parma und Ferrara, an sich. Indes bis zur vollständigen Vereinigung dieser Streitkräfte war mehr Zeit verflossen, als er geglaubt hatte, und er konnte nur in angestregten Märschen die bedrohte Stadt erreichen, bei welcher nun auch die Verbündeten aus Reggio, sodann eine Abtheilung Modeneser (die Besatzung der Stadt) und eine zweite, aus deutschen Kriegern bestehend, zu ihm stießen.

Vergebens riefen ihm besorgte Freunde, den erschöpften Menschen und Thieren vorerst einige Rast zu gönnen; doch der König beharrte darauf, noch an demselben Tage weiter vorzurücken, um die vielleicht noch mit dem Uebergang über den Fluß Beschäftigten desto sicherer und wirksamer zu überraschen.

Die Scultenna fließt nicht über eine Miglie weit von Modena. Ueber sie führte damals eine steinerne Brücke, nach St. Ambrosius benannt; ungefähr tausend Schritt davon strömt ein wilder Bach, die Fossalta, und in eben so großem Zwischenraum, im Angesichte der Stadt, liegt das Kloster San Lazaro. Zu jener Fossalta eilte nun der König, und gedachte, als er die Bologneser in fester Stellung am rechten Ufer erblickte, über die Scultenna zu gehen, und die Feinde zur Nachtzeit im Rücken, ganz in der Stille, anzugreifen.

Filippo Ugone hatte jedoch von dem Plane Enzo's Kunde, und empfing ihn wohlgerüstet und mit mörderischer Gegenwehr. Der König erkannte, gleich nachdem er von den Wachen der Bologneser zu früh entdeckt worden war, sehr wohl das Ungünstige der Umstände, doch vertraute er dem Muth seiner Deutschen. Nach mehrstündigem Kampf, an welchem kein Theil über den andern besonders entscheidende Vortheile er-

rungen hatte, ließ Enzo vom Feinde wieder ab, und beide Heere kehrten in ihre alte Stellung zurück. Der König selbst war beinahe der letzte von Allen zurückgeritten. Zürnend über einen so erfolglosen Anfang, erinnerte er seine Deutschen mit bitteren und stachelnden Worten an ihren alten Kriegsruhm und an ihre vielfachen Siege über die Welschen. Des Kaisers Name und der des Vaterlandes übten einen mächtigen Zauber auf die Tiefbeschämten; sie schwuren, die empfangene Matel um jeden Preis zu tilgen, und mit ihm zu siegen oder zu fallen. Ein von dem Kaiser so eben eingetroffener Zug von 500 Reitern und 300 Fußgängern erhöhte die Zuversicht, und mit Absicht war unter das deutsche Kriegsvolk und die Verbündeten wie unter die Bologneser die Nachricht verbreitet worden, daß König Konrad, Enzo's Halb-Bruder, mit frischen Truppen herannähe.

Doch auch den Feinden war aus der Wirksamkeit des geleisteten Widerstandes die sichere Hoffnung eines günstigen Ausganges erwachsen. Dieselbe steigerte sich noch mehr, als, kaum ein paar Stunden vor der Schlacht, Antonio Lambertacci, einer der tapfersten und ruhmbegierigsten Edlen Bologna's, mit einem Zuge von 2000 auserlesenen Streitemern erschien, und zugleich den gemessensten Befehl des Senates überbrachte, daß noch am 26. Mai der Angriff vor sich gehen solle. Es war nämlich dieser Tag dem heiligen Augustinus, einem der Hauptbeschützer des bolognesischen Freistaates, geweiht, und so hoffte man nicht wenig auf die Mitwirkung des Heiligen!

Filippo Ugone hatte sein Heer in vier großen Abtheilungen aufgestellt. In der ersten befanden sich die Hülfsvölker zu Fuß, welche der Markgraf von Este gesendet, so wie ein Theil der Reiterei; die zweite begriff den Rest dieser letztern und die Truppen Lambertacci's; in der dritten standen die Reiter der übrigen Abtheilungen und 800 Pferde aus Bologna; die vierte endlich hatte den Kern der gesammten Streitmacht mit dem Podesta selbst an der Spitze. Die Anordnung zeugte von tiefer Kriegskunde und weiser Benutzung der Umstände.

Minder berechnet und ineinandergreifend war der von Enzo entworfene Schlachtplan, woran wohl die allzuheftige Sehnsucht, die ihn zur Entscheidung drängte, die meiste Schuld trug. Doch hatte auch Enzo von des Feindes Anordnungen, wenigstens theilweise, Nachricht erhalten

und gründete darauf seinen Entschluß, durch Ueberraschung sie zu nichte zu machen, und einen Erfolg, welchen nur Besonnenheit und Ueberlegung verbürgen konnten, durch unwiderstehliche Tapferkeit zu erzwingen. Er stellte sonach seine Streitkräfte in zwei Hauptabtheilungen auf, deren eine vorzugsweise die Deutschen, die andere die brauchbareren Ghibellinen in sich faßte. Eine dritte, oder die Nachhut, aus Modenesern gebildet, war dazu bestimmt, in zweifelhaften Fällen den Ausschlag zu geben.

Die Republikaner stellten sich an, als wollten sie, in der Richtung nach den Appeninen, die Kaiserlichen umgehen, und machten eine Bewegung nach links. Ihnen warf sich der König rasch entgegen, und alsbald entwickelte sich auf allen Punkten die Schlacht, ohne jedoch während ihrer ganzen Dauer eine regelmäßige Gestalt anzunehmen; denn gleich Anfangs löste sie sich in eine Menge von Einzelgefechten auf, worin beide Theile die größte Tapferkeit bewiesen. Der König redete die Seinen mit begeisternden Worten an, und brachte ihnen aufs Neue lebhaft vor Augen, welche Sühne sie ihrem Rufe für die Vorfälle des letzten Tages schuldig seien. Den Modenesern schilderte er das Schicksal, welches sie, ihre Frauen und Kinder im Falle einer Niederlage erwartete, in nicht minder eindringlicher Weise. Andererseits befeuerte Ugone durch die Hinweisung auf die Thaten vor Parma und an der Scultenna, auf die oft bewährte Feigheit der Modenesen, auf die tollkühne Jugend Enzo's, auf den Beistand der Heiligen und den Segen der ängstlich harrenden Kirche. Schon war der Abend angebrochen und noch hatte das Schicksal für keinen entschieden. Enzo, unter allen welschen und deutschen Rittern an Würde, wie an Heldenmuth der erste, und durch seinen weißen, mit goldenen Ablern durchwirkten Mantel über dem Panzer noch leichter kenntlich, suchte stets die edelsten und kühnsten Streiter auf. Da traf er auf Antonio Lambertacci, und zwischen beiden erhob sich ein Zweikampf. Lange blieb derselbe unentschieden, bis endlich das Pferd des Königs strauchelte oder schwer verwundet wurde, und seinen Reiter bloßstellte. Die herbeieilenden Deutschen, welche mit einer unbeschreiblichen Wuth gleich anfänglich auf die Feinde losgestürmt waren, und sich, mit Nichtachtung aller Wunden und Verluste, dem Kampfe, wo er am heftigsten war, ausgesetzt hatten, entriß ihn zwar für diesmal der Gefahr, indem sie den königlichen Krieger

mit ihren Leibern so lange deckten, bis er ein anderes Ross bestiegen hatte; aber der erste Anblick seines Falls hatte gleichwohl auf den Muth des Heeres, unter dem die Nachricht davon sich allzusehnell verbreitete, nachtheilig gewirkt — vor Allen auf die dritte Abtheilung, wo die Modeneser sich bisher nur mit Mühe der stark andringenden Feinde erwehrt hatten. Die Untüchtigkeit und Feigheit dieser Abtheilung verwirrte nun auch die Reihen der andern und veranlaßte endlich eine allgemeine Flucht.

Der König, begleitet von seinen vorzüglichsten Anführern, Marinus von Ebulo und Boso de Doaro, versuchte umsonst, dieselbe zu stillen, und wenigstens einen Theil des Heeres wieder zu sammeln, indem er noch einmal alle Kraft seiner Beredsamkeit verschwendete und in die wildesten Verwünschungen über die Erbärmlichkeit der Welschen sich ausließ; aber kaum daß einige Hunderte ihm und dem Gesetze der Ehre treu blieben. Die tapfersten seiner Deutschen, mit Wunden bedeckt, lagen bereits erschlagen, und das unaufhörliche Getöse der Kriegsbrommetten und Pfeifen, so wie das Geschrei der Sieger und das Geächze der Sterbenden, diente noch mehr dazu, alle Signale unhörbar und die Verwirrung vollkommen zu machen. Zu allem Unglück brach nun noch die Nacht ein, und verhinderte durch ihre langen dichten Schatten selbst nur die Anordnung eines geregelten Rückzugs der geringen Heerreste. Unablässig aber stürmten die Verfolger hinter ihnen her. Eine Menge fielen durch das Schwert derselben; Andere, welche die Spur der Gefährten im Dickicht des Waldes verloren, oder auf einem von tiefen Gräben durchschnittenen Felde irrten, geriethen in die Gewalt des Feindes.

Dieses letztere Schicksal traf König Enzo selbst, so wie auch Ebulo, Boso und andere Eble, das übrige Gefolge ungerechnet, welches meist aus Modenesen bestand. Es war — nach dem Zeugniß guelfischer Geschichtschreiber — eine furchtbare, blutige Schlacht, wie sie kaum jemals in den Feldzügen jener Periode geliefert worden; die Beute der Sieger ungewöhnlich groß; der Jubel aller Guelfen unbeschreiblich. Bis zu den Sternen erhob man allwärts in der Runde das tapfere Bologna.

2.

Triumphzug der Bologneser.

Filippo Ugone hielt es nach dem kostbaren Fange, den er gemacht hatte, nicht für gerathen, den Lorbeer des Tages durch Verfolgung der übrigen, noch auf der Flucht begriffenen Ghibellinenhaufen möglichen Wechselfällen auszusetzen, sondern brachte vor Allem die Gefangenen in Sicherheit. Dieselben wurden einstweilen auf ausdrücklichen Befehl des Senates, an welchen Antonio Lambertacci sogleich mit dem vollständigen Bericht über die Vorfälle der Schlacht und zur Einholung weiterer Verhaltungsbefehle vorausgeschickt worden war, nach dem festen Castel Franco geführt; dann aber, als der Rückzug des guelfischen Heeres nach Bologna hinlänglich geordnet war, mußten sie den Triumphzug der Sieger zieren, welcher nach kurzer Frist auf das Prachtvollste vor sich ging. Das Volk hatte nur unwillig die kleine Zögerung ertragen, und da Jedermann vor Begierde brannte, den König Enzo von Angesicht zu schauen, so bestürmte man den Senat um ungesäumte Herbeibringung des Gefangenen.

Als der feierliche Tag endlich festgesetzt und durch alle befreundeten Städte bekannt gemacht worden, strömten Gäste in Menge, jedes Standes und Ranges, nach Bologna. Sämmtliche Kirchen, öffentliche Gebäude und Herbergen wurden geschlossen, und Alles, was man an öffentlichen oder Privatschätzen Kostbares und Prachtvolles besaß, zur Schau gelegt. Die Gebäude und Straßen waren rings mit Blumen und Kränzen, mit Gemälden und Decken geschmückt. Jedermann wetteiferte nach Kräften, das Seinige zur Verherrlichung des großen Festes beizutragen.

Endlich erfolgte von Seite des Podesta das ersehnte Zeichen. Von Anzola, wo die Besatzung des Schlosses zu ihnen stieß, bis Bologna waren die Straßen angefüllt mit Menschen, welche den ruhmgekrönten Mitbürgern entgegenströmten. In folgender Ordnung aber bewegte sich der Zug. Zuerst kam eine Menge von Pseifern und Posaunisten, gleich als wollten sie die Gemüther auf's Neue zur Schlacht entflammen; sodann die Reiter und ein Theil des Fußvolks, geschmückt mit Eichenkränzen; darauf wurden die kaiserlichen Insignien und der erbeutete Reichsadler, mit

umgekehrtem Speere, so wie der königliche Schatz, meist aus goldenen und silbernen Gefäßen bestehend, einhergetragen. Diesem folgte der Carroccio (Fahnenwagen) der Republik, gezogen von zwölf weißen Ochsen, welche reich geschmückt und mit Purpurteppichen behangen waren; auf ihm wehte die Fahne der Republik und glänzte ein großes goldenes Kreuz; eine Anzahl der edelsten Jünglinge in vollem Harnisch und mit entblößten Schwertern diente zum Geleite. Hierauf erschienen die gemeinen Gefangenen, von einer stärkern Abtheilung Hellebardirer bewacht, und ihre, wie der Getödteten Helme und Waffen in bunter Abwechslung wurden ihnen nachgetragen. An sie schlossen sich eine Menge Deutsche und Ghibellinen von Stand an. Endlich kamen Marino von Ebulo, Boso de Doaro und König Enzo selbst. Hoch auf seinem Streitroß sitzend, angethan mit kostbarem Kriegsgewand und geziert mit glänzender Helmkrone, welche sein goldgelocktes, bis an den Gürtel niederfallendes Haupthaar preßte und ein in Fülle der Jugend blühendes, weiches zugleich und kräftiges Antlitz noch mehr heraushob, voll edler Haltung und majestätisch-stolzen Blickes, in welchem der Gedanke seines Schicksals kaum eine Spur von Wehmuth mischte, ragte der König unter allen seinen Mitgefangenen wie ein Held der alten Zeiten hervor, und erwarb sich eben so sehr die Achtung und Bewunderung aller Männer, die den lange so furchtbaren Gegner anzuschauen sich herbeidrängten, als er die Herzen der Frauen zu sanftem Mitleid entflammte. Der Podesta und Feldherr, mit einem Purpurkleide geschmückt, ritt hart hinter dem Könige auf einem weißen Pferde. Unter Hymnen und Siegesliedern zog man nach dem Tempel von San Pietro, wo ein feierliches Tebeum angestimmt und die Gnade des Himmels für die ferneren Kriegsunternehmungen erfleht wurde.

Man ehrte das tiefe Schweigen, in welches Enzo versunken war, und obgleich weder der Kaiser, sein Vater, noch er, der König selbst, um Bologna solche Rührung verdient zu haben schien, sondern vielmehr die oft bezeugte unerweichliche Strenge zu harter Behandlung des Gefangenen berechnete, so gedachte man doch in diesem Augenblick nur seiner bisherigen Verhältnisse, der vielbewährten Tapferkeit und des früh erworbenen Ruhmes; sodann aber auch der plötzlichen, warnungsreichen Glückeswechsel, und der Verwaisung seines Hauses. Ohne Klage über den großen Unfall

und ohne Furcht vor dem ihm bereiteten Loose, nahm Enzo von seinen Mitgefangenen zärtlichen Abschied, und nachdem er noch die nöthigen Briefe an seinen Vater besorgt hatte, ließ er sich willig nach dem Orte seiner Verwahrung führen, auf das Schlimmste gefaßt. Aber die Konsuln erschienen bald persönlich bei ihm, um den Gebeugten durch Worte des Trostes aufzurichten, und sie ersuchten ihn, seines berühmten Vaters weder je ganz zu vergessen, noch desselben allzusehr eingedenk zu sein.

Nachdem der Podesta am folgenden Tage dem versammelten Rathe Rechenschaft abgelegt hatte, kehrte er, mit Lobsprüchen überhäuft, auf den Schauplatz des Kampfes zurück.

Im Rathe Bologna's, so wie unter den übrigen Einwohnern der Stadt, fehlte es nicht an Stimmen, welche, von edleren und großartigen Gefühlen bewegt, darauf drangen, die Gefangenen nicht nur freizugeben, sondern sie selbst mit Ehren ausgezeichnet zu entlassen. Männer dieser Art — riefen sie — mit dem Tode zu bestrafen, oder gar, wie wilde Thiere eingesperrt zu halten, widerstreite der menschlichen Natur. Im Kriege möge man der Waffen und der Tapferkeit gebrauchen; in Friedenszeiten seien es Gerechtigkeit und Milde, welche den Republikern Größe verliehen.

Doch vergebens wies man auf das Beispiel Mailands hin, welches einst den gefangenen Enzo großmüthig wieder in Freiheit gesetzt hatte. Haß und Furcht der Mehrheit widerstrebten einer Großmuth, welche die Möglichkeit neuer Gefahren nicht ausschloß.

Da nun die Bologneser nicht sowohl erhaben, als staatsklug handeln wollten, so brachte der Senat von Bologna einen Gesetzentwurf ein — und das sofort zur Gemeinde versammelte Volk bestätigte ihn — durch welchen verfügt wurde: König Enzo solle bis zu seinem Tode in Haft Bologna's bleiben. Die übrigen Gefangenen wurden bis zur Auswechslung mit gefangenen Guelfen, oder bis zu geschehener Lösung, je nach Stand und Würden, gleichfalls aufbewahrt.

Der Kaiser ward durch die Nachricht von dem furchtbaren Unfall seines Sohnes auf's Tiefste erschüttert; er unterließ nichts, um die stolzen Sieger zur Freigebung seines Liebling's zu bewegen, und wohl bewußt, daß Waffengewalt im gegenwärtigen Augenblicke nicht ausreichen würde, schrieb er halb drohend, halb bittend an den Rath und die Gemeinde von Bologna.

Indeß die Häupter Bologna's, ihrer damaligen Kraft, sowie des Kaisers Schwäche allzuficher, und verhärtet durch die Mahnungen Ubal dini's, Enzo, die Hauptstütze ihrer Feinde, das Palladium ihrer eignen, wie der Freiheit von ganz Italien, nicht aus der Hand zu lassen, sandten dem Kaiser einen trotigen, abschlägigen Brief zurück.

Da die Drohungen keinen Erfolg hatten, so versuchte Friedrich nochmals den Weg der Güte und Unterhandlung; doch vergebens bot er für die Freilassung Enzo's einen silbernen Ring, der um ganz Bologna herumgehe. Als er auch hiermit zurückgewiesen wurde, bemühte er sich wenigstens, die Bologneser für eine mildere Behandlung der Gefangenen dadurch zu gewinnen, daß er ihnen die bedeutende Summe von 18,000 Pfund Imperialien übersandte.

Gleich nach erhaltener Kunde von dem Ausgange der Schlacht an der Fossalta hatte der Rath von Modena nicht gesäumt, an den Kaiser eine Botschaft abzuschicken, um ihm ihr tiefes Beileid auszudrücken; ein lobenswerther Eifer, wenn man die eigenen Verluste Modena's bedenkt, obwohl es freilich besser gewesen wäre, die Modeneser hätten durch Tapferkeit der Schlacht selbst einen andern Ausgang gegeben.

Der Kaiser dankte der Republik und ermahnte sie unter Verheißungen künftiger Hülfe zur Treue und Standhaftigkeit. Aber Modena sollte nur zu bald in eine Lage versetzt werden, die keine Wahl übrig ließ. Schon waren die Kriegshäufen der Bologneser mit Macht in's modenefische Gebiet gedrungen, die Verbannten hatten sich angeschlossen, die Parmenser aber Zuzüge gesendet, um den gemeinsamen Gegnern, von denen sie selbst noch vor Kurzem so bedrängt worden, jeden Beistand auch von dieser Seite abzuschneiden, Modena war umschlossen, kein Ein- und Ausgang mehr möglich, die Lebensmittel fehlten, und bereits ertönte das Schreckenswort aus dem Lager herüber, welches der Stadt mit völliger Zerstörung drohte. Als nun auch der letzte verzweifelte Ausfall auf die Belagerer nach leichten Vortheilen, die durch kostbare Menscheneinbuße aufgewogen worden, mißlungen war: da ward endlich, nach harter Bedrängniß, während welcher sie einen größeren Muth, als in dem Kampf an der Fossalta, an den Tag legten, die langbewahrte Treue gegen den Kaiser und die Partei der Ghibellinen erschüttert.

In dem entscheidenden Augenblicke, wo bereits Mienen angelegt worden, um die Mauern zum Falle zu bringen, wendeten sich die Belagerten an die Großmuth der Feinde und an die Vermittlung des heiligen Vaters, welcher damals noch zu Lyon verweilte. In der That gab Innocenz IV., erschüttert durch die flehentlichen Bitten der Modeneser, und da sie niemals die persönliche Ehrfurcht gegen ihn verläugnet hatten, dem Kardinal-Legaten Ubal dini den Auftrag, Bologna zur Milde und Versöhnung zu stimmen. In Folge dessen kam endlich am 19. Dez. 1249 zwischen den feindlichen Republiken ein Frieden zu Stande, dessen Bedingungen für die Besiegten zwar hart und demüthigend, aber noch lange nicht so drückend und schimpflich waren, als man nach all dem Geschehenen hätte erwarten sollen. Für die Sache des Kaisers aber war Modena für immer verloren.

3.

König Enzio's Gefangenschaft, Fluchtversuch und Tod.

Unter solchen Umständen blieb König Enzio rettungslos über zwanzig Jahre lang (1248 — 1269) ein Gefangener der Bologneser. Der Kaiser, von Sorgen und Feinden aller Art rings bedrängt, vermochte es nicht, gewaltsam die Befreiung seines Lieblings zu bewirken, und bald darauf hinderte ihn der Tod gänzlich daran. Die Brüder und Verwandten hatten für sich selbst vollauf zu thun und für die Erhaltung des Hauses zu kämpfen, so daß auch von dieser Seite her ebenfalls nicht so bald etwas zu hoffen war. Andere, zum Theil selbst Sippen des hohensaufischen Hauses, waren entweder zu feig, oder zu karg, oder zu entfernt und ohnmächtig, vielleicht auch zu eifersüchtig, um für einen Helden etwas zu wagen, welcher sie alle überstrahlt haben und mit Ansprüchen aufgetreten sein würde, deren Befriedigung gerade nicht im Bereich ihrer Wünsche liegen konnte. Bei den Feinden selbst, oder den Neutralen, regte sich nirgends ein Gefühl von Ehre und Großmuth zu Gunsten des unglücklichen Prinzen.

Indeß behandelten die Bologneser ihren Gefangenen mit einer, für jene Zeit der Leidenschaft und barbarischen Rachlust ungewöhnlichen Milde

und Großmuth. Nachdem die Rücksichten der Politik erfüllt, unterließen sie nichts, was das Loos des Königs erleichtern konnte. Der Palast des Podesta wurde ihm bis zur Erbauung eines eigenen, hierfür bestimmten (jedoch, wie es scheint, wohlbefestigten und vergitterten) Hauses, dem es ebenfalls an Pracht und Geräumigkeit nicht fehlte, als Wohnung angewiesen; auch statteten ihm die angesehensten Jünglinge Bologna's von Zeit zu Zeit Besuche ab, und bemühten sich, ihn auf jegliche Weise zu erheitern. Enzo unterhielt sich mit angesehenen Rechtsgelehrten aus der Stadt, die, mit Neapel eifersüchtig wetteifernd, an berühmten Namen reich war; er hatte seine Notare, seine eigenen Wechsler, seine Kaufleute, welche ihm häufig auf Zinsen borgten. Es scheint auch, daß er nicht ganz ohne Kenntniß des Neuesten blieb, was sich auf dem Weltchauplaze begab, nachdem der Briefverkehr mit seiner Familie ihm gänzlich abgeschnitten worden; wiewohl leicht zu denken ist, daß alle Schreiben, welche offen abgeseudet wurden, durch die Hände der Behörden gingen und Mittheilungen, die auf eine Aenderung seiner Lage Bezug hatten, nur in vertrautester Weise und nicht ohne große Gefahr für den Aussteller und die Beforger an Ort und Stelle gelangen konnten.

So milde sich jedoch die Bologneser gegen ihn bezeigten, so viele Sorgfalt und Vorsicht wendeten sie zugleich an, dem Gefangenen jede Möglichkeit einer Selbstbefreiung abzuschneiden. Noch sind die Verordnungen vorhanden, welche auf die Bewachung Enzo's Bezug haben. Gemäß denselben mußten der Podesta, die Anzianer und die Konsuln der Stadt Tag für Tag, auf einen bestimmten Glockenschlag, von dem Dasein des Gefangenen sich überzeugen, und einer der Richter oder Hauptleute des Podesta selbst die Thüren verschließen. Den einen Schlüssel bewahrte der letztere, den andern die betreffende Wache. Eben so erschien mit jedem Morgen zu bestimmter Stunde ein Richter oder Soldat zur Eröffnung der Gemächer, in welchen sich der König und seine Gefährten befanden. Jedes Spiel, besonders aber mit Würfeln (eine gemeinsame Leidenschaft welscher wie deutscher Kriegersleute), und nicht minder jedes Gespräch mit dem Gefangenen, war, außer in Gegenwart eines der Wächter, streng untersagt. Diese selbst wurden nur aus den reichsten, rechtschaffensten und treu erprobtesten Bürgern genommen, welche das fünfundschwanzigste Jahr

erreicht haben und auch ohne Entgelt dienen mußten. So groß war die Aufmerksamkeit der Stadt für ihren königlichen Gast, und so hoch schlug man seine Person und seinen Besitz an.

Besonders peinigend für das Gemüth Enzo's war in der ersten Hälfte seiner langen Gefangenschaft die widerliche Gesellschaft Graf Konrads von Solimburg, Ritters vom deutschen Orden, eines zwar tapfern, aber geistesbeschränkten und ungebildeten Mannes. Vierzehn Jahre hindurch war Enzo genöthigt, ein und dasselbe Zimmer mit ihm zu theilen. Man kann am besten auf Charakter und Sitten dieses Gefährten schließen, wenn man bedenkt, daß selbst nach so langer Zeit das Verhältniß sich um nichts geändert hatte. Auf wiederholte Klagen und Bitten wurde dem Könige der „unerträgliche und alberne Geselle“, wie ihn das hierüber erlassene Statut des Senats mit herber Verhöhnung selbst bezeichnet, endlich abgenommen und nach einem andern Verwahrungsort gebracht.

Doch trotz so mancher Umstände, welche ein an und für sich schon hartes Loos noch mehr erschwerten, vermochte gleichwohl Enzo's Geist beständig seine Herrschaft über das Geschick zu behaupten, und selbst die Hoffnungslosigkeit seiner Lage zerstörte nicht ganz die Frische eines Gemüths, dem eine reichere innere Welt sich aufgeschlossen hatte. Der Zauber der Tonkunst versüßte ihm einen guten Theil seiner Leiden, und die Träume der Poesie, welche er von zarten Jahren an gepflegt, halfen ihm den trägen Lauf der Jahre beflügeln. Auch lag sein eigenes Leben, so reich an merkwürdigen Thaten und wundersamen Erinnerungen, in der eintönigen Fremde seines Gefängnisses vor ihm wie ein gewaltiger Traum, wie eine blühende Dichtung. So knüpfte er denn, veröhnt mit der feindseligen Gegenwart, zwischen Vergangenheit und Zukunft, deren jene die Nichtigkeit aller Erdengröße, letztere aber in Himmelsräumen eine ewige Freiheit und eine unvergängliche Krone ihm wies, den geistigen Bund, welcher das Erduldete nur halb ihn fühlen ließ. Außer den eigenen Erzeugnissen seiner immer regen Phantasie sammelte er, so gut er's vermochte, alle Sagen und Lieder, welche Italien damals kannte, und es scheint, daß ihm hierzu von Seiten der Behörden aller gewünschte Vorschub geleistet worden sei. Auch darf man annehmen, daß Enzo, welcher sich von der Poesie in keiner Lage des Lebens trennen konnte und während der Kämpfe auf der Halb-

insel keinen bestimmten Aufenthaltsort hatte, das von ihm in Palermo, Neapel und in andern Pflegestätten der Muse Gesammelte stets mit sich geführt, und somit in Bologna, wo man ihn zum mindesten dieser Habe, die der Schatzkammer des Freistaates keinen Zuwachs bringen konnte, sicherlich nicht beraubte, Alles oder doch den größten Theil wieder vorfand.

Aus allen Nachrichten geht hervor, daß der Verkehr, welchen die hochgebildeten Jünglinge Bologna's, einer durch ihre Hochschule und berühmte Meister schon damals ausgezeichneten Stadt, mit dem gefangenen Könige gepflogen, nicht auf die Freuden der Tafel und des Bechers, oder auf müßige Spiele und Scherze sich beschränkte, sondern einen geistigen und veredelten Charakter trug. Die hohe Geisteskraft in dem Sohne des barbarischen Deutschlands bewundernd, nahmen sich die Republikaner gern den ghibellinischen Fürsten zum Muster und Vorbild, zumal er italienische Kunst und Sitte vermuthlich mehr vertrat, als die Sitten und Manieren seines eigentlichen Vaterlandes.

Aber auch Freundschaft und Liebe brachten dem gefangenen Könige ihre schönsten Güter dar. Erstere erschien ihm in der Gestalt des Pietro de Minelli, eines Jünglings aus einer der vornehmsten und auch in andern Guelfenstädten angesehenen Familie, welcher mit schätzbaren Talenten ein noch trefflicheres Gemüth, und mit italienischem Frohsinn den sinnigen Ernst eines Deutschen in sich vereinte. Er glänzte besonders durch die Gabe der Beredsamkeit und war mit den Schätzen deutscher und welscher Sprache gleich sehr vertraut. Die Aehnlichkeit des Charakters erzeugte zwischen ihm und Enzo ein sehr vertrautes Verhältniß, welches über alle Rücksichten der Politik sich erhob und dazu diente, die Stimmung des Gefangenen bedeutend aufzuheitern. Aber noch Größeres that die Liebe. König Enzo vermählte sich nämlich mit der schönen Lucia Biadagoli, aus einer armen, aber angesehenen Familie Bologna's. Lucia erhielt die Erlaubniß, sein Loos in der zwar strengen, doch prunkvollen Haft zu theilen. Ein Sprößling dieser Verbindung soll Enzo Ventivoglio gewesen sein, der Stammvater des gleichbenannten mächtigen Geschlechts.

Zwanzig Jahre bereits waren Enzo in solcher Weise vorübergegangen. Konrad IV., Manfred, Friedrich von Antiochien, Konradin und alle Gewaltigen des großen Vaters hatten hintereinander den Schauplatz ver-

lassen. Die Tyrannei Karls von Anjou, welche den Druck, die Lasten und die Laster mehrerer Generationen binnen wenig Jahren in sich vereinigte, und alle Irthümer der Stausen in mildem Lichte, ja beinahe als Tugenden zeigte, ließ Italien die Untergegangenen sogar zurückwünschen; nur Mailand und Bologna, die bisherigen Zugführer der Guelfenpartei, harrten immer noch treu in ihrem Hasse, so wie in der Anhänglichkeit an die Interessen der Kirche aus. Dem gefangenen Könige leuchtete keine Spur von Hoffnung; doch bei der trüben Kunde von den Unfällen seines Geschlechts und der Schmach seiner Nation kehrte die Erinnerung an die Tage seiner Jugend mit aller Farbenglut ritterlicher Gesinnung zurück, und groß und herrlich stieg in ihm die Idee auf, der französischen Zwingherrschaft ein Ende zu machen, und nicht nur Italien eine neue Ordnung der Dinge im Geiste seines hohen Vaters zu geben, sondern auch in Deutschland wo möglich das Ansehen der Hohenstaufen wieder herzustellen und die Krone des Reichs sich selbst, dem letzten Sprossen des Stammes, auf's Haupt zu setzen.

Zur Vollendung so großer Dinge schien Enzo nichts weiter zu fehlen, als die Freiheit. Er entdeckte den kühnen Plan seinem treuen Freunde Asinelli, und entwickelte demselben seine Ansprüche auf die väterlichen Staaten Apulien und Sicilien, auf das Herzogthum Schwaben in Deutschland, so wie auf viele andere Provinzen und Güter mehr.

Nach diesen Mittheilungen sann Asinelli Tag und Nacht auf eine List, durch welche es ihm gelingen könnte, die wohlverschlossenen Thore des Gefängnisses für den Fürsten zu öffnen. Endlich verständigte er sich mit einem dritten Freunde, der in's Geheimniß gezogen wurde, Rainerio di Gonfalonieri aus Piacenza, damals Scholaren des Rechts in Bologna und Genossen des poetischen Vereins, der sich um Enzo gebildet hatte, über die Ausführung des Unternehmens.

Ein Weinküper, Filippo mit Namen, welchen der König seit längerer Zeit kannte und auf dessen Ehrlichkeit und gute Gesinnung er sich fest verlassen konnte, ließ sich durch glänzende Versprechungen als Werkzeug gebrauchen. Da es nichts Ungewöhnliches war, daß für den König zum Behuf der Bankette, welche er einer oft zahlreichen Gesellschaft gab, Wein in größerer Masse eingebracht wurde, so wählte man dieses Mittel, und

Filippo erschien mit einem ziemlich großen Fasse, mit köstlichem Wein angefüllt, vor dem Palaſt und ſchaffte es in den Saal oder Vorſaal des Zimmers, wo der König ſich aufzuhalten pflegte. Nachdem es geleert und vielleicht die Wache im Zimmer (nach ſo langen Jahren des Dienſtes läſſiger und ſorgloſer) trunken gemacht worden, legte ſich Enzo hinein, wobei die Vorſicht gebraucht wurde, daß er durch ein kleines Loch (vermuthlich das Spundloch) Luft genug zum Athemſchöpfen hatte; dann ließ er ſich durch den äußerſt ſtarke Mann herunter und durch den Hof des Palaſtes tragen. Schon waren ſie glücklich durch alle Wachtpoſten gekommen und in der Ferne harzte bereits Gonſalonieri mit Pferden, auf denen der König mit ihm und Aſinelli die Flucht fortſetzen ſollte, als zufälligerweiſe ein von der andern Seite herkommender Soldat (nach Andern eine Magd von dem einen Fenſter des Palaſtes herab) in der mondhellten, alle Gegenſtände deutlich beleuchtenden Nacht eine ungewöhnlich ſchöne Locke aus dem Faſſe heraushängen ſah, und die Sache gleich für das nahm, was ſie war. Es wurde Lärm geſchlagen; die herbeigelaufene Wache hielt den Filippo feſt, öffnete das Faß und fand, wie man vermuthet hatte, den König Enzo darin verborgen. Derſelbe ward zurück in ſeine Haft, Filippo aber des folgenden Tages vor den Rath geführt. Dort legte er freiwillig, Rainerio aber, deſſen man ebenfalls ſich bemächtigt, nur durch die Folter dazu gezwungen, das Geſtändniß von dem Hergange der Sache ab. Nachdem Beide einander gegenüberſtellt und peinlich unterſucht worden, wurden ſie zum Schwerte verurtheilt und öffentlich hingerichtet. Die Häupter des Staats hielten ein ſtrenges Beiſpiel für nothwendig, um für die Zukunft Jedermann von ähnlichen Verſuchen abzuschrecken. Glücklicher war Aſinelli geweſen; die Schnelligkeit ſeines Pferdes rettete ihn aus den Händen der Verfolger, und er entkam nach befreundeten Städten. Doch büßte er die That mit dem Verluſte ſeiner Güter und der Heimath auf ewige Zeiten.

Den unglücklichen König brachte man ſofort in engere Verwahrung, und Niemand wurde ferner mehr zu ihm gelassen. Auch ſcheint es, daß von jetzt an die Behandlung in vielen Punkten härter geworden. So wird unter Anderem erzählt, daß einſtmals die Wächter ihm nichts zu eſſen geben wollten und er ſich genöthigt ſah, darum zu würfeln. Daraus ergibt ſich

übrigens, daß trotz des strengen Verbots doch bisweilen ein kleines Spiel vorgenommen worden sein muß.

Der unglückliche Fluchtversuch und dessen nächste Folgen, die gänzliche Hoffnungslosigkeit und Dede, welche von nun an den Fürsten umgab, drückten endlich nicht nur seinen Geist, sondern auch seinen Körper völlig nieder, und das Jahr 1272 sollte endlich dasjenige seiner Befreiung aus doppelten irdischen Banden werden. Als er die Abnahme seiner Kräfte spürte, ließ er einen geschworenen Notar zu sich kommen, und dictirte demselben seinen letzten Willen in einem Testamente und in zwei Codicillen, welche durch Inhalt und Ton unverwerfliche Zeugen der inneren Größe und Liebenswürdigkeit des unglücklichen Helden sind, und mit seinen Gedichten und einigen Briefen und Urkunden die einzigen, von ihm selbst herührenden Reliquien sowohl in lateinischer als in italienischer Sprache bilden, die uns erhalten worden sind.

In Enzo's Testament heißt es: „Zuvörderst verzeihen Wir, im Augenblicke, wo Wir die beschwerliche Last ihr von den Schultern wälzen, der Gemeinde von Bologna alle die Kränkungen und Unbilden, welche sie Uns, gleich als hätten Wir solche verdient, im Laufe der Zeit angethan hat, von ganzem Herzen; Wir erlassen ihr auch die Erstattung dessen, was sie unerlaubter Weise von Uns herausgepreßt. Alle zusammen und jeder von ihnen einzeln seien durchaus aller Schuld entbunden, und Wir nehmen Alle in Frieden und zu Gnaden auf. Bloss die Bitte stellen Wir an die Gemeinde von Bologna, daß sie, nachdem sie Unserer Armuth sich erbarmt und schwere Kosten für Unsern Unterhalt nicht gescheut hat, die gelehrten Meister Taddeo, Paolo, Bartolo, Pellegrino Amadeo und Alessio, Unsere Aerzte, durch eine angemessene Belohnung erfreue.

„Ueberdies beschließen und gebieten Wir, es soll Unsere armselige Hülle, welche Bologna während Unseres Lebens im Kerker verschloß, auch nach dem Tode dem ewigen Kerker des Grabes übergeben werden, nach der Verfügung des ehrwürdigen Vaters und Herrn, Ottaviano, von Gottes Gnaden Bischof zu Bologna; und zwar in jener Kirche, welche er bereits bezeichnet und welche Wir selbst Uns ausgesucht und zur Ruhestätte Uns gewünscht haben.“

Nummehr ordnet der König Messen und Gebete für das Heil seiner Seele an, und wirft eine Reihe von Legaten aus; zum Theil für verschiedene Freunde und Bekannte, sämmtlich geborne Bologneser, welche die Stunden der Einsamkeit ihm versüßt; für die Aerzte, Künstler, Handwerker und Diener, die ihn gepflegt und mit dem Nöthigen versehen hatten. Er empfiehlt sie dem Wohlwollen aller Fürsten und Freunde seines Hauses, und verhofft zu diesen, daß sie sein gegenwärtiges Unvermögen unterstützen und jene Getreuen mit einem, auch Andere zu Aehnlichem begeisternden Wohlwollen behandeln werden. Alle Briefe, Urkunden, Privilegien, wie auch seine Romanzensammlungen nebst allen andern ihm zugehörigen Dingen, sollten bei Guilielmo di San Giorgio, Jacopino de Abbatis und Niccolo Benvenuto zur Aufbewahrung hinterlegt und seiner Zeit den Söhnen seiner Tochter Helena aus der Ehe mit Guelfo di Donoratico, Enrico und Ugolino, zugestellt werden. Diese Beiden setzte er zu Erben von Sardinien und der zu diesem Reiche gerechneten Landschaften ein. Sein Nefte, Konrad von Antiochien, erhielt die Grafschaft Molliß nebst Zubehör. Im Reiche von Jerusalem, in Sicilien, Apulien, dem Herzogthum Schwaben und den übrigen deutschen Stammgütern sollten die beiden Bettern, König Alfonso von Castilien und Landgraf Friedrich III. von Thüringen, als Haupterben nachfolgen. Ihnen war die Rache des Hohenstaufischen Hauses und die Erfüllung der im Testamente wie in den Codicillen enthaltenen Punkte an's Herz gelegt.

Leider entschied das Schicksal über die Haupterbschaft anders, und eben so über Sardinien und die übrigen Besitzungen und Güter; in wie weit die andern, die kleineren Vermächtnisse, von den Testament-Executoren vollzogen worden sind, ist nicht bekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach theilten der Rath von Bologna und die Haupterben selbst die Ansicht des berühmten Rechtsgelehrten Accursius, welcher das von einem Gefangenen errichtete Testament für juristisch ungültig erklärte.

Bald nachdem die rührende Akte durch den befreundeten Notar Thomazzino aufgesetzt worden, ging Enzo zur ewigen Ruhe ein, von dem Banne (wie zu vermuthen steht) durch den Bischof oder Cardinal-Legaten Ottaviano, seinem alten, nummehr versöhnten Gegner, losgesprochen. Ueber den Todestag selbst weichen die Berichte der Geschichtschreiber von einan-

der ab; doch ist der König wahrscheinlich am 15. März im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters gestorben.

Die Bologneser, nunmehr versöhnt, beschloßen, den Todten auf eine seinem Range und Ruhm angemessene Weise bestatten zu lassen. Demnach ward er einbalsamirt, in Scharlach gekleidet und mit einem Diadem aus Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt; das Prachtbett, auf welchem er ausgelegt lag (vielleicht um jeden Verdacht einer Vergiftung oder Ermordung zu entfernen, oder auch weil bei den Leichen von Großen schon damals die Sitte es so mit sich brachte), war mit kostbaren Decken behangen. Die Beisetzung fand in der Kirche San Domenico statt. Ueber drei Vierteltheile der Bevölkerung Bologna's und sämtliche Edle begleiteten die Leiche. Auch ward dem Könige ein Denkmal gesetzt.

Wie gewinnend die Persönlichkeit Enzo's war, ist schon erwähnt worden. Er war von mittlerer Statur, jedoch kräftig und schön gewachsen, von den edelsten Proportionen. Seine Haare ringelten sich in blonden, goldenen Locken bis auf den Gürtel herab. Die Feinde selbst nannten ihn den trefflichsten unter den Söhnen des Kaisers, und wie den tapfersten im Streite, also auch den heitersten und liebenswürdigsten im Umgang. Fähig zu den größten und ernstesten Geschäften, bewährte er sich wiederum, wenn es die Umstände erlaubten, als phantasievollen Dichter und Sänger.

III.

Cola Rienzi.

1.

Cola's Erhebung.

Cola Rienzi wurde gegen die Mitte des Jahres 1313 zu Rom geboren. Sein Vater Lorenzo, im gewöhnlichen Leben Rienzo oder Renzo genannt, hielt eine niedrige Herberge für Fremde; seine Mutter war eine Wäscherin. Der Knabe wurde Niccola (abgekürzt Cola) getauft, und weil damals bei dem gemeinen Volke bestimmte Hausnamen noch nicht üblich waren, so nannte man ihn nach dem Namen seines Vaters Cola di Renzo oder lateinisch Nicolaus Laurentii, woraus dann der neuere Name Cola Rienzi entstanden ist.

Da die Mutter Cola's frühzeitig starb, so schickte ihn der Vater zu einem Anverwandten außerhalb Roms, wo der Knabe bis zum zwanzigsten Jahre, seiner eigenen Aussage nach, wie ein Bauer unter Bauern lebte. Der Tod des Vaters rief ihn nach Rom zurück, und von jetzt an folgte er ganz seiner Neigung, sich mit dem Studium des Alterthums und der Geschichte des römischen Volkes zu beschäftigen. Mit großem Eifer las er die beliebtesten Schriftsteller der alten Römer, ihre Dichter, Redner, Philosophen und Geschichtschreiber, aus denen seine natürliche Anlage zur Be-

redsamkeit Nahrung gewann, und erforschte zugleich rastlos die Inschriften, Statuen und Ruinen des Alterthums, die in Rom und der Umgegend zerstreut lagen, so daß sie Niemand besser als er zu deuten verstand.

Eben so war ihm die Bibel, ihrem ganzen Umfange nach, so bekannt, daß ihm passende Sprüche derselben, so wie ihre Sprache, jederzeit zu Gebote standen.

Aus Schriftstellern und Denkmälern der alten Zeit hatte sich Cola ein Bild der einstigen Größe und Herrlichkeit seines Vaterlandes zusammengesetzt, das er mit feuriger Beredsamkeit zu schildern liebte. Verglich er aber jene früheren Zeiten mit der Gegenwart, so rief er wiederholt aus: Wo sind jetzt jene wackeren Römer? Wo ist ihre erhabene Gerechtigkeit? O könnte ich zu einer Zeit leben, wo solche Männer blühen!

Weil nun Cola immer aus vollem Herzen redete, so vermochte er auch jederzeit seine Zuhörer mit sich fortzureißen, sei es nun, daß er sich der Volkssprache oder der lateinischen bediente, in welcher damals noch alle wichtigen Angelegenheiten verhandelt wurden. — Dabei war Cola schön von Gestalt, und ein gewisses phantastisches Lächeln gab seinem Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck.

Was das Gemüth Cola's noch ganz besonders aufregte und es mit hochstrebenden Ideen erfüllte, war das Gerücht, er sei ein Sohn des deutschen Kaisers Heinrichs VII. — Um diese vermeintliche Abkunft nicht durch ein niedriges Gewerbe zu entehren, ergriff er den Stand eines Notars, welcher, den Kriegsdienst ausgenommen, damals der ehrenvollste war, zu dem ein Mann aus dem Volke gelangen konnte. Er verheirathete sich früh mit einer durch Jugend und Schönheit ausgezeichneten Frau, der Tochter eines Bürgers. Sein Vermögen aber war nur gering, denn es belief sich sammt der Mitgift der Frau auf kaum hundertundsfunzig Goldgulden.

Das Gefühl für die traurigen Zustände seines Vaterlandes, welches zu jener Zeit durch einen fast gesehlofen Zustand, durch den Zwist und die Willkür der römischen Adelparteien zerrüttet wurde, steigerte sich von der Unzufriedenheit mit den Regierenden bis zum blutigen Haß, als ein Bruder Cola's ermordet wurde und er keine Bestrafung des Mörders erlangen konnte. Von jetzt ab trug er sich mit dem bestimmten Gedanken,

die Verfassung Roms zu ändern, die Stadt von der Tyrannei des Abels zu befreien und Frieden und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Einstweilen suchte er in seinem Kreise, so viel er konnte, zu helfen; Unterdrückte, Wittwen und Waisen fanden an ihm einen Beschützer, und gleichwie die Vorsteher der Zünfte und anderer Verbindungen Consuln hießen, so nannte sich Cola Consul der Wittwen, Waisen und Armen.

Ein günstiger Umstand kam seinem Plane zu Hülfe. Nach dem Tode Benedict's XII. (1342) war Pierre Roger, der Erzbischof von Rouen, als Clemens VI. gefolgt. Als nun die Römer im folgenden Jahre nach Avignon, dem einstweiligen Sitze des päpstlichen Stuhles, eine Gesandtschaft abschickten, welche Seitens des römischen Volkes Clemens die höchste Gewalt in Rom übertragen, ihn zur Rückkehr dahin auffordern und ihn bitten sollte, das von Bonifaz VIII. angeordnete hundertjährige Jubiläum, der Kürze des menschlichen Lebens wegen, fernerhin alle funfzig Jahre eintreten zu lassen, wurde Cola Rienzi als der beredteste Mann unter dem Volke den Gesandten zum Wortführer beigegeben.

Der Papst, welcher sie freundlich empfing, nahm die ihm angebotene Herrschaft an, bewilligte das funfzigjährige Jubiläum und versprach, sobald die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich seine Gegenwart in dem letzteren Lande nicht mehr erfordern würden, in Rom seinen Wohnsitz zu nehmen.

In einem Briefe voll der ausschweifendsten Freude verkündigte Cola seinen Mitbürgern das fröhliche Ereigniß. Zugleich benutzte er das Wohlgefallen, welches der Papst an seiner Beredsamkeit gefunden hatte, um das Unglück seines Vaterlandes zu schildern: wie die Stadt durch die Räubereien, Mordthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, welche die Barone entweder selbst verübten oder doch unter ihren Schutz nahmen, verödet daliege und ihrem Untergange nahe sei.

Clemens gerieth in heftigen Unwillen gegen die Uebelthäter, aber der Cardinal Giovanni Colonna, ein Verwandter der römischen Colonna, die nebst dem mächtigen Geschlechte der Orsini damals die meiste Gewalt in Rom hatten, wußte den Papst wieder vollständig zu besänftigen. Cola, der nun in Ungnade fiel, lebte eine Zeitlang arm, verachtet und krank in Avignon, bis der einflußreiche Cardinal versöhnt war und ihm

dann selbst von dem Papst die Stelle eines Notars der städtischen Kammer verschaffte. Damals lernte Cola auch Petrarca kennen, welcher in Avignon bei dem eben erwähnten Cardinal lebte. Er theilte dem für Rom begeisterten Dichter seine Wünsche und Pläne mit, den alten Glanz der Stadt wiederherzustellen, und die verwandten Gemüther schlossen Freundschaft mit einander.

Cola kehrte nach Rom zurück, im Herzen noch eifriger gegen die Vornehmen Rache brütend. Sein Amt verwaltete er sorgfältig und äußerlich mit einem gewissen Glanze. So bediente er sich stets nur einer silbernen Feder, denn groß, sagte er, sei die Würde dieses Standes. Auch ließ er die niedrigeren Dienste desselben durch einen Stellvertreter verrichten, und er selbst lebte dem Studium des Alterthums und der Betrachtung vergangener Zeiten. Vermöge seines Amtes lernte er immer mehr die Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit der damals Regierenden kennen, unter denen sich kaum ein guter Bürger fand, der ihn bei Verbesserungen unterstützen wollte. Da versuchte nun Cola durch Ermahnung in Rede und Bild auf Regierung und Volk zu wirken, jene zu bessern und dieses aus seinem trägen Schlummer wenigstens aufzurütteln.

Einst erhob er sich in der Rathsverammlung und sagte zu den Räten: „Ihr seid keine guten Bürger, die ihr das Blut des armen Volkes verzehrt, ohne ihm helfen zu wollen!“ Und in das Einzelne eingehend, ermahnte er die Beamten, für gute Ordnung im Vaterlande zu sorgen. Als aber Cola seine glänzende Rede geendigt hatte, erhob sich Andreozzo (Andreas) aus dem angesehenen Geschlechte der Normanni und Verwandter der Colonna, welcher damals Kämmerer der Stadt oder Verwalter sämtlicher Einkünfte war, und gab ihm eine starke Ohrfeige; zugleich spottete ein Schreiber des Senats des Mißhandelten mit höhrender Geberde.

Von dem öffentlichen Auftreten in der Versammlung zurückgeschreckt, beschloß Cola, sich jetzt an das Volk zu wenden. Zeitungen oder öffentliche Anschläge an Straßen und Gebäuden kannte das Mittelalter nicht, denn unter dem niedrigen Volke verstanden sich doch immer nur Wenige auf Lesen und Schreiben. Wollte man nun dem Volke irgend eine Sache lebendig vor die Seele führen, so wurde dieselbe unter der Form eines geschichtlichen oder allegorischen Bildes an einem öffentlichen Gebäude dargestellt.

So ließ Cola an der Außenseite des Stadthauses auf dem Capitol nach dem Markte hin ein großes Meer malen. In der Mitte sah man ein untergehendes Schiff ohne Masten und Segel, darin kniete eine Wittwe in Trauerkleidung und mit aufgelösten Haaren, die Hände auf der Brust gekreuzt, wie um Erbarmen flehend. Die Aufschrift war: Dies ist Roma. Um das Schiff herum waren vier andere Schiffe schon im Wasser versunken zu sehen; in allen knieten Frauen mit den Aufschriften: Babylon, Carthago, Troja, Jerusalem, und dem Spruch: Diese Städte sind durch Ungerechtigkeit in Gefahr und Verderben gerathen. Ein Zettel kam hervor aus der Mitte der vier Frauen, des Inhalts: Ueber jegliche Herrschaft warst du (Roma) erhaben, jetzt erwarten wir hier deinen Untergang. Auf der linken Seite des Schiffes waren zwei kleine Inseln; auf der einen war eine Frau, Stalia genannt, welche traurig da saß und sprach: Jedem Lande hattest du die Herrschaft entzissen und mich allein nahmst du zur Schwester. Auf der andern Insel waren die vier Tugenden der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Klugheit und Tapferkeit als trauernde Frauen sitzend dargestellt, die Arme auf den Knien und damit die Wangen stützend. Ihr Spruch war: Von jeglicher Tugend warst du begleitet, jetzt irrst du verlassen auf dem Meere. Auf der rechten Seite des Schiffes war eine dritte Insel und darauf eine Frau in weißer Kleidung, die Hände zum Himmel ausstreckend. Sie, ein Sinnbild des christlichen Glaubens, sprach: O höchster Vater, Führer und mein Herr! Wenn Roma untergeht, wo finde ich einen Hort? In der oberen Abtheilung zur Rechten standen vier Reihen von verschiedenen geflügelten Thieren, die Hörner an den Mund hielten und bliesen, als wären sie Winde, welche den Sturm aufregten und das Schiff zum Untergang trieben. Die erste Reihe bildeten Löwen, Wölfe und Bären mit der Beischrift: Das sind die mächtigen Barone und verbrecherischen Statthalter; in der zweiten Reihe befanden sich Hunde, Schweine und Rehböcke mit der Beischrift: Das sind die bösen Rathsherren, welche den Adelligen anhängen; in der dritten Reihe sah man Schafe, Drachen und Füchse, zur Bezeichnung der falschen Beamten, Richter und Notare. Endlich in der vierten Reihe standen Hasen, Katzen, Ziegen und Affen mit der Beischrift: Das sind die Räuber, Mörder, Ehebrecher und Diebe unter dem Volke. Ganz oben sah man den Himmel mit der göttlichen Majestät, wie sie zum

Gericht kommt; zwei Schwerter gingen, wie in der Apokalypse, nach beiden Seiten aus ihrem Munde, zur Seite standen Petrus und Paulus in betender Stellung. Das sinnreiche Bild erregte Staunen und Bewunderung unter dem schauenden Volke.

Wie hier das Unglück der Gegenwart und dessen Ursachen, so wollte Cola ein anderes Mal seinen Mitbürgern die frühere Herrlichkeit ihres Vaterlandes vorführen. In der Kirche des Laterans befand sich damals die berühmte Bronzetafel, welche jetzt im capitolinischen Museum aufbewahrt wird, und worauf die sogenannte Lex Regia eingegraben ist, vermöge deren der römische Senat dem Kaiser Vespasian das Imperium übergibt. Niemand verstand den Sinn der Inschrift, und Bonifaz VIII. hatte bei der Wiederherstellung und Verschönerung der Kirche die prächtige Platte zum Schmuck eines Altars gebraucht, so daß die Buchstaben verdeckt waren. Cola ließ dieselbe von dort wegnehmen und hinter dem Chor an der Wand befestigen, worauf zugleich eben jene Handlung der Uebergabe der höchsten Gewalt an den Kaiser in einem Gemälde vorgestellt wurde. In der Mitte der Kirche ließ er ein prächtiges Gerüst errichten und lud die Leute aus dem Adel und aus dem Volke ein, eine Rede von ihm zu hören.

Eine Menge Volks strömte herbei, selbst die Häupter der Colonna, Stefano und sein Sohn Gianni, kamen, und außerdem viele von den Richtern und Beamten. Cola erschien in einer phantastischen Kleidung, in einem langen deutschen Oberleide von weißem Tuch, auf dem Kopfe trug er ein Barret von derselben Farbe, dessen Kreis mit goldgestickten Kronen verziert war, die mittlere derselben war zwiefach gespalten durch ein kleineres silbernes Schwert, welches oben aus dem Deckel hervorkam.

So bestieg er die Tribüne und hielt eine prächtige Rede, wie Rom darniederläge und selbst seinen Fall nicht sehen könne, weil es seine zwei Augen, den Papst und die Kaiser, durch die Lasterhaftigkeit seiner Bürger verloren habe. Dann auf die alte Herrlichkeit des Senats, der dem Kaiser erst seine Machtvollkommenheit verliehen habe, hinweisend, ließ er jene Inschrift vorlesen, übersetzte und erklärte sie nach seiner Weise, wie der Kaiser Vespasian dadurch die Gewalt erlangt, Gesetze und Bündnisse nach seinem Gutdünken zu machen, den Garten Roms, d. h. Italien, nach seinem

Gutdünken auszudehnen oder zu beschränken, wie er Leute zu dem Range von Königen und Herzogen erheben oder absetzen, die Flüsse verändern und ableiten konnte. „So groß“, schloß er, „war die Majestät des römischen Volkes, daß es dem Kaiser seine Macht zutheilte; jetzt haben wir das Alles verloren. Römer, ihr haltet keinen Frieden, eure Felder werden nicht bebaut, das Jubiläum naht und ihr habt kein Getreide und keine Lebensmittel für die Pilger, welche zur Stadt kommen sollen; sie werden die Steine vor Hunger nehmen, und die Steine werden einer solchen Menge nicht einmal genügen. Ich bitte euch, haltet Frieden. Ich weiß, viele Leute schmähen mich wegen dessen, was ich thue und sage, und warum? Aus Neid. Ich danke Gott, daß drei Dinge diese Verklünder aufzehren: die Schwelgerei, die Spielwuth und der Neid.“ Hierauf stieg er unter dem Beifall der Zuhörer herab.

Die Barone Rom's störten jedoch Cola nicht in seinem Beginnen, weil sie dasselbe als thöricht verachteten. Sa manche unter ihnen, wie Gianni Colonna, ergötzten sich daran, luden ihn zu Tische und nöthigten ihn dann, Reden zu halten von dem Zustande der Stadt und von einer guten Regierung. Auf sich selbst kommend, sagte er ihnen einst öffentlich: „Ich werde ein großer Herr oder Kaiser werden, und dann werde ich alle Barone verfolgen; diese sollen gehängt und diese geköpft werden“, und fuhr nun zur größten Belustigung der Gesellschaft fort, Jedem sein Urtheil zu sprechen. So suchte er gleich dem älteren Brutus seine Anschläge zur Befreiung des Volkes unter dem Schein eines närrischen Wesens zu verbergen. Dabei hörte er nicht auf, durch bildliche Darstellungen zu dem Volke zu sprechen, den Muth desselben zu erhöhen und auch bestimmter schon auf sich selbst hinzuweisen.

Während der Fasten werden zu Rom an jedem Tage in einer besonderen Kirche feierliche Andachten gehalten, die man Stationen nennt und denen jederzeit eine Menge Menschen beizwohnen. Als nun am Donnerstag nach Aschermittwoch (15. Februar 1347) die Feier in der Kirche S. Giorgio in Velabro begangen wurde, ließ Cola an die Kirche einen Zettel anheften, des Inhalts: „Binnen Kurzem werden die Römer zu ihrer alten guten Verfassung zurückkehren.“ Auch sprach er mit angesehenen Leuten aus dem Volke und versammelte sie an einem geheimen Orte auf dem

Aventin, welcher Hügel schon im Alterthum der Sitz plebejischer Freiheit gewesen war. Man berieth, wie die gute Ordnung herzustellen sei, und Cola wurde aufgefordert, zu sprechen. Er redete viel von dem gegenwärtigen Unglück, der Sklaverei und den Gefahren der Stadt, verglichen mit der früheren Weltherrschaft, und wurde so bewegt, daß er selbst Thränen vergaß und auch die Zuhörer weinend das Unglück des Vaterlandes beklagten. Schließlich ermahnte er zum Frieden und zur Gerechtigkeit, und wie man dann noch gar nicht zu verzweifeln habe, denn die Einnahmen der städtischen Kammer beliefen sich auf 300,000 Goldgulden, und der Papst wäre keineswegs mit Allem, was in der Stadt geschähe, zufrieden, weil viele Bürger ja auch den Gütern der Kirche Gewalt anthäten. Dadurch flößte er den Versammelten wieder Muth ein, worauf sie eidlich einander versprachen, eine bessere Regierung einzuführen; auch ward zu vollständiger Bekräftigung eine Urkunde darüber abgefaßt.

Die Unordnungen in Rom dauerten fort; Mord und Raub waren an der Tagesordnung, die Feldarbeiter wurden vor den Thoren geplündert, die Pilger, welche zu den heiligen Stätten wallfahrtefen, waren den Räubern preisgegeben, Frauen und Mädchen wurden aufs Schlimmste gemißhandelt, und wer nicht selbst oder durch Freunde und Verwandte sich vertheidigen konnte, mußte geduldig die Unbilden ertragen. Die Senatoren Pietro di Agapito Colonna und Roberto Orsini waren ohne Macht, und nicht einmal die Ordnung der größeren Gewalt herrschte, da sich die Parteien das Gleichgewicht hielten. Da war gegen Ende April, als zu so vielen Uebeln sich noch eine Hungersnoth gesellte, der alte Stefano Colonna mit der städtischen Miliz nach Corneto gezogen, um aus dieser Gegend, welche während des Mittelalters die Getreidekammer von Rom war, Getreide zu holen. Cola, welcher inzwischen mehrere Geistliche, ja selbst den Bischof Raimondo von Orvieto, den Vicar des Papstes, für seine Pläne gewonnen hatte, benutzte die Abwesenheit des mächtigsten Barons, und am Rüsttage des Pfingstfestes, welches damals auf den 20. Mai fiel, ließ er sämmtliche Bürger unter Trompetenschall einladen, am folgenden Tage ohne Waffen auf dem Capitol zu erscheinen.

Er selbst hörte von Mitternacht an in der Kirche S. Angiolo in Pesceria eine Reihe von sogenannten Messen des heiligen Geistes, wie sie

an jenem Festtage und bei allen wichtigen Angelegenheiten von der katholischen Kirche gehalten werden, um sich den göttlichen Beistand für sein Unternehmen zu ersuchen. Gegen Morgen trat er aus der Kirche, von fünfundzwanzig Verschworenen begleitet. Cola war ganz geharnischt und nur der Kopf war entblößt. Vor ihm trugen drei der Verschworenen je eine Fahne mit den Sinnbildern der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Cola zur Seite ging der Vicar des Papstes, und hundert Reiter waren für den Nothfall zum Schutze in Bereitschaft. Viele schlossen sich unterwegs dem Zuge an, und so gelangte man auf das Capitol, wo sich bereits eine Menge Volks versammelt hatte. Hier hielt Cola wieder eine glänzende Rede über das Unglück und die Knechtschaft des römischen Volkes, und wie er jetzt entschlossen sei, aus Liebe zum Papst und zum Heil des römischen Volkes seine Person jeder Gefahr auszusetzen. Das Volk jubelte ihm unendlichen Beifall zu, und nun ließ Cola sogleich die Gesetze der neuen Verfassung vorlesen.

Die vorzüglichsten darunter waren: Jeder Mörder ohne Ausnahme erleidet die Todesstrafe, die Prozesse müssen spätestens in vierzehn Tagen beendigt sein, und der falsche Ankläger empfängt die Strafe, welche sonst den Angeschuldigten getroffen hätte; kein Haus in Rom wird mehr niedergeworfen, sondern wenn es verwirrt ist, fällt es der Stadt anheim; in jedem Viertel werden hundert Mann zu Fuß und fünfundzwanzig zu Pferde auf städtische Kosten unterhalten, sie empfangen von der Stadt einen Schild und angemessene Löhnung, und fällt einer von ihnen im Dienste des Gemeinwefens, so empfangen seine Erben, wenn er zu Fuß dient, hundert Liren, und wenn zu Pferde, hundert Florenen; auch wird die städtische Kammer Wittwen, Waisen und die Klöster unterstützen, und um den Mangel an Getreide zu verhüten, wird in jedem Viertel ein Vorrathshaus errichtet. Die städtischen Einnahmen aus den Steuern von den Feuerheerden, dem Salz, den Häfen und Brücken sollen auch wirklich zum Besten der Stadt verwendet werden. Gegen den Adel waren noch die besonderen Bestimmungen gerichtet, daß die Festen, Brücken und Thore, welche der Stadt angehörten, nicht durch die Barone, sondern durch einen vom Volke ernannten Befehlshaber bewacht werden, daß überhaupt kein Baron einen festen Ort inne haben, sondern alle Orte in dem Gebiete der Stadt von

Rom aus ihre höchste Obrigkeit empfangen sollten. Ferner ward den Baronen die Verpflichtung aufgelegt, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen, keinen Räuber und Uebelthäter bei sich aufzunehmen und die Zufuhr der Stadt nicht zu hindern, bei Strafe von 1000 Mark Silber. Zu dem Ende sollte auch noch in den Gewässern und an den Küsten des römischen Gebiets ein Schiff zum Schutze der Kaufleute unterhalten werden. —

Das Volk billigte Alles; die Senatoren wurden von dem Capitol verjagt und dem Cola zur Feststellung und Erhaltung der neuen Verfassung die Macht verliehen, unumschränkt zu strafen und zu begnadigen, Beamte abzusetzen und zu erheben, kurz eine rein dictatorische Gewalt.

Einige Tage darauf erbat sich Cola den Titel eines Tribunen und Befreiers des Volkes, denn nach dem Vorgange des alten Tribunats wollte er zeigen, daß er aus dem Volke entsprossen sei und sich ganz dem Schutze desselben weihen wolle. Diese Würde sollte zugleich als eine ganz außerordentliche, von den früheren Beziehungen auf den Senat unabhängige, betrachtet werden. Als nun in jener Versammlung, wo die Ernennung Cola's zum Tribun geschah, plötzlich eine Taube in den Lüften erschien und längere Zeit über dem Volke schwebte, da begrüßte man ihre Erscheinung als ein deutliches Zeichen der göttlichen Beistimmung. Fortan führte Cola den Titel: Nicolaus, durch den Beistand unseres gnädigsten Herrn Jesus Christus der Gestrenge und Gnädige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, und erlauchter Befreier der römischen Republik.

Obgleich der päpstliche Vicar Cola auf dessen Verlangen als Amtsgenosse beigegeben wurde, so betrachtete doch das Volk nur den Letzteren als den Inhaber der höchsten Gewalt, und alle Ausfertigungen in einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten geschahen auch von Anfang an nur in seinem, Cola's, Namen.

Es kam nun vor Allem darauf an, die neue Volksherrschaft gegen ihre nächsten Feinde, die Barone, zu vertheidigen. Die Uneinigkeit unter diesen selbst, so wie das Ueberraschende des Vorganges kamen Cola dabei sehr zu statten. Diejenigen, welche sich in der Stadt befanden, waren im ersten Schrecken geflohen oder hatten doch keinen Widerstand versucht. Stefano Colonna war auf die Nachricht von dem Borgefallenen eilig nach

Rom zurückgekehrt und hatte in der Nähe seines Palastes auf der Piazza S. Marcello sich laut gegen die neue Verfassung erklärt. Am folgenden Tage schickte ihm Cola den Befehl zu, die Stadt zu verlassen. Stefano nahm voll stolzer Verachtung den Zettel, zerriß ihn und sagte: Wenn mich jener Narr noch ein wenig ärgert, so werde ich ihn aus den Fenstern des Capitols werfen lassen! Sobald dies Cola hinterbracht wurde, ließ er die Gemeindeglocke läuten, und das ganze Volk eilte gewaffnet nach dem Capitol. Jetzt glaubte sich der sonst so mächtige Colonna in der Stadt nicht mehr sicher und floh, nur von einem Diener zu Fuß begleitet, eilig nach Palestrina, wo seine Söhne und Enkel waren.

Der Tribun führte mit Strenge seine Gesetze durch; alle Barone mußten die Stadt verlassen, auf das Land und ihre Besitzungen ziehen und zugleich die Brücken und Zugänge der Stadt, welche sie besetzt hatten, abgeben. Ferner mußten, da bei der Umwälzung besonders das niedere Volk thätig gewesen war, jetzt auch die höheren Stände der Stadt, die Richter, Notare und die größeren Kaufleute der Eid der Treue und des Gehorsams schwören.

Die Barone, welche nur äußerlich gehorcht hatten, suchten sich unter einander zu verbinden, um die neue, ihnen Allen gefährliche Herrschaft zu stürzen. Doch die alten Feindseligkeiten hinderten jede Einigung, und der Tribun, hierdurch ermutigt, lud sie sämmtlich vor sich.

Zuerst erschien der jüngere Stefano Colonna mit Bewaffneten auf dem Capitol, wo Cola, von einer großen Menge Volks umgeben, zu Gericht saß; und so drohend zeigte sich die Macht und Haltung des Tribunus, daß Colonna Alles beschwor, was die Verfassung den Baronen auferlegte, und außerdem sich verpflichtete, auf jeden Befehl bewaffnet und unbewaffnet zu erscheinen. Gleiches thaten darauf die andern Colonna, so wie die Orsini und Savelli, obgleich sich Cola selbst früher dem Francesco Savelli durch einen Diensteid verpflichtet hatte. Aber aus Furcht vor dem Volke schwuren Alle und boten ihre Personen, ihre Güter und ihre Vasallen zum Dienst der Stadt an; nur der Präfect von Vico und die Gaetani weigerten sich zu gehorchen. Dies Alles geschah innerhalb der ersten zwei Wochen nach Umänderung der Verfassung.

Mehrere Orte, Burgen und sonstige Besitzungen, welche die Barone

der Stadt oder den Kirchen und Klöstern entrißen hatten, wurden jetzt den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zurückgegeben, wodurch sich Cola ganz besonders die Neigung der Geistlichkeit gewann. Bald darauf folgten noch strengere Gesetze, um den Uebermuth des Adels gänzlich zu brechen. Durch Heroldsruf ward in der Stadt verkündigt, daß fernerhin kein Römer irgend Jemanden außer der römischen Kirche und dem Papst zu seinem Herrn erwählen dürfe. Auch solle Niemand weder auf seinem Schilde, noch über seiner Wohnung die Wappen der Colonna, Orsini, Savelli oder anderer römischen Barone tragen, sondern nur die Abzeichen der Kirche, des Papstes und des römischen Volkes. Sofort wurden jene Zeichen an allen Orten abgerissen und zerstört. Die römischen Barone hatten, wie es schon länger üblich geworden war, die Zugänge ihrer Wohnungen mit Pfahlwerken verschanzt; diese befahl nun der Tribun gleichfalls auf Kosten der Eigenthümer fortzunehmen und auf das Capitol zu bringen, um das Material daselbst zum Ausbau des Stadthauses zu benutzen. Für die Kosten dieses Baues mußte außerdem jeder Baron, der einmal Senator gewesen war, hundert Goldgulden zahlen.

In gleicher Weise war Cola bemüht, die Regierung im Innern zu befestigen. Auf dem Capitol ward ein Gericht des Friedens und der Gerechtigkeit eingerichtet, St. Pauls Fahne mit dem entblößten Schwerte und der Palme des Sieges wehte darüber. Leute aus dem Volke von anerkannter Rechtlichkeit unter dem Titel von Friedensrichtern sprachen das Recht. In eindringlicher Rede hatte der Tribun seine Mitbürger zum Frieden und zur Versöhnung ermahnt, und unter Thränen hatten Alle gelobt, fernerhin vom Haber abzulassen und sich als Brüder zu lieben. Ahtzehnhundert Feindschaften auf Tod und Leben unter den Bürgern wurden friedlich beigelegt, und Alle, welche seit der im Jahre 1340 erlassenen Amnestie verbannt waren, wurden zurückgerufen. Um aber diesen Frieden auf der Grundlage allgemeiner Sittlichkeit zu begründen, wurden noch eine Menge einzelner strenger Gesetze erlassen, welche die Heiligung der Ehe bezweckten, so wie Fluchen, Würfelspiel und Betrug im Handel und Verkehr mit Strafe belegten. Durch die gewissenhafte Handhabung der Marktpolizei in Bezug auf den Verkauf der Lebensmittel wurde besonders das niedere Volk gewonnen. — Beleidigungen mußten von nun an vor dem

Friedensgericht geföhnt werden. In Civilprozessen wurde schnell und nach Billigkeit Recht gesprochen.

Um der Gerechtigkeit gegen Mächtigere Nachdruck zu geben, dazu diente vor Allem die Stadtmiliz, welche Cola gleich im Anfang der neuen Regierung eingerichtet hatte, und ihre 360 Reiter und 1300 Fußgänger mußten auf jedes Zeichen der Capitolsglocke bewaffnet erscheinen. So geschüßt, verfuhr der Tribun gegen alle Uebelthäter nach der ganzen Strenge des Gesetzes: Raub und Mord wurden auf der Stelle mit dem Tode bestraft, und auf dem flachen Lande mußte außerdem noch der Baron oder die Gemeinde der Gegend den Schaden ersetzen und Strafgeelder wegen der schlechten Aufsicht zahlen. Geistliche und Ablige waren bis dahin den Gesetzen der Stadt entzogen gewesen; die Bestrafung von Uebelthätern aus beiden Ständen sollte jetzt die Macht des Tribuns beweisen. Ein Mönch von S. Anastasio, durch seine Thaten berüchtigt, ward hingerichtet, und dem Martino aus dem Geschlecht der Gaetani, welcher im Jahre 1340 Senator gewesen war, half es nichts, daß er außerdem mit den angesehensten römischen Familien, den Orsini und Alberteschi, und mit zwei Cardinälen verwandt war. Er hatte vor Porto ein neapolitanisches Schiff geplündert, welches, mit einer kostbaren Ladung von Marseille nach Neapel bestimmt, sich vor dem Sturm in die Mündung der Tiber geflüchtet hatte und dort gestrandet war; auch wegen anderer Räubereien und Gewaltthatigkeiten war er in der ganzen Gegend berüchtigt. Der Tribun ließ ihn aus seiner Wohnung, wo er krank darnieder lag, nicht ohne Hinterlist auf das Capitol holen, berief das Volk durch die Gemeindeglocke zur Versammlung, ließ den Martino vorführen, ihm wegen des vollbrachten Raubes das Todesurtheil vorlesen und ihn dann ohne Weiteres auf dem Capitol aufknüpfen. Gleiches Schicksal hatte auch Einer aus dem Geschlechte der Annibaldeschi. Petruccio Frangipani, Herr von Civita Lavigna, und Luca Savelli wurden in das Gefängniß geworfen, und Stefano Colonna und Giordano Orsini von Marino auf dem Capitol in Gewahrsam gehalten. Pietro di Agapito Colonna, welcher noch in demselben Jahre die Senatorewürde bekleidet hatte, wurde wie ein gemeiner Verbrecher auf das Capitol geführt, und ein berüchtigter Räuber wurde aus dem Palast der Colonna, welcher sonst immer ein rettendes Asyl gewesen war, herangezogen

und mit dem Tode bestraft. In der Herrschaft des Grafen Bertolbo von Anquillara, in der Nähe von Capranica, war einem Maulthiertreiber sein Thier nebst einer Soma Del von Räubern weggenommen; Bertolbo mußte ihm dafür dreißig Goldgulden Schadenersatz und andere vierhundert als Strafe an die städtische Kammer zahlen. Nicht weniger streng war Cola gegen die eigenen Beamten; Wittwen, Waisen und armen Leuten gab er öffentlich Gehör, und als er ihre Klagen hörte, verurtheilte er zwei Stadtschreiber, angesehenen Leute aus dem Volke, zu tausend Liren Strafe. Oft hatte die Handhabung der Gerechtigkeit etwas Barbarisches; so hatte ein Bote des Tribuns einen anderen ermordet: Cola ließ den Mörder lebendig in ein tiefes Loch werfen und den Leichnam des Gemordeten darüber begraben. Solche Maßregeln verbreiteten allgemeinen Schrecken. Eine Sicherheit, wie man sie nie zuvor gekannt, fing an, in Rom und der Umgegend zu herrschen. Räuber und Uebelthäter flohen mit Zurücklassung ihrer Familien und Habe über die Grenze. „Die Wälder freuten sich“, sagt ein Zeitgenosse Cola's, „daß keine Räuber mehr in ihnen hausten, die Stiere konnten den Acker pflügen, die Pilger gingen wieder an, die Heiligthümer zu besuchen, und die Kaufleute zogen ihres Weges mit ihrer Ladung, sie ließen ihre Waaren bei Nacht auf der Straße und fanden sie wohlbehalten und unberührt wieder; Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, und die braven Leute freuten sich, daß sie aus der Sklaverei befreit waren.“ Alle gleichzeitigen Schriftsteller loben ebenfalls die Sicherheit, welche damals in Rom und der Umgegend geherrscht habe.

Daneben wurden die Einkünfte der Stadt in ersprießlicher Weise geordnet und nicht nur den schon bestehenden Abgaben keine neuen hinzugefügt, sondern die drückendsten unter den alten sogar aufgehoben oder ermäßigt.

Auch die Beziehungen zum Papst, welchen Cola und der Bischof von Orvieto als Oberherrn um Bestätigung der neuen Verfassung gebeten hatten, waren im Anfang durchaus günstig, denn Clemens übertrug Beiden unter dem Titel von Rectoren die höchste Gewalt in Rom und ermahnte sie, das rühmlich Begonnene in gleicher Weise fortzusetzen.

Jetzt faßte Cola den Gedanken, ganz Italien unter der Oberherrlichkeit Roms zu vereinigen, und zwar nicht durch Gewalt der Waffen, sondern

auf friedlichem Wege. Zu diesem Zwecke sandte er Briefe an alle Städte und Fürsten Italiens, in denen er sie von dem gegenwärtigen glücklichen Zustande Roms in Kenntniß setzte und sie einlud, die allgemeine Versammlung zu beschicken, die der Tribun am 1. August, als am Feste von Petri Kettenfeier, zum Heil und zum Frieden von ganz Italien in Rom zu halten gedente. Zugleich wurden sie aufgefordert, einen Rechtskundigen dahin abzuschicken, der als beisitzender Richter einem Consistorium angehören sollte, welches, nach Cola's Plan, einen stehenden Rath für ganz Italien bilden und die wichtigeren außerordentlichen Angelegenheiten desselben entscheiden sollte.

Die Boten, welche die Schreiben zu überbringen hatten, gingen unbewaffnet, nur versehen mit einem silbernen Stäbchen; aber so groß war schon das Ansehen des Tribuns, daß sie mit jenem Abzeichen ihres Amtes in den Wäldern und auf den Straßen ungeschädigt zogen, und sie rühmten sich, daß Tausende vor ihnen niedergekniet seien und das Stäbchen unter Thränen der Freude über die wiederhergestellte Sicherheit geküßt hätten. Uebrigens waren sie angewiesen, nirgends ein Geschenk anzunehmen, und als die Habsucht einen der Boten dennoch in Neapel dazu verleitet hatte, so ließ ihn Cola zur Strafe auf der Wange brandmarken.

Die Botschafter des Tribuns fanden überall ehrenvolle Aufnahme und geneigte Erwiederung. Den glänzendsten Erfolg aber hatte Cola in Neapel; denn die Königin Johanna, welche der Mitschuld an der Ermordung ihres Gemahls verdächtig war, nahm ihn als Schiedsrichter, und dasselbe that König Ludwig von Ungarn, der ein Heer abgesandt hatte, um den Mord seines Bruders an der Königin zu rächen.

So verbreitete sich der Ruf seiner Gerechtigkeit durch ganz Italien; von entfernten Orten holte man seinen Urtheilspruch ein, und flüchtige und unglückliche Verbannte kamen zu ihm voll Vertrauen, er werde sie in ihre Heimath zurückführen.

Gewaltig war auch der Eindruck, den die Erhebung des Tribuns und sein Verfahren auf die ganze christliche Welt machte. Cola selbst rühmt sich, der Ruf von seiner gerechten Regierung sei durch die Pilger bis Jerusalem gelangt, Juden und Christen hätten Freudenfeste darüber angestellt und der Sultan aus Furcht die Seestädte und Häfen besser befestigt. Das

Selbstgefühl und die Begeisterung der Römer sollten aber ihren Gipfel erreichen, als Petrarca, der in der Umgestaltung der Verhältnisse die Rückkehr zum Alterthum, und in dieser das einzige Heilmittel für Rom und Italien erblickte — in einem glänzenden Briefe die neue Verfassung glückwünschend begrüßte. Dies an das römische Volk und den Tribun gerichtete Schreiben, in welchem der Letztere als ein Gesandter des Himmels gepriesen wurde, ward auf dem Capitol öffentlich vorgelesen. Ja noch höher feierte der berühmte Dichter den Befreier Roms, indem er ihn zum Gegenstand einer seiner schönsten Canzonen machte.

2.

Cola's Sturz.

Dürfen wir uns wundern, daß ein so rascher und glänzender Erfolg den Tribun berauschte? Cola, obgleich er seine Erhebung als ein Werk des heiligen Geistes betrachtete, sich selbst unter dem fortbauernenden Einflusse desselben glaubte, zu seinen Amtsgeschäften sich alle Morgen wie zu einem Gott ganz besonders heiligen Werke vorbereitete, und die Nichterfüllung kirchlich gebotener Pflichten gesetzlich ahndete, hatte gleichwohl nicht jene Grundlage tiefer innerer Frömmigkeit, die uns an wahren Glaubenshelden entgegentritt. Eben so wenig konnte die Begeisterung, mit der ihn das Studium des Alterthums erfüllt hatte, die Festigkeit und Thatkraft ersetzen, die seinem zwar ursprünglich edlen, aber schwachen Gemüth mangelte. Der Augenblick hatte Alles gewonnen; doch um es dauernd zu begründen, bedurfte es eines Mannes, welcher, groß und gewaltig, sich über den Verhältnissen zu erhalten wußte.

Cola vermochte sein Glück nicht zu ertragen. Er, der sich früher durch Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten ausgezeichnet hatte, hielt jetzt prächtige Mahlzeiten und Gelage mit den auserlesensten Weinen und Speisen, wobei Sänger das Lob des Helden verkündeten und Spielleute und Poffenreißer die Anwesenden belustigten. Abenteuerer aus ganz Italien strömten an seinem Hofe zusammen. Seine Gemahlin ließ sich, wenn sie zur Kirche ging, von Pagen und abligen Jungfrauen begleiten, die ihr

die Mücken abwehrten. Andere Verwandte wurden zu bedeutenden Ehrenstellen erhoben. Ein Oheim, der eine Barbierstube hielt und darnach bei dem Volke Gianni Barbieri hieß, wurde ein vornehmer Herr, änderte seinen Namen in Gianni Rosso und zog stattlich zu Roß und mit großem Gefolge einher. Seine Schwester wollte der Tribun mit einem vornehmen Adligen verheirathen. Die Barone, welche zu ihm kamen, empfing er auf einem prächtigen Sessel sitzend; jene dagegen mußten stehen, die Arme über die Brust gefaltet, mit der Mütze in der Hand. Verließ er das Capitol, so geschah dies mit einer Pracht, wie sie nie ein Senator aus den Baronen entfaltet hatte. Am Tage von S. Giovanni, an dem noch jetzt die Römer des Morgens in großer Anzahl die Kirche des Laterans besuchen, ging auch Cola hin, weiß gekleidet und auf einem weißen Zelter reitend. Hundert Mann der geschworenen Stadtmiliz zogen vor ihm her, die Fahne ward über seinem Haupte getragen. Ein anderes Mal besuchte er mit noch größerer Pracht die Peterskirche. Man hatte die Straßen durch Niederreißung von Buden und Gerüsten erweitert, und ganz Rom strömte zusammen, um das Schauspiel zu sehen. Die Stadtmiliz zu Pferde eröffnete den Zug, dann folgten alle städtischen Beamten und ein Bürger Gianni di Allo mit einer vergoldeten Silberschaale und dem Opfergeschenk, wie es die Senatoren an dem Grabe der Apostel darzubringen pflegten; hinter ihm kamen Soldaten zu Pferde und Spielleute. Vor dem Tribun selbst trug Buccio di Guibileo ein bloßes Schwert, und ein anderer Bürger, Lello Migliaro, warf aus zwei Säcken Geld unter die Leute, nach der Weise der Päpste und Kaiser bei ihren Prunkzügen. Cola war halb in weißem und halb in grünem Sammet gekleidet, in der rechten Hand hielt er das kleine Scepter der Senatoren, welches diese noch jetzt, z. B. bei Gelegenheit der Jubenceremonie im Carnaval tragen; das seinige war ein Stäbchen von glänzendem Stahl, das oben in einem Apfel von vergoldetem Silber endigte, auf diesem befand sich ein goldenes Kreuz mit einer Reliquie von dem heiligen Kreuze und der Inschrift auf beiden Seiten: Gott, heiliger Geist. Ueber seinem Haupte hielt ein anderer Popolare, Cecco di Alessio, eine Fahne mit dem Wappen des Tribunus, auf der Fahnenstange saß eine Taube von Silber, welche einen Olivenkranz im Schnabel hielt. Auf beiden Seiten ging die Wache des Capitols, funfzig Fedeli

aus Vitorchiano, hinten folgte eine Menge angesehenere Bürger. Auf der Treppe der Kirche empfing die Geistlichkeit den Zug mit Kreuz und Weihwasser und unter dem Gesange: „Komm heiliger Geist“, lauter Ehren, welche sonst nur Päpsten und Kaisern erwiesen wurden.

Doch der Ehrgeiz des Tribuns war noch lange nicht befriedigt. Er beschloß, sich in der auf den 1. August ausgeschriebenen Versammlung zum Ritter schlagen zu lassen, und am 15. desselben Monats sich mit dem tribunicischen Lorbeer zu krönen. Inzwischen wuchs nach außen hin seine Macht immer mehr. Der feindliche Präfect Giovanni de Vico, welcher die damals wichtige Burg Rispanpani in der Nähe von Rom besetzt hatte, wurde belagert und mußte sich ergeben. — So trotzten von den römischen Baronen nur allein noch die Gaetani.

Die Feier des 1. August nahte. Gegen 26 Orte hatten an 200 Vertreter aus den edelsten Geschlechtern ihrer Heimath gesandt. Am Tage vor dem Feste zog der Tribun gegen 3 Uhr Nachmittags nach dem Lateran; alle Fremden waren dabei anwesend, und die Gesandten von Perugia und Corneto wechselten nach damaliger Sitte zweimal ihre kostbaren Oberkleider, welche sie dann unter das Volk warfen. Den Zug eröffnete Cola's Gemahlin mit ihrer Mutter, geleitet von 200 Rittern und 500 edlen Frauen; neben dem Tribun ging der päpstliche Vicar, vor ihm wurde das entblößte Schwert getragen und über seinem Haupte hielt man die städtische Fahne.

Gegen Abend bestieg der Tribun eine von Bonifaz VIII. erbaute Loggia, von der an hohen Festtagen der päpstliche Segen ausgetheilt wurde, und lud das Volk ein, morgen wiederzukommen: in dieser Nacht werde er sich zum Ritter machen. — Cola stieg nun mit seinem Gefolge in die Kirche hinab, und nach feierlichem Gottesdienste badete er sich, wie es Brauch war. Er bediente sich dazu des kostbaren Taufbeckens einer antiken Badewanne von Probirstein, welches noch jetzt in der Mitte der lateranischen Taufkapelle steht, und worin der Legende nach Kaiser Constantin selbst vom Papst Sylvester getauft und dadurch vom Aussatz gereinigt war. Dann schloß er in dem heiligen Raume, welchen die von Sixtus III. aufgerichteten, aber von antiken Gebäuden genommenen Porphyrsäulen zu einem Achteck umschließen.

Während am andern Morgen der päpstliche Vicar in der oben erwähnten Loggia Messe las, ließ sich Cola mit dem Ritterschwert umgürten, goldene Sporen anlegen und sodann durch den städtischen Notar ein Gesetz verlesen, durch welches die Wahl des römischen Kaisers, die Gerichtsbarkeit und die Herrschaft über das ganze heilige Reich als ein der Stadt Rom selbst und ihren Bürgern, so wie dem ganzen Italien zustehendes Recht erkannt wurde. Wer aber immer eine Macht und Gewalt über die genannte Wahl und über das Kaiserthum in Anspruch nehme — es sei nun ein Prälat, Kaiser, König, Kurfürst, Herzog, Markgraf u. s. w. — der möge bis zu Pfingsten des kommenden Jahres in Rom selbst, und zwar in der Kirche des Laterans, vor dem Tribun seine Rechtsansprüche geltend machen. Zugleich wurden innerhalb des erwähnten Termins vorgefordert: Ludwig, Herzog von Baiern, und Carl, König von Böhmen, „welche sich für wirkliche oder für erwählte Kaiser ausgeben“, sodann die Herzöge von Baiern, Oesterreich und Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln. — Doch sollte mit dem Allen der Gerichtsbarkeit und der Macht des Papstes und der Kirche kein Abbruch gethan werden.

Mit lautem Jubel gab das Volk seine Beistimmung; als der päpstliche Vicar aber hörte, was man beschlossen habe, protestirte er dagegen im Namen des Papstes, dessen Rechte er beeinträchtigt glaubte, wie auch als Amtsgenosse Cola's, — doch vergebens. Er ließ zwar sofort an Ort und Stelle vor Notar und Zeugen seinen Protest aufnehmen und ihn der Versammlung vorlesen, aber Niemand vernahm ihn vor dem Getöse der Pauken und Trompeten, welche Cola dabei ertönen ließ.

Nun folgten die andern Festlichkeiten. Der lateranische Palast war ganz zu Festsälen umgewandelt, Mauern waren durchbrochen, Treppen angelegt und außerordentliche Vorräthe der köstlichsten Speisen und Weine aufgehäuft worden. Der Tribun saß unter den Männern im großen Saal mit dem Vicar allein an dem marmornen Tische, dessen sich sonst der Papst bediente; seine Gemahlin bewirthete die Frauen in dem neuen Theile des Palastes. In 80 großen Kesseln wurden die Speisen für die Männer, in 50 andern die für die Frauen bereitet. Nach einem bis in das siebzehnte Jahrhundert bei großen Festlichkeiten üblichen Gebrauche stand in der Mitte

des Tisches ein künstliches Castell von Teig, aus dem man durch Einschnitte die verschiedenen Gerichte hervorholte, ohne daß die Gäste bemerkten, wie dieselben hineingesetzt wurden, bis zum Beschluß der Bau selbst vertheilt ward. Für das gemeine Volk floss den ganzen Tag aus den Nasenlöchern des Pferdes der Reiterstatue Marc Aurel's Wasser und rother Wein, welches beides durch Bleiröhren hineingeleitet war. Turniere und Tänze wurden aufgeführt, und gegen hundert Spielleute und Sänger verherrlichten das Fest. Die Gesandten brachten reiche Geschenke an Pferden, Saumthieren, Gold, Silber und kostbaren Steinen dar. Der Tribun aber erwiderte dieselben am andern Morgen durch fünf große und mehrere kleinere Fahnen, die er nach der Wichtigkeit der Orte vertheilte; allen Gesandten aber steckte er einen goldenen Ring an den Finger, um dadurch die Stadt, welche sie vertraten, mit sich zu vermählen. So sollten alle Städte Italiens, mit Rom und unter sich eng verbunden, gleichsam nur eine Familie bilden. Endlich ließ Cola den neuen Titel, dessen er sich zuerst in dem vorerwähnten neuen Gesetze bedient hatte, mit goldenen Buchstaben auf eine azurblaue Tafel schreiben und diese zum ewigen Andenken über der Thür der Kirche von Araceli aufhängen. Dieser Titel lautete wunderbarlich genug: Des heiligen Geistes weißgelleideter Ritter, Niccolo der Gestränge und Gnädige, der Befreier der Stadt, der Eiferer für Italien, der Freund des Erdkreises und Tribunus Augustus.

Nun gingen Boten mit Briefen nach allen Seiten, um die gefaßten Beschlüsse zu verkünden und die Fürsten und Völker zur Theilnahme daran aufzufordern. In Rom aber dauerten die Turniere und Festlichkeiten fort, bis der andere Tag kam, den der Tribun zu seiner Krönung bestimmt hatte, und zu dessen Feier ebenfalls ganz Italien eingeladen war. Der 15. August war zugleich, als das Fest der Himmelfahrt Mariä, für Rom von besonderer Bedeutung. Während der Messe nun ging die Krönung in folgender Weise vor sich. Der Tribun ließ sich nach einander verschiedene Kränze überreichen, einen Eichen-, Epheu-, Myrten-, Lorbeer- und Olivenkranz; dann übergab ihm der Prior des Hospitals von S. Spirito in Saffia eine Krone von Silber und ein Scepter mit den Worten: Erhabener Tribun, empfange in der Krone und dem Scepter die Gaben des heiligen Geistes sammt der geistlichen Krone! Endlich als der siebente

übergab ihm Einer von Adel, der nämliche, welcher ihn früher zum Ritter geschlagen hatte, im Namen des römischen Volkes einen silbernen Apfel, auf dem ein Kreuz stand, und sagte: Erhabener Tribun, empfang' und übe die Gerechtigkeit und gieb uns Freiheit und Frieden!

Während der Feierlichkeit stand neben Cola ein ganz ärmlich gekleideter Mann, der ein Schwert in der Hand hielt und die einzelnen Kränze jedesmal wieder wegnahm, als ein Zeichen der Demuth, wie Cola sagte, weil auch die römischen Kaiser nach alter Sitte jegliche Schmähung duldeten, die am Tage des Triumphes gegen sie gerichtet wurde; nur die letzte silberne Krone blieb auf seinem Haupte, weil der gleichfalls anwesende Erzbischof von Neapel jeden Menschen hindern mußte, sie wegzunehmen. Diese Krone war denen der alten Könige und Fürsten nachgeahmt, und der Apfel entsprach dem kaiserlichen. — Die Siebenzahl der Gaben überhaupt sollte auf die sieben Gaben des heiligen Geistes hinweisen.

Zum Schluß hielt der Tribun wieder eine glänzende Rede, in welcher er die schon am 1. August verkündeten Beschlüsse und Vorladungen wiederholte und erklärte, ferner solle kein Kaiser, König, Fürst, Markgraf oder was immer für einen Namen er führen möge, es wagen, ohne ausdrückliche Zustimmung des Papstes und des römischen Volkes den Boden Italiens mit Kriegsvölkern zu betreten.

Cola selbst dünkte sich an diesem Tage voll eitlen Schaugepräuges auf der höchsten Stufe seines Glückes, und in frevelndem Uebermuth wagte er es, sich mit Christus zu vergleichen, welcher im dreiunddreißigsten Jahre seines Alters nach Besiegung der höllischen Tyrannen und nach Befreiung der Seelen sieggekrönt in den Himmel aufgefahren sei; in ähnlichem Alter habe auch er, der Tribun, ohne Schwertstreich die Tyrannen der Stadt besiegt und habe sich jetzt als einziger Befreier des Volkes mit dem tribunicischen Siegeskranze krönen lassen.

Die frommen Leute, selbst unter den eifrigsten Anhängern des Tribuns, erschrakn über eine solche Vermessenheit und verkündeten ihm Gottes Strafgericht. Noch an demselben Tage, mitten unter dem Jubel des behörten Volkes, sah man einen Mönch Fra Guglielmo, welcher im Rufe der Heiligkeit stand und bis dahin den Tribun eifrig unterstützt hatte, in einer Ecke der Kirche von S. Maria Maggiore stehen und bittere Thränen

vergießen. Ein Hausgeistlicher Cola's trat hinzu und fragte ihn nach der Ursache. „Heute ist dein Herr“, antwortete der Mann Gottes, „aus dem Himmel gestürzt! Sage ihm, solchen Frevel könne er nur durch Thränen der Buße wieder sühnen.“

Während der Festlichkeiten hatten die glücklichen Erfolge des Tribuns nach außen hin nicht aufgehört. Die Unterwerfung des Präfecten hatte die Barone in Schrecken gesetzt und bei dem Volke das Vertrauen zu Cola's Macht erhöht. Eine Menge Orte unterwarfen sich, und ein Feldzug gegen die beiden noch widerpenstigen Gaetani endete damit, daß beide Brüder nach Vermüstung ihres Gebiets genöthigt waren, der Stadt Gehorsam zu schwören. Großen Glanz und Ruhm verbreiteten auch die Gesandtschaften des Königs Ludwig von Ungarn und der Königin von Neapel, die, wie schon erwähnt, Cola zum Schiedsrichter wählten.

Trotz alledem war die Stellung des Tribuns, weder dem Papste noch den Baronen gegenüber, also in ihren wichtigsten Beziehungen, eine festgesicherte. Nur zwei Orsini waren es, welchen der Tribun volles Vertrauen schenkte, und dennoch sah er sich genöthigt, auch Solchen, deren Treue ihm verdächtig war, wie den Colonna, Befehlshaberstellen zu übertragen; denn das Mißliche seiner Lage war, daß weder er selbst, noch einer seiner Anhänger unter dem Volke die Eigenschaften eines Feldherrn besaß, und das Waffenhandwerk in allen Theilen, welche Kunst und lange Erfahrung forderten, ein Vorrecht des Adels blieb. So wurden Cola schließlich alle Barone, selbst die verdächtig, welche ihm aufrichtig angingen, und er beschloß, sich ihrer sämmtlich mit einem Male zu entledigen. Er lud (am 14. September) die vornehmsten Glieder der Colonna, Orsini und der übrigen Geschlechter zu sich aufs Capitol und ließ sie nach der Mahlzeit Alle ins Gefängniß bringen, wo sie die Nacht über in strengem Gewahrsam blieben. Vergebens suchte der alte Stefano Colonna, sonst der angesehenste und gefürchtetste Mann in ganz Rom, die Wache zu bewegen, ihn freizulassen. Als der Morgen anbrach, sandte der Tribun den Gefangenen Geistliche, um sie zum Tode vorzubereiten, das Volk wurde durch die Capitolsglocke zusammenberufen und der Ort der Versammlung mit rothem und weißem Tuche behängt, wie es bei Blutgerichten üblich war.

Schon strömte das Volk zusammen, als der Tribun durch einige angesehenere Bürger bewogen wurde, von seinem treulosen, mörderischen Vorhaben abzustehen. Als die Barone anscheinend zur Hinrichtung herbeigeführt wurden, hielt Cola wieder eine Rede über die Worte des Vaters: „Vergieb uns unsere Schuld“, begnadigte die Barone, verlieh ihnen neue Würden, Ehren und Geschenke, lud sie zu Gaste, und nachdem er in ihrer Begleitung durch die Stadt geritten war, entließ er sie nach Hause. Zum Beschluß der Versöhnung nahmen Cola und die Barone gemeinschaftlich das Abendmahl. Kaum aber waren die Letzteren frei, als sie zum größten Theil die Stadt oder die ihnen angewiesenen Orte verließen und eingedenk der Todesangst, die sie erduldet hatten, auf ihre Burgen gingen, um sich zur Rache zu rüsten.

Gleichzeitig kam es auch mit dem Papst zu offener Fehde, obgleich Cola die Vorgänge im August, die das päpstliche Recht und Ansehen so sehr zu gefährden schienen, in das günstigste Licht zu stellen suchte, und die Versicherungen der Treue und des unbedingten Gehorsams wiederholt erneuerte. Dabei behielt er aber, zum größten Mißvergnügen des Papstes, der ihn nur als Rector der Stadt bestätigt hatte, den Titel eines Tribuns bei. Nicht geringeren Anstoß gaben die Art der Ertheilung der Ritterwürde, das Bad in der als Reliquie des ersten christlichen Kaisers allgemein verehrten Taufwanne, die Annahme neuer Titel und Würden, so wie ganz besonders noch, daß am 1. August auch der vom Papst anerkannte und in jeglicher Weise begünstigte Carl von Böhmen vorgeladen, und daß Ludwig, trotz der über ihn ausgesprochenen Entsetzung und des Kirchenbannes, Herzog von Baiern genannt worden war. — Der päpstliche Vicar in Rom hatte sich seit dem 1. August von allen Handlungen des Tribuns fern gehalten, und als die Römer, damit unzufrieden, Cola allein die höchste Gewalt übertrugen, verließ er gänzlich die Stadt. Noch feindseliger war das Verhältniß des Tribuns zu den päpstlichen Statthaltern der Provinzen Campagna und Tuscanien. Auch war der einflußreiche Cardinal Colonna, dessen Habsucht Cola im Wege stand, wieder sein Feind geworden und erklärte ihn für einen Ketzer, der mit bösen Geistern Gemeinschaft habe.

Unterm 12. October beauftragte der Papst den Cardinal-Legaten

Bertrand von Deug, Cola zum Widerruf alles dessen zu ermahnen, wodurch er die Rechte der Kirche verletzt habe. Widerrufe Cola, wolle er dem Papst und dessen Nachfolgern den Eid der Treue leisten und sich mit der Herrschaft über die Stadt begnügen, so solle der Cardinal ihn in seinem Amte lassen, wo nicht, ihm als Kirchenräuber öffentlich den Prozeß machen und außerdem, wenn sich die Nachricht von seinen keckerischen Gesinnungen bestätige, gegen ihn als Ketzer verfahren.

Doch bevor noch der Cardinal die päpstlichen Befehle zur Ausführung bringen konnte, hatten schon die Barone, mit den Colonna von Palestrina und den Orsini von Marino an der Spitze, eine offene Empörung begonnen. Die Umgegend der Stadt wurde verwüstet, Menschen und Vieh hinweggeführt, und der Tribun, der ihre Unternehmungen anfänglich verachtet hatte, lud die Auführer vergebens vor sein Gericht. Aber die Grausamkeiten, welche die Barone verübten — Rainaldo Orsini verbrannte eine alte Römerin aus edlem Geschlecht lebendig in ihrem festen Thurm — erbitterten die Bürger so sehr, daß ein gewaltiger Heereszug aufgeboden werden konnte, mit dem nun Cola die Besitzungen der Gegner verwüstete und sich zur Belagerung von Marino selbst anschickte. Da rief ihn die dringende Einladung des Cardinal-Legaten nach Rom. In feierlichem Aufzuge begab sich der Tribun in die Wohnung des Cardinals. Ueber seinen Harnisch hatte er die Dalmatica angezogen, welche in der Sacristei der Peterskirche aufbewahrt wurde und welche die Kaiser bei der Krönung zu tragen pflegten; auf dem Kopf hatte er die Krone, in der Hand das kleine Scepter der tribunicischen Würde. So trat er unter lärmender Kriegsmusik vor den Cardinal-Legaten und fragte trotzig, welche Kunde er vom Papst bringe. Der Cardinal wagte kaum seinen Auftrag auszurichten; der Tribun aber wandte ihm verächtlich den Rücken und begann den Krieg gegen Marino von Neuem.

Von nun an ging Cola immer entschiedener zu Werke. Um das Volk gegen den Papst aufzubringen, behauptete er, die katholische Kirche und die Stadt Rom seien eins und unzertrennlich mit einander verbunden; er erließ demnach ein Gesetz, daß die Geistlichen, welche außerhalb der Stadt wohnten, dahin zurückkehren sollten. Schon früher aber hatte er die römische Geistlichkeit zu inbrünstigem Gebet an den heiligen Geist aufgefordert, daß

dieser die Herzen des Papstes und der Cardinäle erleuchten möge, damit sie nicht das von der Gemeinschaft der Heiligen getrennte Avignon der hehren Stadt Rom, welche mit den Reliquien der Heiligen angefüllt und jetzt zur Gerechtigkeit, zur Freiheit und zum Frieden zurückgekehrt sei, vorzögen. Ja er soll dem Papst sogar gedroht haben, in Verbindung mit den Römern einen andern Papst zu wählen, wenn Clemens nicht innerhalb eines Jahres nach Rom zurückkehren würde. Auch bot er dem gebannten Ludwig von Baiern den Kaisertitel und Neapel für einen seiner Söhne an, was aber wegen Ludwigs Tode keinen weiteren Erfolg hatte. Dagegen schloß er mit dem Könige von Ungarn ein förmliches Bündniß und erhielt von diesem 300 Reiter als Hülfsvölker.

Um auch die anderen italienischen Staaten, so wie das römische Volk noch mehr zu gewinnen, schrieb er auf den Johannistag des nächstfolgenden Jahres eine neue Kaiserwahl aus. Aber zum Kaiser sollte diesmal nur ein Italiener gewählt werden, und die Städte wurden aufgefordert, den Deutschen den Eintritt in Italien zu versperren.

Inzwischen dauerten die Feindseligkeiten mit den Baronen außerhalb der Stadt fort, und dieser kleine Krieg ermüdete und beschädigte die Römer so sehr, und der Tribun bezahlte außerdem die Truppen so unregelmäßig, daß sich in Rom eine Gegenpartei bildete, die dem Stefano Colonna ihre Hülfe zur Rückkehr in die Stadt anbot. Nun wurden große Rüstungen von Seiten der Barone gemacht, während mehrere Zweige des Orsinischen Geschlechts, welche mit ihren Verwandten und den Colonna in Feindschaft lebten, auf Seiten des Tribuns standen.

Noch einmal sollte Cola das Glück zur Seite stehen. Gegen Ausgang Novembers rückte die Streitmacht der Barone um Mitternacht vor die Stadt, in der Hoffnung, durch die befreundeten Wachen Einlaß zu finden. Allein die Thorwachen waren verändert, und der Hauptmann, der dort befehligte, warf die Schlüssel zum Zeichen, daß er nicht öffnen würde, auf die Straße hinaus, denn das Schloß mußte von innen geöffnet werden. So blieb also den Verbündeten nichts weiter übrig, als den Rückzug anzutreten. Um aber dies mit Ehren zu thun, zogen sie in drei Abtheilungen mit klingendem Spiel bis an's Thor, und wandten sich dann erst zur Rückkehr. Schon waren die ersten beiden Abtheilungen vorübergezogen,

und jetzt kam die dritte, welcher Gianni Colonna mit acht andern Baronen als Vorkämpfer voranritt. Inzwischen hatten sich die Römer innerhalb des Thores gesammelt und wollten eben, bei Tagesanbruch, einen Ausfall machen. Da sie die Schlüssel nicht fanden, so ward ein Thorflügel mit Gewalt aufgebrochen. Gianni Colonna, welcher den Lärm hörte, glaubte, seine Partei öffne das Thor und ritt in die Stadt ein. Er sprengte gerade auf den Tribun los, der, schon an seinem Glücke verzweifelnd, in die Worte ausbrach: Gott, hast du mich verrathen! Als die Römer aber sahen, daß dem kühnen Jüngling Niemand gefolgt war, griffen sie ihn an. Sein Pferd warf ihn in ein Loch neben dem Thore ab und hier ward er schmachlich getödtet. Ein gleiches Schicksal hatte sein Vater Stefano Colonna, der, als er seinen Sohn vermifste, zurückritt. Da er den Leichnam sah, welchen die Feinde schon geplündert und gemißhandelt hatten, wollte er sich selbst in Sicherheit bringen, wurde aber gerade im Thorwege von einem schweren Stein von oben herab getroffen, zu Boden geworfen und von dem herbeieilenden Volke erschlagen.

Nun brachen die Römer aus den Thoren und verfolgten mit Ungeßüm die Abziehenden, die nach dem Verlust ihrer besten Anführer bald in Unordnung geriethen und nach einem furchtbaren Blutbade die Flucht ergriffen. Bis Nachmittag um drei Uhr hatte der Kampf gedauert. Vier Glieder des Hauses Colonna, fünf Verwandte derselben und im Ganzen über achtzig ihrer Anhänger waren gefallen; doch auch noch Andere vom Adel waren getödtet oder in Gefangenschaft gerathen. Die Römer selbst hatten nur geringen Verlust erlitten.

Die Leichen der drei vornehmsten Colonna wurden nach der Kirche Araceli in die Kapelle der Familie gebracht, und die verwittweten Frauen kamen zur feierlichen Bestattung. Aber der Tribun jagte sie fort und sagte: „Wenn man mich mit diesen drei verdammten Leibern noch ein wenig ärgert, so lasse ich sie in die Grube der Gehängten werfen.“ Daher begrub man die Leichname in der Kirche S. Silvestro in Capite, weil das dazu gehörige Kloster eine Familienstiftung der Colonna war. Die Gefangenen wurden in den Thurm des Capitols gesetzt.

Statt nun die Muthlosigkeit der Feinde zu benutzen und durch einen kräftigen Angriff sich Marino's zu bemächtigen, hielt Cola am folgenden

Tage eine feierliche Prozeſſion der ganzen Geiſtlichkeit nach S. Maria Maggiore, um der heiligen Jungfrau zu danken. Am 24. November berief er ſeine Ritter und führte ſie an den Ort, wo Stefano Colonna gefallen war. Hier ließ er ſeinen Sohn Lorenzo vom Pferde ſteigen, und aus der Wunde, worin das Blut der Erſchlagenen und das Regenwaſſer ſich ſammelt hatte, nahm er Waſſer, beſprengte ihn damit ſtatt des Ritterbades und ernannte ihn zum Ritter des Sieges. Die Hauptleute mußten ihm den Mitterſchlag ertheilen, wurden dann auf das Capitol zurückgeführt und nach Hauſe entlaſſen. Solcher Uebermuth erbitterte die Barone von der Partei Cola's ſo ſehr, daß ſie nicht mehr unter ihm dienen wollten. Er aber fuhr fort, ſich immer mehr als unumſchränkten Herrn der Stadt zu betragen. Immer größer wurde der Prunk in Gelagen und Kleidern; um Geld herbeizuschaffen, plünderte er die Wohlhabenden und verſchonte ſelbſt die Güter reicher Kirchen und Abteien nicht. Auch erhöhte er den Preis des Salzes, um aus der größeren Einnahme die Löhnung der Soldaten zu beſtreiten, denn außer den ſtädtiſchen Truppen hatte er noch fremde Söldner in Dienſt genommen. Die Unzufriedenheit des ganzen Volkes ſtieg bald ſo ſehr, daß Cola nur noch ſelten Verſammlungen zu halten wagte. Die verbündeten Städte und Barone verließen ihn, und ſein ſonſt ſo glänzender Hof wurde völlig leer.

Während Cola's Feinde ſein Zögern benutzten, ſich von ihrer Niederlage zu erholen, ſuchte der Papſt dem Tribun jede Unterſtützung zu entziehen, und richtete unterm 3. December einen Brief voll Anklagen gegen ihn an das römische Volk. Doch ſchon vorher war Cola's Uebermuth, der Schwäche ſeines Charakters gemäß, plötzlich in die kleinmüthigſte Verzagttheit übergegangen. Nächtlche Traumgeſichte und das Geſchrei einer Eule, die eine Reihe von Nächten hindurch auf den Zinnen des Capitols hauste, hielten ihn fortdauernd in Schrecken. Eine Menge verſöhnlicher Schritte waren die Folgen ſeiner Furcht. Er ernannte den nach Rom zurückgekehrten päpſtlichen Vicar wieder zu ſeinem Amtsgenossen und beſeitigte einen Theil der päpſtlichen Beſchwerden, indem er ſeine und des römischen Volkes Ansprüche auf die Ernennung eines Kaiſers wieder aufgab, die Vorladung der deutſchen Kaiſer und Fürſten zurücknahm, und gleichzeitig auf die Herrſchaft über die unmittelbaren Unterthanen der römischen Kirche

verzichtete. Auch die anstößigen Prunkttitel fing er allmählig an abzulegen, und seine silberne Krone, das kleine Scepter und sonstige Abzeichen des Tribunats hing er bei einem feierlichen Gottesdienst vor dem Muttergottesbilde in der Kirche Araceli auf.

Ein zufälliges Ereigniß sollte der Herrschaft Cola's ein rasches Ende machen. Ein gewisser Pipino, Pfalzgraf von Altamura und Graf von Minorbino, der wegen Räubereien aus Neapel vertrieben worden war, hielt sich in Rom auf, um Söldner für den König Ludwig von Ungarn zu werben, der gegen Neapel zog. Der Tribun hatte ihn schon früher wegen Räubereien und jetzt wegen Mißhandlung eines Gerichtsdieners wiederholt vor Gericht geladen. Statt dieser Vorladung zu gehorchen, verschanzte sich Pipino in seiner Wohnung und ließ unter dem Rufe: „Es lebe das Volk! Tod dem Tribun!“ eine Sturmglocke läuten, um seine eigenen Leute sowohl, wie die Feinde Cola's an sich zu ziehen. Der Tribun that ein Gleiches; doch weder die Bürger, noch die Barone, welche zu seiner Partei gehörten, fanden sich ein. So schickte er denn ein Fähnlein Söldner unter einem deutschen Hauptmann ab, den Grafen gefangen zu nehmen; aber dieser schlug sie zurück und der Hauptmann fiel im Kampfe. Cola selbst hielt mit fünf Fähnlein Reiter auf dem Capitol; als er die Nachricht von dem erfolglosen Angriff erhielt und sah, daß sich in der Stadt Niemand zu seinem Beistande erhob, vielmehr die einzelnen Viertel sich zu eigener Sicherheit verschanzten, so glaubte er, sämtliche Bürger seien gegen ihn und an allen Orten habe man ihm einen Hinterhalt zum Verderben bereitet. Da entsank ihm völlig der Muth, und unter Weinen und Klagen sprach er zu den Wenigen aus dem Volke, die sich auf dem Capitol befanden, wie gut er regiert habe, und daß die Leute nur aus gehässigem Neide mit ihm unzufrieden seien; deshalb gebe er jetzt im siebenten Monat seine Herrschaft wieder auf. Auch die Anwesenden fingen an zu weinen, und Cola ging hierauf vom Capitol nach dem Castel S. Angelo, wohin ihm auch seine Frau in Mönchskleidern folgte.

So wurde Cola nur das Opfer seiner eigenen Verzagtheit, denn augenblicklich war keine Gefahr vorhanden, und mit den Söldnern und seinen eigenen Anhängern, die sich am folgenden Tage schon wieder zusammengefunden haben würden, hätte er den Pfalzgrafen leicht bezwingen können.

Die Gegenpartei war auf einen so raschen Sieg gar nicht gefaßt gewesen und zwei Tage blieb Rom ohne Obrigkeit; erst am 17. December zog der alte Colonna mit seinen Anhängern in die Stadt ein. Um keinen neuen Kampf hervorzurufen, ließ er sogleich verkünden, daß Niemand den Frieden brechen und daß es damit gehalten werden solle, wie es der Tribun früher bestimmt habe. Auch bezwang der edle Colonna die Lust, den Tod seiner Blutsverwandten an der Familie Cola's zu rächen, sondern gab dem Schwiegervater desselben öffentlich vor dem Volke einen Friedenskuß, so daß die Frau, die Kinder und die übrigen Verwandten auch fernerhin ruhig und sicher in Rom lebten. Die alte Verfassung wurde wiederhergestellt, und die neuen, Cola feindlichen Senatoren fingen nun gleichfalls den Krieg gegen die gestürzte Regierung mit bildlichen Darstellungen an, indem sie den Tribun als Ritter, sammt seinem Kanzler und seinem Neffen, Alle mit dem Kopfe nach unten, an der Mauer des Stadthauses auf dem Capitel abmalen ließen.

Cola selbst hatte sich bald aus dem Castel S. Angelo nach Civita vecchia geflüchtet, wo sein Neffe die Burg inne hatte. Als sie dieser aber den neuen Gewalthabern übergab, kehrte Cola nach Rom zurück und begann sogar die Bilderfehde von Neuem. Doch die Buben beschmutzten das Bild, und Cola, der die Erfolglosigkeit seines Versuchs erkannte, verließ heimlich Ende Januars 1348 die Stadt.

Aber weder der Cardinal-Legat noch der Papst waren durch den Sturz und die Flucht des Tribuns beruhigt. Jener lud ihn zweimal vor sein Gericht, erklärte ihn, da er nicht erschien, aller Ehren und Würden für verlustig und sprach den Bann über ihn aus, der aller Orten verkündigt wurde.

3.

Cola's Tod.

Wir finden Cola in den Apenninen als Mitglied jener strengen Franziskanerpartei wieder, die sich die Spirituellen (Anhänger des Geistes) nannten, und größtentheils als Eremiten an abgelegenen und rauhen Orten lebten. Diese Mönche, welche den Verfall und die Entartung der Kirche

für eine Folge der von ihr erworbenen Reichthümer erklärten, und allem weltlichen Besitz entsagend, ein rein beschauliches Leben führten, galten den Päpsten für Ketzer und Schismatiker. Das schwärmerische und wandelbare Gemüth Cola's, der in dem plötzlichen Sturz von der Höhe seiner Macht das Strafgericht Gottes für seine Sucht nach Glanz und weltlichem Ruhm erkannte, ging rasch zur strengsten Entsagung über, schloß sich den Einsiedlern am Monte-Majella an und nahm an allen ihren Andachts- und Bußübungen Theil. — Hier verweilte Cola bis um die Mitte des Jubeljahres 1350, als ihn wiederum die Prophezeiung eines frommen Einsiedlers, Fra Angelo, auf das Lebendigste bewegte. Jener vermeintlichen göttlichen Offenbarung zufolge stand jetzt der Augenblick bevor, in welchem die Zeit des heiligen Geistes beginnen und Gott von den Menschen erkannt werden sollte. Um aber ein solches Werk des Geistes zu vollbringen, sei von dem Herrn ein Mann erwählt, der in Verbindung mit dem gewählten Kaiser den Erdbreis vielfach umgestalten, von den Hirten der Kirche jeden Ueberfluß irdischer und vergänglichlicher Freuden entfernen, und die Kirche zu dem Zustande der ursprünglichen Heiligkeit zurückführen werde. Dies und noch andere Eingebungen einer erregten Phantasie sollte Cola dem erwählten Kaiser Karl IV. hinterbringen und ihm beistehen mit Rath und That.

Einem solchen Ansinne vermochte Cola's für alles Phantastische so leicht empfängliche Geist keinen Widerstand zu leisten. Er verließ die Majella, wagte sich nach Rom, um den Ablass des Jubiläums zu gewinnen, und ging verkleidet über die Alpen nach Prag, wo sich damals Karl IV. aufhielt. Noch im Juli (1350) brachte Cola dem Könige die Botschaft des Einsiedlers, und bot gleichzeitig seinen ganzen Beistand zu einem Zuge nach Rom an. Karl IV. versprach ihm zunächst — weil er vertrauensvoll zu ihm gekommen sei — Sicherheit seines Lebens und Verzeihung für die früheren Vergehen; aber allmählig kamen die Reden und Vorschläge Cola's dem Könige, so wie den Geistlichen und Theologen am Hofe so bedenklich und der katholischen Lehre entgegen vor, daß Karl den Tribun als der Keterei verdächtig an den Erzbischof Arnest von Prag zu strengem Gewahrsam überlieferte und dem Papste von dem Gefangenen Kunde gab.

Vergebens suchte Cola in Briefen an den König sich von der Be-

schuldbigung der Irrlehren zu reinigen und ihn durch dargebotene Vortheile zu reizen. Karl, welcher überdies ein strenger Anhänger der katholischen Kirche und des Papstes war, dem er die Wahl zum römischen Kaiser ja vorwiegend verdankte, war von zu nüchterner, auf das Einfache und unmittelbar Nützliche gerichteter Denkungsart, um sich von Cola's Plänen fortreißen zu lassen. Eben so wenig gelang es ihm, den Erzbischof zu gewinnen. Auch hatte der Papst schon unterm 17. August zurückgeschrieben und seine Freude ausgesprochen, daß Gott endlich den Sohn Belials und den Vater der Sünde, den Cola di Rienzi, Bürger der Stadt Rom, welcher von zwei Cardinälen der Ketzerei schuldig befunden worden sei, wunderbar in des Königs Hände geliefert habe.

Cola, vor dessen Freiegebung der Papst dringendst gewarnt hatte, blieb in strengem, wenn auch ehrenvollem Gewahrsam. Die Acten der früher durch den päpstlichen Legaten gegen ihn geführten Untersuchung wurden nach Prag geschickt, dort in der Domkirche verlesen, und der Tribun wegen seines Ungehorsams in Glaubenssachen für einen Ketzer erklärt. Hierauf sandte ihn Karl IV. nach Avignon an den Papst, der ihn gleichfalls gefangen setzte. Ein Gericht, welches aus drei der angesehensten Cardinäle bestand, verurtheilte ihn seiner früheren Vergehungen wegen — denn von den neuen Anschlägen und Lehren hatte der König dem Papste nichts mitgetheilt — zum Tode. Cola selbst hatte sich zuletzt der ihm vorgeworfenen Verbrechen für schuldig bekannt. Indes die Fürsprache, die sich von allen Seiten erhob, — auch Petrarcha vergaß seines unglücklichen Freundes nicht — die Theilnahme an einem so kenntnißreichen Manne und vornämlich das freilich unbegründete Gerücht, daß Cola gleichfalls ein Dichter sei, retteten ihm das Leben. Um dies Letztere begreifen zu können, muß man wissen, daß in jener Zeit am päpstlichen Hofe, wie in ganz Avignon, eine große Vorliebe für Dichtkunst und Dichter herrschte, eine Vorliebe, die dem wirklichen Dichter zuweilen lästig werden konnte; denn Petrarcha beklagt sich, so viel Genossen zu haben, Ungelehrte und Gelehrte schrieben Gedichte, von allen Seiten regneten täglich Gedichte und Briefe auf ihn herab, Rechtsgelehrte, Aerzte, Handwerker, Ackerbauer und Maurer vernachlässigten ihr Geschäft, um Verse machen zu können; bis in sein Haus werde er verfolgt, und kaum könne er einen Fuß auf die Straße setzen,

ohne von Leuten umringt zu werden, die ihn mit Fragen über die Dichtkunst befürmten.

Cola wurde in einen Thurm eingeschlossen, wie es heißt sogar an einer Kette, welche im Gewölbe befestigt war, übrigens aber in ehrenvoller Haft gehalten. Er empfing seine Nahrung von den Speisen der päpstlichen Tafel, welche man unter die Armen vertheilte. Dabei konnte er sich seinen Lieblingsstudien hingeben; die Bibel und die Geschichten der alten Römer, insbesondere die Bücher des Livius, waren seine Gefährten im Kerker, wie früher auf der höchsten Stufe des Glückes.

Seit der Vertreibung des Tribuns hatten sich die Zustände in Rom keiner dauernden Ruhe zu erfreuen gehabt. Zudem erhob sich im Jahre 1348 jene furchtbare, aus dem Orient herübergebrachte Pest, und im folgenden Jahre ward ganz Italien durch ein heftiges Erdbeben erschüttert, von welchem auch Rom, das unter der Seuche minder als die Städte Oberitaliens zu leiden gehabt hatte, hart betroffen wurde. Dagegen ward das Erlittene einigermaßen durch den Glanz des Jubiläums aufgewogen, welches am Weihnachtstage 1349 begann und mit dem Weihnachtsfeste 1350 endete. Wer in dieser Zeit als Einwohner Roms dreißig Tage und als Fremder funfzehn Tage hindurch die Kirchen von S. Pietro, S. Paolo fuori le mura und von S. Giovanni im Lateran andächtig besuchte und zugleich reumüthig beichtete, sollte, der feierlichen Verkündigung des Papstes zufolge, Ablass seiner Sünden erhalten. Da pilgerten von Weihnachten bis Ostern mehr als eine Million Menschen nach Rom; nur während des Sommers war die Menge der Zuströmenden geringer, sowohl der Hitze als der Erntearbeiten wegen. Ganz Rom war in dieser Zeit zum Wirthshause geworden. Clemens VI. erfüllte zwar sein Versprechen, selbst nach Rom zu kommen, nicht, dagegen war der Cardinal-Bischof von Tusculum als Stellvertreter des Papstes in weltlichen und geistlichen Dingen für diese Zeit anwesend und ertheilte einzelnen Personen, ja ganzen Städten, welche im Bann waren, die Loßsprechung. Doch auch in dieser Glanzzeit Roms ließen es die Bewohner desselben nicht an unruhigen und gewaltsamen Auftritten fehlen, so daß mit vollem Recht damals ein Cardinal zu dem Legaten äußerte: wolle man Rom in Ordnung bringen, so müsse man es von Grund aus zerstören und dann wieder aufbauen.

Im folgenden Jahre blieb die Stadt längere Zeit ganz ohne Regierung, und Uebelthaten jeder Art, Raub und Plünderung zeugten von den geseglofen Zuständen, die sich erst besserten, als man zu Ausgang des Jahres den Giovanni Cerroni, aus einem angesehenen bürgerlichen Geschlecht, einen schon bejahrten und durch seine Rechtschaffenheit allgemein bekannten Mann, zum alleinigen und unumschränkten Senator der Stadt ernannte. Der Papst bestätigte ihn und schenkte dem römischen Volke die damals bedeutende Summe von 14,000 Goldgulden zu außerordentlichen Ausgaben. Aber die Ruhe war doch nur eine vorübergehende. Im September 1352 mußte Cerroni, der gegen die mächtigen Adelsparteien vom Volke selbst nicht genügend unterstützt wurde, aus Rom flüchten, und Bertalbo Orsini und Stefano Colonna setzten es durch, daß sie ohne Rücksicht auf die päpstliche Bestimmung gewählt wurden, um als „Vertreter des römischen Volkes“ die Stadt zu regieren. Clemens VI. that Beide in Bann; doch bevor er etwas Weiteres unternehmen konnte, starb er am 6. December 1352. Ihm folgte der Bischof von Ostia, Etienne d'Albert, als Innocenz VI. auf den päpstlichen Stuhl.

Die Herrschaft der Barone währte nicht lange. Bei einem durch die große Theuerung hervorgerufenen Auflauf wurde Bertalbo Orsini zu Tode gesteinigt, und Stefano Colonna mußte verkleidet entfliehen. Nun folgten neue Senatoren, ohne daß es besser wurde; denn die Unzufriedenheit dauerte fort und der Adel lieferte sich täglich Gefechte. Da bemächtigte sich bei einem neuen Aufstand am 14. September 1353 das Volk des Capitols, und setzte den bisherigen Senatschreiber Francesco Baroncelli als Haupt der Stadt ein. Er war früher Cola's Gesandter in Florenz gewesen und nannte sich jetzt „zweiter Tribun der Stadt und erlauchter römischer Consul.“ Ohne Zweifel würde seine eben so verständige wie gerechte Regierung, die ohne Ansehen der Person das Gesetz handhabte, der Stadt zum Segen gereicht sein, wäre sie nicht schon nach vier Monaten durch einen abermaligen Aufstand gestürzt worden.

Innocenz VI. beschloß gleich nach seiner Erhebung, das in Italien in hohem Grade bedrohte Ansehen der Kirche wieder herzustellen. Er wählte dazu den als Staatsmann und Feldherrn gleich ausgezeichneten Cardinal Aegidius Albornoz, und ertheilte ihm für ganz Italien, mit Ausnahme

von Sicilien und Neapel, die unumschränktesten Vollmachten. Auch für Cola hatte der päpstliche Entschluß eine günstige Folge, denn Innocenz entließ ihn aus dem Gefängniß, sprach ihn von allen früheren Verurtheilungen los und gab ihn seinem Legaten mit, damit sich dieser nach Umständen seines Rathes und Beistandes bedienen könne.

Die Unternehmung des Cardinals war hauptsächlich gegen die Herren und Fürsten gerichtet, welche sich in den verschiedenen Orten, die der römischen Kirche gehörten, der Herrschaft bemächtigt hatten und dort nach freier Willkür regierten. Der erste Feldzug gegen einen der Mächtigsten und Gewaltthätigsten, den schon erwähnten Präfecten Giovanni de Vico, endete im Juni 1354 mit dessen gänzlicher Unterwerfung. Auch Cola hatte als Ritter, denn selbst der Papst ließ ihm diesen Titel, dem Zuge gegen den Präfecten beigewohnt. Im Lager traf er mit vielen Römern zusammen, die ihm große Ehre erwiesen und ihn zur Rückkehr nach Rom einluden, wo noch das Andenken an seine Regierung wie an ein goldenes Zeitalter der Ruhe und des Friedens herrsche und die Bürger mehr als je ihn zurückwünschten. Aber Cola's Anhänger gaben ihm weder Geld noch Kriegsheute, und so ließ ihn der Legat nicht nach Rom ziehen, sondern wies ihm Perugia zum Aufenthaltsort und eine kleine Einnahme zum Lebensunterhalt an.

Damals lebten zu Perugia zwei junge provenzalische Edelleute, Brüder des gefürchteten Parteigängers Fra Moreale, unter dessen Befehl die sogenannte große Compagnie stand. Der eine, Arimbaldo, war Rechtsgelehrter, der andere, Brettone genannt, war Ritter. Beide, besonders aber den Ersteren, hatte Cola so für sich einzunehmen gemußt, daß ihm Arimbaldo nicht nur dreitausend Goldgulden selbst ließ, sondern außerdem noch viertausend bei Kaufleuten für ihn aufnahm, wofür ihn Cola zum römischen Bürger, so wie zu einem großen und hochgeehrten Feldhauptmann zu machen versprach. Zuvor hatte Arimbaldo bei seinem Bruder Moreale angefragt, der dem Tribun zwar mißtraute, die Unterhandlungen aber vor sich gehen ließ, da er erforderlichen Falls mit seinen Leuten zu Hülfe kommen konnte. So verbanden sich beide Brüder mit Cola, der nun in prächtigen Kleidern mit ihnen nach Monte Fiascone zum päpstlichen Legaten zog und diesen bat, ihm die Senatorenwürde in Rom zu verleihen. Da

dort die Adelsparteien wieder Unruhe stiften und die gegenwärtige Regierung sich zu schwach zeigte, dem zu begegnen, so beschloß Albornoz, Cola zum Versuch in die Stadt zu schicken, und ernannte ihn im Namen der römischen Kirche zum Senator.

Diesmal vertraute aber Cola nicht allein auf das Volk, sondern nahm noch für zwei Monate 250 Reiter, welche der Malatesta von Rimini jüngst entlassen hatte, so wie 200 Mann toscanisches Fußvolk in seine Dienste. Unter solchem Schutze begab sich Cola am 1. August 1354 nach Rom. Der Empfang war überaus glänzend. Die städtische Reiterei zog ihm bis auf den Monte Mario entgegen, mit Delzweigen in den Händen, zum Zeichen des Friedens, und alle Straßen waren mit Triumphbogen geschmückt. Unter fortwährendem Jauchzen des Volkes zog Cola durch das Thor neben der Engelsburg in die Stadt ein und gerade auf das Capitol, wo er nach seiner Gewohnheit eine glänzende Festrede hielt, und sich in Bezug auf seine siebenjährige Abwesenheit mit Nebukadnezar verglich. Sodann machte er Arimbaldo und Brettone zu Feldhauptleuten und übergab ihnen die Fahnen der Stadt. Am folgenden Tage fanden sich auch einige Gesandte von den benachbarten Orten ein, welche sämmtlich prunkende Antworten und gute Versprechungen nach Hause brachten. Die Florentiner, denen Cola insbesondere seine abermalige Erhebung kund machte, beglückwünschten dieselbe ziemlich kalt und ermahnten ihn, bei seinen guten Vorsätzen zu verharren. Das Nämlliche schrieb auch der Papst, der ihn in seinem Amte bestätigte.

Aber so wenig der Friede bei den unruhigen Römern Bestand hatte, so wenig zeigten sich leider auch die guten Vorsätze und Absichten, welche der Tribun ausgesprochen hatte, von Dauer, und nur zu bald begann Cola, Rom in derselben Weise zu beherrschen, wie die anderen Tyrannen die ihnen unterworfenen Orte. Die Habe, welche er bei dem ersten Sturz verloren hatte, mußte ihm wiedererstattet werden; er umgab sich mit Bewaffneten und lebte in schwelgerischem Prunk. Fast zu jeder Tagesstunde wurden Schmausereien und Trinkgelage gehalten, bei denen Cola die ausgesetztesten fremden und einheimischen Weine im Uebermaße genoß, so daß sein Gesicht und der ganze Körper dick und aufgedunsen wurden.

Die Barone hatten sich bei Cola's Einzug fern gehalten und warteten

auf ihren Burgen das Weitere ab. Vier Tage darauf sandte ihnen Cola den Befehl, ihm zu huldigen. Als seine Boten aber nach Palestrina zu Stefano Colonna kamen, hielt dieser sie gefangen zurück, forderte ein Lösegeld von vierhundert Gulden, und schickte seine Leute in die Nähe der Stadt zum Plündern aus. Da beschloß Cola, die Befestigung des gewaltthätigen Barons zu belagern; aber die Söldner, welche rückständige Löhnung zu fordern hatten, weigerten sich. Auch diesmal halfen Arimbaldo und Brettone, welche Cola zu seinen obersten Feldhauptleuten gemacht hatte, aus der Noth, indem sie die Truppen durch eine Abschlagszahlung besänftigten, und so wurde es dem Tribun möglich, an der Spitze einer nicht unansehnlichen Streitmacht, deren Reiterzahl sich allein auf tausend belief, gegen Colonna aufzubrechen. Das Heer lagerte sich zwei Meilen von Palestrina; weil aber Cola von der Kriegsführung und der Belagerungskunst zu wenig verstand, auch wohl von Solchen, die den Colonna heimlich wohlwollten, übel berathen wurde, so ward die Befestigung vor seinen Augen mit Zufuhr versehen, und er vermochte während voller acht Tage nichts weiter, als die Umgegend Palestrina's zu verwüsten. Da hörte Cola, daß Fra Moreale in Rom angekommen sei, und kehrte schleunig dahin zurück.

Jener berühmte Bandenführer, der früher nacheinander im Dienste Königs Ludwig von Ungarn, des Papstes und des Präfecten von Vico gestanden hatte, dann aber auf eigene Rechnung ein Söldnerheer unterhielt und Kriegszüge machte, hatte an der Spitze der sogenannten großen Compagnie, die eine wohlgeordnete wandernde Militair-Republik bildete, während der ersten Hälfte des Jahres 1354 eine Reihe glänzender Unternehmungen vollbracht; und so groß war die Macht dieses Söldnerheeres und die Furcht vor ihm, daß selbst Orte wie Perugia, Siena, Florenz, Pisa sich durch große Summen die Schonung erkaufte hatten. Es schien ein Leichtes für die Compagnie, sich ganz Italien zu unterwerfen, wenn sie nur erst eine wichtige Stadt zum festen Haltpunkt hatte. Vorläufig sollte sie auf vier Monate unter Anführung des Unterbefehlshabers, Grafen von Landau, gegen einen Sold von 150,000 Goldgulden in die Dienste der Republik Venedig gegen Mailand treten, Moreale aber in der Zwischenzeit unter dem Vorwande, seine Privatangelegenheiten zu ordnen, einen Ort aussuchen, wo man sich später sammeln könne.

Raum war Moreale gegen Ende August in Rom eingetroffen, als auch Cola erschien, und ihn sammt vierzig Hauptleuten ergreifen und in's Gefängniß werfen ließ. Eben so wurden die beiden Brüder gefangen gesetzt, angeblich, weil sie von Cola Böses gesprochen hätten. Vergebens bot Moreale für seine Befreiung Geld und Kriegshülfe an; Cola schlug Alles aus und ließ ihm, als einem öffentlichen Räuber, der die Städte der Mark und der Romagna, so wie Florenz, Siena und Arezzo u. s. w. bekringt, allenthalben unschuldige Menschen ermordet, Feuer angelegt und sich vieler Gewaltthatigkeiten schuldig gemacht hätte, den peinlichen Prozeß machen. Moreale, vor dem noch wenige Tage früher ganz Italien gezittert hatte, wurde bei Anbruch der Nacht gefoltert — denn dies war die damalige Art, einen Prozeß einzuleiten! und am folgenden Tage (30. August) ward ihm an der Armenfünderstätte, auf der Treppe des Stadthauses, wo der von der Stadt unterhaltene Löwe seinen Käfig hatte, sein Todesurtheil vorgelesen. Er beklagte sich vor dem versammelten Volke, daß er sterben solle, da er den Römern doch nichts Böses zugefügt habe; nur sein Reichthum sei die Ursache seines Todes. Hierauf wurde er auf dem Platze vor dem Capitol enthauptet und sein Leichnam in der Kirche Marcella beigesetzt. Sein Bruder Arimbaldo ward auf Verlangen dem päpstlichen Legaten ausgeliefert, Brettone dagegen blieb im städtischen Gefängniß. Das außerhalb Roms befindliche Vermögen des Hingerichteten ließ der Papst einziehen und verwandte davon 60,000 Goldgulden zur Entschädigung der Ausgeplünderten. Von dem Gelde, welches sich in Rom befand, wußte sich Gianni de Castello, ein vornehmer Römer, das Meiste anzueignen; Cola bemächtigte sich nur eines geringen Theils. Ueberhaupt aber brachte ihm die in eigennütziger Absicht unternommene Gewaltthat wenig Vortheil; denn immerhin mochte er in der Volksversammlung den Moreale böser Anschläge gegen die Stadt beschuldigen, — die Undankbarkeit, deren er sich selbst gegen die Brüder desselben, die er hinterlistig gefangen genommen und ihrer Güter beraubt hatte, in so hohem Grade schuldig gemacht, war nicht zu beschönigen.

Mit jenem Golde bezahlte Cola die Truppen und warb neue, um den Krieg eifrig fortzusetzen. Zum Anführer machte er einen erfahrenen Kriegsmann, den Riccardo Annibaldeschi, der Palestrina so hart bedrängte,

daß der Feldzug in der That ein glückliches Ende versprach. Cola inzwischen bot Alles auf, um den Truppen die Löhnung nicht fehlen zu lassen, und besteuerte Wein, Salz und andere Lebensbedürfnisse. Das Volk ertrug es geduldig, da er selbst seiner früheren Verschwendung Einhalt that; mit einem Male aber überfiel ihn eine Furcht und Schwäche, die ihn zugleich sinnlos und grausam machte. Er ließ nämlich einen angesehenen Bürger, den Pandolfuccio di Guido, dessen Ansehen und Beredtsamkeit ihm gefährlich schienen, unter dem Vorwande, als strebe er nach der Herrschaft, plötzlich ergreifen und ohne weiteren Prozeß hinrichten. Ganz Rom gerieth in Schrecken; Niemand wagte mehr, ihn zu widersprechen, und im Rath geschah Alles nach seinem Willen. Cola verlor nun, wie geisteschwach, alle Haltung, und ging von der ausgelassensten Lustigkeit zur Trauer über, und umgekehrt. Bald ließ er diesen, bald jenen Bürger ergreifen und gab ihn dann für Geld wieder frei. Zu seiner Sicherheit bildete er eine Leibwache von fünfzig Mann aus jedem Viertel, aber er konnte ihnen keinen Sold geben und vermehrte so nur die Zahl der Unzufriedenen. Um seinen Sturz zu beschleunigen, beging er noch die Thorheit, dem Riccardo den Oberbefehl zu entziehen und andere, minder erfahrene Hauptleute an seine Stelle zu setzen. Als sich in Folge dessen die Feinde freier fühlten, verfuhrn sie wieder angriffsweise, und ihre Streifzüge und Plünderungen vermehrten die Unzufriedenheit der Bürger.

Die Colonna und Savelli wußten diesen Zustand sehr wohl zu benutzen und das Feuer gegen Cola zu schüren. Es war am Morgen des 8. October, als die Bewohner mehrerer Viertel — hauptsächlich derer, in welchen die Wohnungen der Colonna und Savelli lagen —, unterstützt von den Anhängern der Barone und des hingerichteten Pandolfuccio, unter dem Rufe: Es lebe das Volk! gegen das Capitol zogen. Als sich die Haufen am Fuße des Hügels vereinigt hatten, schriean sie: Tod dem Verräther Cola di Rienzi! Die jungen Leute, welche Cola früher für seine Leibwache ausgehoben hatte, zeigten sich ganz besonders thätig, die Aufregung zu vermehren. Volkshaufen schlossen sich an, Männer, Weiber und Kinder, und Alle drängten sich jetzt um das Stadthaus auf dem Capitol unter dem fortbauenden Rufe: Tod dem Verräther, welcher die Steuer eingeführt hat!

Cola hatte Anfangs den Aufstand so sehr verachtet, daß er nicht einmal die Gemeindeglocke läuten ließ, um die andern Viertel, die an demselben keinen Theil genommen hatten und ihm geneigter waren, zusammenzurufen. Er hielt die Bewegung für einen gewöhnlichen Volksauflauf, welchen er leicht besänftigen könne; als aber die Menge den Palast rings umgab, ihm selbst den Tod drohte, und sich alle Beamte des Capitols, die Richter, Notare und Diener geflüchtet hatten, so daß nur drei Leute noch bei ihm waren, da rüstete er sich von Kopf bis zu Fuß und trat mit der Fahne der Stadt auf den Balkon des oberen Saales, um zum Volke zu reden. Niemand aber wollte ihn anhören; durch lautes Brüllen über-täubte man seine Stimme und schoß und warf mit Pfeilen und Steinen nach ihm. Vergebens breitete er die Fahne aus, um sich als einen Anhänger des Volkes kundzugeben — schon hatte ein Pfeil seine Hand getroffen und er mußte sich zurückziehen. In dieser Verwirrung ließ er sich an einem Tuche in den Hofraum hinunter. Hier blieb er eine Zeit lang, unentschlossen, ob er als Ritter mit den Waffen in der Hand sterben oder versuchen solle, durch die Flucht das Leben zu retten. Erst als das Volk den hölzernen Vorbau des Stadthauses angezündet und das Feuer die zweite Thür ergriffen hatte, beschloß er zu fliehen. In Eile zog er seine Rüstung aus, schnitt den Bart ab und schwärzte sich das Gesicht; dann nahm er aus der Wohnung des Thürwärters einen alten, schlechten Rock und zog ihn an, den Kopf hüllte er in eine Bettdecke und stürzte sich so durch das Feuer. Glücklicherweise kam er durch die erste Thür, über die brennende Treppe und durch die zweite Thür, unbeschädigt vom Feuer, mischte sich unter das Volk und rief im bayerischen Dialect den Leuten zu: Hinauf, hinauf zu dem Verräther! Noch hatte er eine Thür und Treppe zu passiren, dann war er frei. Aber in diesem Augenblick erkannte ihn Einer und riß ihm die Decke vom Kopf; seine goldenen Armbänder machten ihn vollends kenntlich. Er gestand, wer er sei, und nun schleppte man ihn zu der Armenjünderstätte, wo er selbst seine Urtheile zu verkündigen pflegte. Dort stand er etwa eine Stunde mit seinem schwarzen Gesicht und abgestuften Bart, in grünseidenem Unterkleid und rothen Schuhen, die Arme kreuzweise gebogen, die Blicke umherwerfend. Die Menge verhielt sich still und Keiner wagte es, Hand an ihn zu legen, bis endlich Cecco del Vecchio

ihm das Schwert durch den Leib stieß; der Notar Treja spaltete ihm den Kopf, und nun fielen auch alle Anderen über ihn her. Obgleich schon der erste Streich tödtlich gewesen war, so wurden doch noch an dem Leichnam die schrecklichsten Mißhandlungen verübt. Man knüpfte einen Strick um seine Füße und schleifte ihn, von Wunden gleich einem Siebe durchbohrt, nach der Piazza S. Marcello, in die Nähe der Wohnungen der Colonna. Ganz verstümmelt — selbst der Kopf war abgerissen — hing man hier den Leichnam bei den Füßen auf. Zwei Tage hing er unter dem Gespött der Buben, welche mit Steinen nach ihm warfen, bis er auf Befehl der Colonna abgenommen, nach dem Platze vor dem Mausoleum des Augustus gebracht und dort von den Juden auf einem Feuer von trockenen Disteln verbrannt wurde. Cola's Habe sammt den Waffen und Pferden der Fremden, die bei ihm waren, kamen in die Hände des Volkes. In seiner Stube fand man ein Verzeichniß von römischen Bürgern, denen er je nach ihrem Vermögen eine Steuer von 400, 100, 50 und 10 Goldgulden auflegen wollte; in den beiden ersten Klassen waren je hundert Personen verzeichnet.

So war das Ende des Cola di Rienzi, und wer möchte behaupten, daß es bei aller Härte ein unverdientes gewesen sei! Die edlen Regungen, welche den Anfang seiner Laufbahn bezeichnen, erscheinen, wenn man bedenkt, wie rasch sie selbstfüchtigen und tyrannischen Gelüsten Platz machten, doch mehr als flüchtige Aufwallungen eines phantastischen Geistes, der eines festeren sittlichen und religiösen Haltes entbehrte.

IV.

Die Geißelbrüder in Deutschland.



Die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schloß mit furchtbaren Schrecken und Plagen. Die schlimme Zeit begann schon 1338 mit einer furchtbaren Verwüstung, welche die Heuschrecken anrichteten. Diese kamen im Spätsommer des genannten Jahres von Osten her in meilenlangen Schwärmen und zehrten in Ungarn, Polen, Oesterreich, Böhmen und Schlesien Alles auf, was sie auf Feldern, Wiesen und in Gärten an Früchten vorfanden. Die ungeheuren Wolken dieser Thiere verdunkelten das Licht der Sonne, und schon aus weiter Ferner verkündigte sich ihr Heranziehen durch ein dumpfes Getöse, bis dann plötzlich der Erdboden weit und breit von ihnen bedeckt lag. König Karl von Böhmen, der ein solches Schauspiel bei Pulkau in Unterösterreich selbst mit ansah, beschreibt es folgendermaßen: „Bei Aufgang der Sonne weckte uns einer meiner Soldaten aus dem Schlaf mit den Worten: Herr, steht auf, der jüngste Tag ist da, weil Alles voll Heuschrecken ist! — Wir stiegen sogleich zu Pferde und ritten bis nach Pulkau, wo ihr Ende, sieben Meilen in die Länge, war, aber die Breite konnten wir nicht abschätzen.“

Dieser Landplage folgte noch eine Reihe von Misjahren. Aber die Leiden der Hungersnoth wurden noch weit überboten durch die Schrecken des Erdbebens und der Pest, mit denen die Jahre 1348 und 1349 so übel bezeichnet sind. Zu Anfang des Jahres 1348 verwüstete ein Erdbeben Cypern, Griechenland, Italien und die Thäler der Alpen bis Basel. In Kärnthn wurden allein 30 Ortschaften und die Stadt Villach von Grund aus zerstört. Die Luft wurde dick, übelriechend und betäubend; der Wein in den Fässern trübte sich und feurige Meteore leuchteten am Himmel.

Das Jahr 1349 endlich schien alles Leid erschöpfen zu wollen; denn im Frühling desselben begann jene große und mörderische Pest, die weder vorher noch nachher im Abendlande ihres Gleichen gehabt hat. Sie war zuerst in China entstanden, hatte sich durch Asien fortgepflanzt und war auf genuesischen Schiffen aus dem Morgenlande nach Europa gebracht worden. Man nannte sie den schwarzen Tod, weil die Menschen plötzlich mit schwarzen Brandblättern überzogen wurden und oft auf der Stelle daran starben. Zu Marseille starb die Hälfte der Einwohner, darunter der Bischof mit dem ganzen Domcapitel, so wie alle Predigermönche und Minoriten. Zu Venedig, Florenz und Rom wurde die Zahl der Gestorbenen nach Hunderttausenden angegeben.

Aus Frankreich und Italien, wohin mehr als eine Million Pilger wallfahrteten, um in Rom des für das Jahr 1350 festgesetzten päpstlichen Jubelablasses theilhaftig zu werden, verbreitete sich die Pest über Deutschland, und obgleich sie hier minder heftig wüthete, so starben doch zu Basel gegen 14,000, zu Straßburg und Erfurt je 16,000 Menschen. Zu Dsnabrück sollen nur sieben Ehepaare ungetrennt geblieben sein. Die Franziskaner-Minoriten zählten nur in Deutschland — 124,434 Tödt! Zwei Fünftheile der Bevölkerung Europa's sollen von dieser Seuche hingerafft worden sein.

In dieser Zeit der Schrecken, in welcher Gott den Untergang des ganzen sündigen Menschengeschlechts verhängt zu haben schien, traten in Deutschland zahlreiche Schaaren wandernder Büßer auf, welche Geißler hießen, weil sie sich, gleich der schwärmerischen Secte der Flagellanten, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Italien ausgegangen war, zur Buße ihrer Sünden blutig geißelten.

Diese Geißler kamen, wie im Gefolge der Pest, über Polen, Ungarn und Italien, hatten ordentliche Anführer, trugen prächtige Fahnen und Kreuze, und sangen fromme Bußlieder, sogenannte Leisen (von Syrie Gleison):

Nu ist die Betfahrt also her,
 Christ reit selber gen Jerusalem,
 Er führt ein Kreuz in seiner Hand.
 Nu helfe uns der Heiland,
 Nu ist die Betfahrt also gut.

So oft sie an eine Kirche kamen, warfen sie sich kreuzweise an die Erde nieder und sangen:

Jesus der ward gelabt mit Gallen,
 Desß sollen wir Alle am Kreuze fallen.

Dann erhoben sie sich wieder mit den Worten:

Nu hebet auf eure Hände,
 Daß Gott das große Sterben wende,
 Nu hebet auf eure Arme,
 Daß Gott sich über uns erbarme.

Um die Mitte des Juni (1349) kamen an zweihundert solcher Geißler aus Schwaben nach Speier. Sie hatten einen Obermeister und noch zwei andere Meister, deren Gebot sie in Allem Folge leisteten. Früh bei Tagesanbruch waren sie über den Rhein gekommen und begannen unter großem Zulauf des Volks auf dem Plage vor dem Münster ihre Bußübungen. Sie schlossen zunächst einen weiten Kreis, in dessen Mitte sie sich der Obergewänder und der Fußbekleidung entledigten, so daß sie nur noch eine Art von Hosen, die von der Hüfte bis zum Knöchel reichten, anbehielten. Hierauf stellten sie einen Umgang an, wobei sich Einer nach dem Andern im Kreise mit kreuzweise ausgebreiteten Armen auf die Erde warf. Dann schlug der Obermeister Einen mit den Worten:

Steh' auf durch der reinen Marter Ehre
 Und hüte dich vor Sünden mehre!

Der Geschlagene stand nun auf, schritt, dem Meister folgend, über die andern noch Liegenden hinweg und schlug sie mit denselben Worten, bis nacheinander Alle aufgestanden waren. Jetzt gingen sie paarweise im Kreise herum, geißelten sich den Rücken blutig — die Geißeln bestanden aus ge-

flochtenen Riemen, die mit vier eisernen Spitzen besetzt waren — und fangen dabei:

Jesus Christus der ward gefangen,
An ein Kreuz er ward gehangen,
Das Kreuze ward vom Blute roth ic.
Sünder, das litt ich Alles durch dich,
Was willst du leiden nun um mich?

Gewöhnlich standen drei ausgezeichnete Sänger in der Mitte des Kreises und stimmten, während sie sich unablässig dabei geißelten, die Lieder an. Darauf sangen wieder Andere, und das trieben sie so lange, bis Einer ein bestimmtes Zeichen gab, worauf Alle auf die Knie fielen und sich in Kreuzesform auf ihr Antlitz warfen. Dabei seufzten und beteten sie; die Meisten aber gingen im Kreise herum und ermahnten die Büßer, den Herrn anzusehen, daß er dem Volke seine Gnade nicht länger entziehen möge; auch sollten sie beten für Alle, die ihnen Gutes oder Schlimmes zugefügt hätten, für alle Sünder und für die Seelen im Fegfeuer. Hierauf erhoben sie sich wieder, breiteten ihre Arme gen Himmel aus, beugten sich und sangen von Neuem; dann standen sie wiederum auf, geißelten sich eine geraume Weile, zogen wie im Anfang herum und kleideten sich an, während jezt der andere Theil der Genossenschaft, der bis dahin die Kleidungsstücke und sonstigen Sachen bewacht hatte, sich auszuziehen und die nämlichen Bußübungen vorzunehmen begann. Zuletzt erhob sich Einer und las mit lauttönender Stimme (denn es gab auch gelehrte Leute und Priester unter ihnen, wie sonst noch Menschen aus allen Ständen, vom Adel wie vom niederen Volke, Weiber und Kinder) einen Brief, der — so verkündete das Gerücht — eine getreue Abschrift desjenigen war, welchen ein Engel in die St. Peterkirche zu Jerusalem gebracht hatte. Der Inhalt dieses Briefes aber ging dahin, daß Christus, durch die Verderbniß dieser Welt erzürnt, ihre Laster einzeln aufzählt, als: die Schändung des Sabbath, die Verletzung der Fasten am Freitage, Gotteslästerung, Wucher und Ehebruch. Die Jungfrau Maria und die Engel hätten ihn, da er die sündige Welt habe vernichten wollen, um Erbarmen angefleht, er aber geboten, daß sich Jedermann 34 Tage lang auf eine Geißelfahrt begeben solle, um die Barmherzigkeit Gottes zu erwerben.

Die Einwohner von Speier wurden so von Bewunderung ergriffen, daß sie die Geißler sämmtlich in ihre Wohnungen einluden; diese folgten aber den Einladungen nur mit Erlaubniß ihrer Meister, sprachen auch selbst Niemanden darum an. Was die Büsser an Almosen empfangen, wurde für's Allgemeine und zwar dazu verwandt, Wachskerzen und Fahnen anzuschaffen; denn die Fahnen, mit denen sie ihre Aufzüge begingen, waren kostbar, von Seide und Purpur, und auß's Herrlichste gestickt. Ihre Bußübungen nahmen sie zweimal am Tage oder auf freiem Felde, und wieder in der Nacht Jeder für sich in der Stille vor. — Sie sprachen mit keinem Weibe, auch schliefen sie nicht in Federbetten; Alle trugen Kreuze vorn und auf dem Rücken des Kleides und am Hut, an dem Gewande hing die Geißel. Sie durften sich nicht länger als eine Nacht in ein und demselben Kirchspiele aufhalten. Dadurch erhielten sie sich neu und die Begeisterung rege, so daß ihnen eine Menge Theilnehmer zuströmten. In Speier traten mehr als hundert, in Straßburg beinahe tausend Menschen in die Genossenschaft, und gelobten den Meistern für die besagte Zeit in Allem Gehorsam. Keinem wurde der Eintritt gestattet, der sich nicht zur Leistung des Vorgeschiedenen an den vorgeschriebenen Tagen verbindlich machte und sich ausweisen konnte, daß er täglich mindestens vier Bagen aufzubringen im Stande sei, damit er nicht nöthig habe, zu betteln. Auch mußte er betheuern, daß er seine Sünden gebeichtet und bereut, seinen Feinden alles Unrecht verziehen habe, auch mit Bewilligung seiner Frau dazu träte. — Der Eifer, mit welchem die Bußübungen verrichtet wurden, steigerte sich zuweilen so sehr, daß die Meister selbst vor dem Uebermaas der Geißelung ernstlich warnen mußten. Auch wirkte das Beispiel so ansteckend, daß in Speier sogar zweihundert Knaben eine derartige Verbindung stifteten und sich zu geißeln anfiengen.

In Straßburg trennte sich die allzugroße Masse in zwei Haufen, von denen der eine rheinauf-, der andere rheinabwärts zog. In Aachen war, als König Karl sich dort zum zweiten Male wollte krönen lassen, vor der Menge der Geißler kein Quartier zu finden, und Karl mußte zu Bonn warten, bis die zahllosen Haufen weiter gezogen waren. In Basel hatten gegen hundert Leute aus den besten Familien eine Geißelbrüderschaft gestiftet, und beschloffen nun eine Wallfahrt nach Avignon, um den Papst

selbst zur Theilnahme an ihren Büßungen aufzufordern. Als sie, dort angelangt, ihre Geißelungen begannen, wollte sie anfänglich Clemens VI. in's Gefängniß werfen lassen, begnügte sich indeß, auf die Vorstellungen einiger Cardinäle, welche die gute Absicht der Geißler hervorhoben, ihnen und allen übrigen guten Christen unter Androhung sofortiger Excommunication für die Zukunft dergleichen öffentliche Geißelfahrten zu verbieten. Wer Buße thun wolle, solle das allein in seinem Kämmerlein thun, wo er sich allenfalls auch geißeln möge.

Daß der Papst so entschieden gegen diese Verbindungen auftrat, war noch aus andern Gründen sehr wohl erklärlich; denn dadurch, daß die Geißler predigten, beichteten und Sünden vergaben, ohne eines Priesters zu bedürfen, die Priester der Hoffahrt und Heuchelei beschuldigten und den Ablass der Kirche verwarfen, bedrohten sie die letztere geradezu mit dem Untergang. Andererseits war auch das Verdammungsurtheil, mit welchem nun die Kirche gegen sie auftrat, kein unverdientes, denn die Schwärmerei war in kurzer Zeit zum größten Unfug ausgeartet. Alles faule und herrenlose Gesindel gesellte sich den Bruderschaften zu, denen nachmals auch große Schaaren von Weibern folgten. Zugleich hatte sich die anfänglich fromme Begeisterung in Haß und Hochmuth verkehrt. Sie glaubten sich ausschließlich von dem Geiste Gottes erfüllt, ja Mehrere unter ihnen gaben sich für den Messias selbst aus. So Konrad Schmidt, der mit 90 seiner Anhänger zu Sangerhausen, und Konstantin, der zu Erfurt verbrannt wurde. Auch der Bischof Preczislauß von Breslau ließ den Anführer eines Geißlerhaufens (einen aus Breslau gebürtigen Diakonus), dessen Bußübungen er zuerst geduldet hatte, als derselbe bei der Rückkehr aus Ungarn zum zweiten Male nach Breslau kam, als einen Reker der weltlichen Obrigkeit übergeben und verbrennen.

Wie jene Leidensjahre die eben beschriebenen religiösen Verirrungen hervorgerufen hatten, so hatten sie gleichfalls den abergläubischen, zum Fanatismus geneigten Geist des Volkes zu einem andern, doch bei weitem schrecklicheren Ausbruch getrieben. Es verbreitete sich nämlich das unsinnige Gerücht einer allgemeinen Judenverschwörung, die von Spanien aus geleitet werde und den Zweck habe, die ganze Christenheit zu vergiften. Die Pest sollte die Wirkung des Giftes sein, welches die Juden in Brunnen

und Flüsse geworfen. Es bedurfte nichts mehr, um den Pöbel, welchem die Juden ohnehin als Geldmäler, Zollpächter und Finanzbeamte der Fürsten bitter verhaßt waren, zu den unmenschlichsten Greuelthaten hinzureißen.

So gelockert, wie die Bande der bürgerlichen Ordnung waren, half den Bedrängten weder der Schutz der weltlichen Obrigkeit, noch der Beistand des Papstes, der in einer deshalb erlassenen Verfügung, welche dem Volke in allen Kirchen durch die Geistlichkeit verkündet werden sollte, auf die Sinnlosigkeit jenes Gerüchtes hinwies und die Judenverfolger mit der Strafe des päpstlichen Bannes belegte.

Das gräßliche Abschachten der Juden begann zuerst in Bern, wo es der Rath sogar selbst befahl. Auch half es den Juden wenig, daß die Obrigkeiten in andern Städten, wie in Basel und Straßburg, menschlicher dachten, denn der Pöbel zwang sie endlich doch, nach seinem Willen zu thun. In Basel hatte der Rath sogar einige bedeutende Personen, die sich Gewaltthätigkeiten gegen die Juden erlaubt, aus der Stadt verbannt. Da kam aber eines Tages das Volk mit den Stadtfahnen vor das Rathhaus, und der erschrockene Rath mußte in die Rückkehr der Verbannten und in die Austreibung der Juden willigen, so wie einen Vertrag beschwören, daß binnen 200 Jahren keine Juden in Basel wohnen sollten. Zu Bennesfeld im Elsaß wurde von Seiten der Straßburger und der Landesherren über das Schicksal der Juden berathschlagt; die Abgeordneten aus Straßburg erklärten, sie wüßten von den Juden in ihrer Stadt nichts Uebles; dennoch war man schwach genug, dem allgemeinen Volkshaf, welcher sich überall laut und gewaltsam äußerte, nachzugeben. Der Ausgang jenes Tages war, daß der Bischof von Straßburg, die Herren im Elsaß und die Reichsstädte den Beschluß faßten, keine Juden mehr zu dulden, und die weit und breit gefänglich eingezogenen hier und dort verbrennen ließen.

An manchen Orten wurden sie nur vertrieben; aber der Pöbel ergriff sie, verbrannte sie, hieb sie nieder oder ließ sie in Sümpfen ersticken. So wurden zu Basel alle dasigen Juden auf einer Rheininsel in ein neu gebautes Haus gesperrt und mit demselben dem Feuer übergeben. Das Nämliche geschah in Freiburg, wo man nur zwölf der reichsten leben ließ, um durch sie ihre Schuldner in der Hand zu haben. In Speier kamen

die Juden den Mördern zuvor, und verbrannten sich größtentheils selbst in ihren Häusern. Die noch übrigen wurden vom Volke erschlagen und ihre Leichname lagen auf den Straßen umher. Da man aber eine Verpestung der Luft befürchten mußte, so steckte man sie in leere Weinsässer und warf dieselben in den Rhein. Der Rath ließ darauf einen Befehl ergehen, daß sich Niemand unterstehen solle, in ein Judenhaus einzubringen, ließ auch die Judengassen besetzen, spürte selbst aber den verborgenen und vergrabenen Schätzen nach. Auch in Worms, Oppenheim und Mainz — wo allein über 12,000 Juden umkamen — verbrannten sie sich freiwillig. In Straßburg wurde der Stadtrath gestürzt, weil er dem Volke zu nachsichtig mit den Juden umging. Der Alt-Ammeister Schwarber mußte flüchten, und der neue, der Metzger Berthold, ließ (am 14. Februar 1349) alle Juden, die das Crucifix nicht küßten, 900 an der Zahl, auf einem einzigen großen Holzstoße verbrennen; 1100 entgingen dem Tode augenblicklich dadurch, daß sie Christen wurden. Kinder und schöne Mädchen wurden zur Taufe gezwungen, doch stürzten sich von den letzteren manche freiwillig wieder in's Feuer. — Viele der Neubekehrten wurden aber dennoch später umgebracht, als die durch die Folter erpreßten Aussagen Einzelner sie der Brunnenvergiftung und anderer fabelhafter Verbrechen bezüchtigte. Vom Rhein breitete sich der Judenmord über ganz Deutschland aus bis nach Thüringen und an die Ostsee — in Lübeck verbrannte man 9000 dieser Unglücklichen. Nur Regensburg und Heidelberg schützten ihre Juden, und Pfalzgraf Ruprecht nahm sogar die aus Speier und Worms Entflohenen in Heidelberg auf. Ganz besonderen Schutz aber gewährte ihnen, aus Liebe zu der schönen Jüdin Esther, der König Kasimir von Polen.

Wenn die Obrigkeiten so vieler deutschen Städte, zum Theil aus Schwäche, jene Grausamkeiten ohne erheblichen Widerstand vor sich gehen ließen, ja das Unglück der Preisgegebenen noch zu ihrem Vortheil ausbeuteten, so empfanden dagegen Könige und Fürsten die an ihren sogenannten „Kammerknechten“ verübten Greuel desto empfindlicher. König Karl befahl im Jahre 1350 den Rathmannen zu Breslau, alle Diejenigen, welche Juden ermordet hätten, einzuziehen und ihnen ihr Recht zu thun. Auch Herzog Albrecht von Oesterreich schickte zahlreiches Kriegsvolk nach Krems, wo ebenfalls die Juden theils erschlagen, theils zu verzweifelter Selbstverbren-

nung getrieben worden, und ließ eine Menge der Schuldigen gefangen nehmen und in den Kerker werfen. Die, welche nicht zur Strafe gehängt wurden, mußten sich mit schweren Geldsummen loskaufen.

So endeten mit dem Nachlassen der Pest allmählig jene, die Menschheit und das Christenthum schändenden Auftritte, die selbst dann keine Entschuldigung gehabt hätten, wenn alle die unsinnigen Gerüchte, welche der Volkshatz und eine durch die Schrecken der Zeit erregte Phantasie ersonnen, und denen die Folter Zugeständnisse zu erzwingen mußte, wirklich begründet gewesen wären.

V.

Der Bauern-Aufstand in England.



Der harte Druck, mit dem im 14. Jahrhundert das Joch des Herrendienstes auf dem englischen, fast zu dem Zustande der Leibeigenschaft herabgesunkenen Bauernstande lastete, hatte allmählig die Gemüther in eine Aufregung versetzt, die nur eines außerordentlichen Anlasses bedurfte, um die Schranken gewohnter Sitte und Unterwürfigkeit gewaltsam zu durchbrechen.

Zu dieser Gährung, die sich am meisten in den Grafschaften Kent, Essex, Suffex und Bedford bemerkbar machte, hatten die Lehren eines Priesters, Namens John Ball, nicht wenig beigetragen. Dieser pflegte nämlich des Sonntags in den Dörfern, wenn die Leute aus der Messe kamen, sie auf dem Kirchhofe oder in der Nähe eines Klosters um sich zu versammeln und ihnen folgendermaßen zu predigen: Ihr guten Leute, es steht nicht gut um uns in England, und wird auch nicht besser werden, bis daß alle Güter gemeinschaftlich und wir Alle einerlei sind, keine Herren und keine Knechte. Für was sind denn die, so sich unsere Herren nennen, mehr als wir? Womit haben wir's verdient, daß wir ihre Knechte sind? Stammen wir nicht Alle mit einander von Adam und Eva ab? Jene kleiden sich in Sammet und Seide und köstliches Pelzwerk, wir in grobes Tuch;

sie leben von Weißbrod, Wein und Confect, wir von Commißbrod und Wasser; sie machen sich gute Tage in ihren schönen Häusern, und wir schwitzen und arbeiten trotz Wind und Wetter im freien Felde, und durch unserer Hände Arbeit, durch unseren Schweiß verdienen sie das Geld für ihren Staat und ihre Herrlichkeiten. Sind wir ihnen nicht gleich zu Willen, so bekommen wir gar Schläge, wie Sklaven. Wir haben ja einen Herrn und König, der ist noch jung, und wird uns anhören und Recht schaffen; wir wollen hin und uns beklagen über die Sklaverei und ihm erklären, daß wir uns selbst Recht schaffen werden, wenn er nicht hilft. Wenn wir Alle in Masse hingehen, so wird er gewiß uns helfen!

Dergleichen Worte fanden natürlich in den Gemüthern der Bedrückten leichten Eingang, und je mehr sie über ihre Lage zum Bewußtsein gelangten, desto drängender ward auch die Unzufriedenheit. Der Erzbischof von Canterbury ließ den verwegenen Priester verhaften und ein paar Monate lang in's Gefängniß stecken; kaum aber setzte man ihn wieder in Freiheit, so begann er das alte Spiel von Neuem, bis endlich die Auflage und Erhebung einer Steuer dem Losbrechen des allgemeinen Sturmes das Zeichen gab.

Nach Eduard's III. Tode (1377) führte während der Minderjährigkeit Richard's II. dessen Oheim Johann von Gent einige Jahre die Regentschaft. Der Krieg mit Frankreich dauerte fort und veranlaßte solche Unkosten, daß man (im Jahre 1380) eine neue Art Steuer einführte, eine Kopfsteuer von drei Groschen für jede männliche oder weibliche Person von funfzehn Jahren und darüber. Rief schon die Steuer selbst — zu der auch die Mönche herangezogen wurden — eine böse Stimmung im Volke hervor, so steigerte sich der Unwille in hohem Grade durch die Härte und mannigfachen Plackereien, welche sich die mit Einziehung der Steuer beauftragten Beamten zu Schulden kommen ließen. Dazu kam noch, daß die letzteren vorzugsweise Flamländer, und diese ohnehin dem englischen Volke der gierigen Geschäftigkeit wegen, mit welcher sie sich zu derartigen Diensten drängten, sehr verhaßt waren.

Am Montage in der Frohnleichnamswache des Jahres 1381 erhob sich das Volk in Essex gegen die Steuerbeamten, unter der Anführung eines Priesters, welcher den Namen Jack Straw (Hans Stroh) angenommen

hatte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Aufstande in der gesammten Grafschaft, die sofort das Beispiel nachahmte. Die Bauern schaarten sich zusammen, zogen bewaffnet einher, zwangen mit Drohungen und Mißhandlungen die Högernden und Abgeneigten zur Theilnahme, und verübten Gewaltthaten gegen Personen, die ihnen verhaftet waren.

Fast zu derselben Zeit schlug die Flamme in Kent auf. Die bis zum Aeußersten gehende Rohheit eines Ginnehmers, der zu Dartford für die Tochter eines Zieglers (Tyler), Namens Walter oder Wat, die Steuer erheben wollte, empörte den Vater des jungen Mädchens, der einst als Waffentnecht gedient und noch den Troß des Soldaten hatte, so sehr, daß er dem frechen Manne mit einem Hammer den Hirnschädel einschlug. Seine Nachbarn lobten ihn deshalb und versprachen ihm beizustehen. Bald nachher machten alle umliegenden Dörfer gemeinschaftliche Sache: ganz Kent erhob sich; dasselbe geschah auch in Suffex, Suffolk und Norfolk. Der Aufstand wogte von den südlichen Küsten Englands bis zu den Ufern der Humber. Sogar Edelleute zwang die Todesfurcht, sich den Empörern beizugesellen, denn diese ließen nur Freund oder Feind gelten. Robert Calle, der Sohn eines Maurers, seiner großen Tapferkeit wegen zum Ritter geschlagen und damals Stadthauptmann zu Norwich, wurde von den Auführern, weil er mit strengen Worten ihr Begehren, sie anzuführen, zurückwies, erschlagen.

Wat Tyler's Banden zogen nun gegen London. In Maidstone erbrachen sie das erzbischöfliche Gefängniß und befreiten die Gefangenen, unter denen sich auch John Ball befand, der jetzt mit Wat an die Spitze der Aufständischen von Kent trat und seine Predigten von Freiheit und Gleichheit, die ihn schon dreimal ins Gefängniß gebracht hatten, wiederholte.

Der Aufstand hatte allerdings nur zunächst der Kopfsteuer gegolten; bald aber machten sich noch eine Menge anderer Begehren kund, wie sie theils aus der lange und hart bedrückten Lage des Bauernstandes hervorgingen, theils durch die Gährung des Augenblicks und die Reden John Ball's erzeugt wurden. So beschloß man, nie einen König Namens Johann dulden zu wollen, weil der verhaßte Regent Johann (von Gent) hieß; die Edelleute, Richter, Advocaten u. s. w. sämmtlich aus der Welt

zu schaffen und von der Geistlichkeit nur die Bettelmönche übrig zu lassen, womit freilich der Beschluß, daß John Ball Erzbischof von Canterbury und Reichskanzler werden sollte, in erheblichem Widerspruch stand! Ferner alle Urkunden in Schlössern, Stiftern und Klöstern zu vernichten, damit sie nie wieder Zeugniß für die Knechtschaft des Landmanns abgeben könnten.

Im Grunde hatte die rohe und ungebildete Masse der Empörer, die sich im Einzelnen über Vieles unmöglich klar werden konnte und ihre Beschlüsse vermuthlich mit dem Glase in der Hand faßte, zunächst ein Hauptbestreben: alles Hervorragende zu vernichten. Darin übereinstimmend, bezeichneten sie in blinder Wuth ihren Weg mit Mord und Brand. Edelleute, Richter, Steuereinnehmer und sonst noch jede Art von Beamten fielen unter den Streichen der rasenden Bauern; die Ermordungen fanden meist bei dem Halseisen statt. Wenn die Edelleute ihr Leben retten wollten, so mußten sie durch Kniefall sich vor den Bauern demüthigen oder gemeinsame Sache mit ihnen machen. Der Regent, Johann von Gent, befand sich an der Grenze Schottlands, eine zahlreiche Schaar Ritter und Reifigen, zu einer Unternehmung nach Portugal bestimmt, in Plymouth; sobald die ersten Angstboten zu ihnen gelangten, stachen sie in See, so weit sie konnten — nirgends war nahe und kräftige Hülfe für den Thron sowohl, wie für Alle, welche durch Stand und Geburt über die Menge emporragten.

Von Süden zogen die Bauern aus Kent und Suffex unter Wat Tyler und John Ball, von Norden die aus Essex, Suffolc und Norfolc unter Jaak Straw und Litterester der Hauptstadt zu. Man schätzte die gesammte Zahl derselben auf 100,000 Mann. In Canterbury, wo John Ball vergebens den Erzbischof zu finden hoffte, ward wenigstens der Wohnsitz desselben, die Abtei St. Thomas, geplündert und verwüstet. Das ganze Volk von Canterbury zog mit ihnen. — Die Mutter des Königs, die verwittwete Prinzessin von Wales, die auf der Heimkehr von einer Wallfahrt nach Canterbury mitten unter die empörten Bauern gerieth, bewahrte jedoch ihr freundliches und geschicktes Benehmen vor jeder Mißhandlung, so daß sie unversehrt bei ihrem Sohn in London eintraf.

Wat Tyler's Haufen lagerten sich auf der schwarzen Haide bei Greenwich, Blackheath, vier Meilen von London, und schickten von hier aus den

Ritter John Mouton, den sie nach der Erstürmung des Schlosses zu Rochester gefangen genommen und zum Mitziehen gezwungen hatten, mit einer Botschaft an den König. Er möge, ließen sie ihm sagen, zu ihnen kommen und sich mit ihnen unterreden; denn Alles, was sie thäten, geschähe nicht wider ihn, sondern für ihn.

Der damals erst funfzehnjährige König Richard II. war auf die Nachricht von dem Aufruhr mit seinen zwei Brüdern und den vornehmsten Großen in den Tower geflüchtet; auch der Erzbischof von Canterbury, der Mayor von London und die angesehensten Bürger befanden sich dort, Alle in großer Furcht. Als der Ritter ankam, ward er vor den König geführt. Er fiel vor demselben auf die Knie und bat um Entschuldigung, daß er als Abgesandter des Volkes käme; doch sie hätten ihn gezwungen und seine Kinder als Geiseln zurückbehalten. Hierauf richtete er seinen Auftrag aus. Der König entschloß sich unter Beistimmung seines Rathes, ihnen den andern Morgen an's Ufer der Themse entgegen zu gehen, und ließ ihnen sagen, sie sollten dorthin Abgeordnete schicken. Diese Antwort befriedigte die Auführer zwar, aber drei Vierteltheile von ihnen hatten nichts zu essen und waren deshalb sehr aufgebracht.

Den andern Morgen stieg der König nebst vier Grafen und mehreren Rittern in eine Barke und fuhr die Themse hinab, um am südlichen Ufer zu landen. Daselbst befanden sich aber nicht weniger als zehntausend Leute, die von der Haide herabgekommen waren und den König sehen und sprechen wollten. Als sie das Schiff herankommen sahen, erhoben sie jedoch ein so fürchterliches Geschrei, daß der König und sein Gefolge erschrakten und statt sich an's Land zu begeben, immer am Ufer auf und ab fuhren. Endlich sprach der König: „Hier bin ich, um mit Euch zu sprechen; sagt Euer Begehr!“ Da entgegneten Alle, die ihn gehört hatten: „Komm' nur an's Land, dann wollen wir Dir sagen und zeigen, was Noth thut.“ Aber der Graf von Salisbury antwortete ihnen im Namen des Königs: „Ihr seid gar nicht in einer Ordnung und Verfassung, daß der König jetzt mit Euch sprechen könnte!“ Hierauf segelten sie wieder zurück und begaben sich in den Tower.

Als der Volkshaufe den Genossen in der Haide das Geschehene hinterbrachte, schrieken Alle: „Vorwärts, gleich vorwärts nach London!“ Da-

mit wälzte sich der ganze grimmige Schwarm gegen Southwarf, Londons sübliche Vorstadt, erbrach die Gefängnisse von Marshalsea und King'sbench, befreite die Gefangenen und verbrannte, plündernd und verwüstend, das Archiv im bischöflichen Palast von Lambeth. Als sie an der Brücke die Thore von London geschlossen fanden, drohten sie alle Vorstädte zu verbrennen, mit Gewalt zu stürmen und die Stadt ganz und gar zu zerstören. Nun hatte zwar der Mayor von London nebst den reichen und vornehmen Bürgern die Thore schließen lassen; das niedere Volk dagegen, an 30,000, war den Aufrührern günstig und erzwang ihren Einlaß.

Am Frohnleichnamstage (Donnerstag den 13. Juni 1381) zogen die Schaaren der Bauern über die Themsebrücke in die City (Altstadt) von London ein. Nachdem sie sich in den Kellern der Reichen berauscht hatten, begannen sie, heulend vor Wuth, ihr Mord- und Verwüstungswerk. Zuerst wurde das Gefängniß von Newgate erbrochen und die Gefangenen losgelassen. Dann ging es über die Paläste der Großen in Westminster her, die man plünderte und zum Theil niederbrannte. Man zerstörte den savoyischen Palast (the Savoy), den der Regent, Johann von Gent, bewohnte, damals das prächtigste Gebäude in ganz England, den „Tempel“, wo die jungen Juristen ihre Studien betrieben, mit allen Büchern und Archiven, die er enthielt, das Haus des Johannitermeisters nebst Kirche und Hospital u. s. w. Fast übernatürlich erschien die Geschwindigkeit, mit welcher die Aufrührer die Gebäude hinankletterten und niedertwarfen. Daß die Häuser der Wechsler der Plünderung nicht entgingen, braucht kaum gesagt zu werden. Uebrigens war strenger Befehl gegeben, daß Niemand von der Beute etwas für sich behalten solle, und als Einer bei der Zerstörung des savoyischen Palastes dennoch einen silbernen Becher heimlich zu sich steckte, warf man ihn mit demselben in die Flammen. Noch mehr als der Besitz freute sie die Lust des Vernichtens. Das Silbergeräth, welches die Bauern wegnahmen, schnitten sie in kleine Steine, die Edelsteine wurden zu feinem Pulver gestoßen. Nicht Maaß noch Zügel legten sie der Befriedigung ihrer Trinklust an; 32 Aufrührer tranken sich im Keller des Savoy um ihre Besinnung; inzwischen stürzte der Palast zusammen und sie wurden im Keller verschüttet — noch mehrere Tage nachher hörte man ihr Sammergeschrei.



Der Bauernaufstand in England.

Unzählige Opfer fielen in und um London der Rache und Mordgier. Wat Tyler war vor Zeiten Knecht bei einem reichen Manne, Namens Richard Lyon, gewesen, und dieser hatte ihn einmal geschlagen; dafür wurde ihm jetzt der Kopf abgeschlagen. Sobald die Bauern einen Menschen erblickten, der nicht zu den Ihrigen zu gehören schien, erhoben sie ein Geschrei, das als Zeichen zum Mord die Massen herbeirief, darauf drängten sie sich um den Verdächtigen zusammen und stellten ihm die Frage, mit wem er es halte? Antwortete er nicht augenblicklich: „Mit König Richard und den Gemeinen“, so flog sein Haupt von den Schultern. Besonders waren die Flamländer das Ziel ihrer Rache; selbst die Kirchen boten den Verhafteten kein Asyl mehr, man zog sie hervor und schlug ihnen den Kopf ab.

Am Abend lagerten sich Alle auf dem St. Katharinenplatz gerade vor dem Tower, in welchem sich König Richard, seine Mutter, der Erzbischof von Canterbury, der Schatzmeister und noch andere vornehme Personen befanden — und sagten, sie würden nicht eher von da weichen und abziehen, bis daß der König ihren Willen gethan hätte. Sie wollten abrechnen mit dem Kanzler — das war der Erzbischof von Canterbury — der solle ihnen sagen, wohin das Geld von all' den Steuern seit fünf Jahren gekommen sei. — Das entsetzliche Geschrei und Getöse, welches sie erhoben, benahm denen im Tower allen Muth. Der Mayor schlug vor, man solle um Mitternacht, wenn sie Alle schliefen, von vier Seiten her mit gewaffneter Hand über sie herfallen, dann könne man sie tödten, wie die Mücken, denn sie seien gänzlich betrunken und von Zwanzigen kaum Einer bewaffnet. Und das wäre auch für die reichen Bürger ein Leichtes gewesen; denn sie hatten bereits ihre Freunde und Knechte bei sich unter den Waffen, und es wären ihrer wohl leicht sechs- bis achttausend zusammengelassen. Allein es geschah nichts, weil man das übrige Volk in der Stadt fürchtete. Als der König mit seinen Großen zu Rathe ging, hielten sie es für das Klügste, daß man die Aufrührer in Güte abzufinden suche.

Am andern Morgen erhob das Volk auf dem Plage wieder ein lautes Geschrei und drohte, wenn der König nicht herabkäme und mit ihnen spräche, so würden sie das Schloß stürmen und Alles niedermachen, was darin wäre. Da schickte der König den Mayor hinaus und ließ ihnen

sagen, sie sollten Alle vor die Stadt nach dem Mile-end (das östliche Ende von London) auf die große Wiese hinausziehen; dort wolle der König gleichfalls eintreffen und mündlich mit ihnen verhandeln.

Diese Verkündigung wurde durch einen Herold ausgerufen. Die Männer von Essex brachen fast insgesammt sogleich auf; dann öffneten sich auch die Thore des Tower, und König Richard ritt hinaus mit einem kleinen Gefolge treuer und beherzter Männer, unter denen sich die Grafen von Salisbury, von Warwick und von Oxford befanden. Bald umgab sie die wogende Masse der Aufrihrer. Der König, welcher mitten unter das Volk trat, sprach nun: „Ihr guten Leute, ich bin Euer König und Herr! Was bedürft Ihr, was begehrt Ihr?“

Da verlangten sie die Abschaffung der Leibeigenschaft, die Freiheit, auf jedem Markte ohne Zoll oder andere Auflage zu kaufen und zu verkaufen, einen Jahreszins von nicht mehr als vier Pfennigen auf den Acker statt der Frohnen, und endlich Vergebung des Geschehenen.

„Das sei Euch gewährt!“ erwiderte der König. „Geht nur wieder heim, woher Ihr gekommen seid, und lasset Bevollmächtigte da, von jedem Ort zwei oder drei, denen will ich alsbald Briefe ausfertigen und mit meinem großen Siegel besiegeln lassen und Euch Alles darin zusichern, was Ihr begehrt. Zu mehrerer Sicherheit laß ich Euch meine Banner zustellen und verzeihe Euch Alles, was bis jetzt geschehen ist, sofern Ihr augenblicklich Euch um meine Banner stellt und alsbald nach Hause zieht.“

Diese Worte beruhigten das Volk, und der König ließ sogleich mehr als dreißig Schreiber kommen, die während der Nacht die Abschriften des versprochenen Freibriefes anfertigen mußten. Mit diesen Briefen kehrte nun die Menge, das königliche Banner vor sich hertragend, nach ihren Ortshäusern heim.

Aber der Auswurf der Aufständischen war doch zurückgeblieben, und zwar in London selbst. Als sich der König nach Mile-end begab, war sogleich Wat Tyler mit etwa 400 seiner verwegensten Gefellen in den Tower gedrungen, und hier stürmte die Rotte aus einem Zimmer ins andere, bis sie den Erzbischof von Canterbury fanden. Der Erzbischof, der Schatzmeister Robert Hales und noch fünf andere Beamte des Reichs wurden ermordet, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und durch die Straßen von

London getragen. Sogar in das Gemach der Prinzessin von Wales drangen die Frevler und durchstachen ihr Bett mit Schwertern, um zu sehen, ob etwa Jemand darin verborgen sei; doch ließen sie es zu, daß die Prinzessin, welche vor Schrecken in Ohnmacht fiel, von ihren Leuten fortgetragen wurde.

Dreimal sandte der König dem Reste der Empörer einen Freiheitsbrief des Inhaltes, wie sie ihn nur begehren mochten; allein Wat Tyler und seine Spießgesellen trugen noch viel mehr im Sinne. Am folgenden Tage (15. Juni) traf Richard, welcher mit einem Gefolge von etwa 60 Reitern nach der Stadt zurückkehrte, in Smiethfield mit Wat Tyler zusammen, der immer noch an der Spitze von 20,000 Bauern stand.

Als Tyler des Königs ansichtig wurde, sprach er zu seinen Leuten: „Sehet da den König! Ich will hin und mit ihm sprechen. Verhaltet Euch ganz ruhig, bis ich Euch ein Zeichen gebe; dann kommt Alle herbei und tödtet die Begleiter des Königs, ihm selbst aber thut kein Leid; wenn wir ihn in unserer Gewalt haben und ihn mit uns herumführen, sind wir Herren von ganz England.“ Darauf ritt er ganz dicht an den König heran, bewies ihm gar keine Ehrfurcht und stieß, als Richard nach dem Begehre des Volkes fragte, hochfahrende und unziemliche Reden aus.

Als Wilhelm Walworth, der Mayor von London, der dem Könige zur Seite war, bemerkte, daß Wat Tyler während des Gesprächs sogar mit dem Dolch spielte und den Zaum des königlichen Rosses faßte, zog er sein kurzes Schwert und stieß es ihm in die Gurgel. Tyler ritt einige Schritte zurück und fiel vom Pferde, worauf ihm Standish, des Königs Stallmeister, noch einen tödtlichen Streich versetzte.

Im ersten Augenblick machte die Menge keine Bewegung, um ihren Anführer zu retten oder zu rächen; erst nach einigem Besinnen spannten die Vordersten ihre Bogen gegen den König und sein Gefolge. Da ritt Richard mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart ganz allein auf die Empörer zu und rief: „Was beginnt Ihr, meine Lehnsleute? Tyler war ein Verräther. Kommt mit mir, ich will Euer Führer sein!“ Die Wirkung dieser Worte war außerordentlich, denn als der König das Pferd wandte, um den Platz zu verlassen, folgten sie ihm nach, willenlos oder mit Tauchzen, bis Bellington (jetzt eine Vorstadt von London).

Inzwischen hatte sich in London wie ein Lauffeuer das Gerücht verbreitet, der König befinde sich in Lebensgefahr, und nicht lange, so kamen tausend wohlbewaffnete Bürger aus London zu seinem Schutze heran. Ein tapferer Kriegsoberst, Sir Robert Knowles, war unterwegs an ihre Spitze getreten. Nun verloren die Aufrührer allen Muth, warfen die Waffen weg, fielen auf die Knie und baten um Gnade. Knowles und die andern Kriegsleute drangen in den König, er möge ihnen gestatten, über den Haufen herzufallen; mindestens einige Hundert müßten den Frevel mit ihrem Leben büßen. Aber Richard verweigerte es; er begnügte sich damit, die Feldzeichen ausliefern zu lassen, und ließ die Verzagten hastig fortziehen, ohne daß sie verfolgt wurden.

Als der König mit den Seinigen in London eingezogen war, ließ er sofort den Befehl ausrufen, daß Jeder, der nicht in London sesshaft sei, noch denselben Tag bei Todesstrafe die Stadt verlasse. Niemand widersetzte sich diesem Gebot, und die letzten Schaaren der aufständischen Bauern kehrten waffen- und muthlos in ihre Heimath zurück. John Ball und Jakob Straw, die sich in einem alten Gemäuer versteckt hatten, wurden von ihren eigenen Leuten verrathen.

Des Aufstandes in Norfolk war inzwischen Heinrich Spencer, Bischof von Norwich, mächtig geworden. Der mit dem Waffenhandwerk wohlvertraute geistliche Herr, ein Mann voll kühnen Muthes, hatte Kriegsleute gesammelt und die Banden Straw's und Littester's mit der Schärfe des Schwerts zum Gehorsam gebracht. Leider waren aber dem Manne der Kirche auch Kirchen und Altäre nicht heilig; denn er verfolgte die Flüchtigen bis in die geweihten Stätten und scheute sich nicht, auf dem Altare selbst Blut zu vergießen.

Nun fasten auch die übrigen Ebelleute, die sich im ersten Schreck in ihre Burgen eingeschlossen hatten, neuen Muth und kamen rasch herbei, als Richard die Lehnsleute der Krone zum schleunigen Zuge wider die Grafschaften Kent und Essex berief. Am 2. Juli erließ der König einen Aufruf, worin er alle ertheilten Freibriefe zurücknahm; dann zog er an der Spitze eines ansehnlichen Heerhaufens nach Kent, um das Landvolk vollständig zu unterwerfen. Die Bauern wagten keinen Widerstand, die Rä-

delßführer wurden ausgeliefert, Alles hergestellt, wie es vordem gewesen war, und die weitere Strafe der gerichtlichen Untersuchung vorbehalten.

Als die königlichen Schaaren nun auch nach Essex kamen, baten die Gemeinden, welche Freibriefe erhalten hatten, der König möge sie im Besiz dieser Rechte lassen. Richard's Antwort erregte so großen Zorn, daß die Männer von Essex zu den Waffen griffen. Als aber 500 von ihnen im Kampfe gefallen waren, beugten sich die übrigen der Gewalt und lieferten die Freibriefe aus.

Furchtbar, wie der Aufstand, war die Strafe, welche ihm folgte. Der blutdürstige Tresilian, der zum Vorsteher der Gerichte über alle dabei betheiltigt Gewesenen ernannt wurde, ließ es an Hinrichtungen nicht fehlen. In einem Tage wurden 19 an ein und demselben Galgen aufgehangen. — Zuerst hatte man die Todesstrafe durch das Schwert gewählt, dann, größeren Schreckens halber, durch den Strang, und zuletzt befahl Richard, die Verurtheilten zu dauerndem Andenken mit Ketten aufzuhängen. Auch martervolle Todesarten mangelten nicht, dem roheren Geiste jener Zeit gemäß. Die Zahl derer, welche die Theilnahme an der Empörung mit dem Leben büßten, betrug nahe an 1500. Unter ihnen befanden sich auch Ball und Straw.

VI.

Agnes Bernauerin,

die Hadersdchter von Angsburg.

In sehr bewegter Zeit, gegen den Ausgang des 14. Jahrhunderts, trafen gerade im Lande zu Baiern drei Fürsten zusammen, die weit mehr gemacht waren, die allgemeine Unruhe zu vergrößern, als sie zu beseitigen: Ludwig der Bärtige zu Ingolstadt, der junge Heinrich zu Landsbut, Ernst zu München.

Ludwig, kraftvoll, ungestüm, höhniſch, prachtliebend, bei seiner Schwester, der (aus Schiller's Jungfrau von Orleans hinlänglich bekannten) französischen Königin Jiabeau, zu Verschwendung und morgenländischem Prunk angeführt, verbrachte sein Leben zwischen unerhörtem Druck seines Landes und verwüstenden Kriegen mit seinen Vettern, zulezt mit dem eigenen Sohn, endlich in unbarmherziger Gefangenschaft seines bittersten Feindes und lachenden Erben, eben jenes Heinrich's, der zu Costnitz sogar einen meuchlerischen Anfall auf ihn machte, Heinrich's, dessen fehlervolle Jugend Kaiser und Kirche, die heilige Behme und unter Caspar Torringer seine eigene Ritterschaft wider ihn aufrief, der zu einer Menge Bußwallfahrten verurtheilt wurde, und nach grenzenloser Verschwendung, ein Geizhals im Alter, als der reichste Fürst seiner Zeit starb; — Ernst, im Namen und in der That, ein hagerer, freud- und freundloser, harter Fürst, schrecklich in den Auswärlungen seines Zornes.

Seine Gemahlin Elisabeth gebar ihm in der Charwoche 1401 einen Sohn Albrecht, der schon als Kind durch die Schönheit und Anmuth seiner Gestalt, durch den schwärmerischen Schwung und die ungemeine Sanftmuth seines Wesens die Freude und die Liebe seiner Umgebungen war. Die Mutter verwendete ihren ganzen Reichthum, ihn von des Vaters launenhafter Strenge unabhängiger zu machen: sie gründete ihm zu Rohburg einen eigenen Sitz. Seine Tante, die böhmische Königin Sophia, Kaiser Wenzels unglückselige Gemahlin, liebte Albrecht wie ihren eigenen Sohn, machte ihn zum Erben, gab ihm aber noch etwas weit Wichtigeres, jene vor den meisten Zeitgenossen hervorragende Bildung und eine, die dunkelsten Augenblicke seines Lebens erhellende Neigung für Poesie und Tonkunst, in welcher letzteren Albrecht einer der trefflicheren Meister seiner Zeit wurde. — Von jener Ausbildung Albrechts in Prag stammte die Liebe der Böhmen zu ihm, von denen sogar eine mächtige Partei nach Albrechts II. Tode ihm ihre Krone antrug.

Nach Baiern zurückgekehrt, verweilte Albrecht nur, wenn er mußte, an dem Hoflager des Vaters; die meiste Zeit brachte er in der geliebten Einsamkeit seines romantischen Donaueschlusses zu Rohburg zu, oder in Auen und Wäldern ringsum auf der Jagd, der Reiberbeize oder dem Vogelfang, am liebsten die stille Waldeinsamkeit oder die verschwiegene Nacht durch Gesang und Lautenspiel mild unterbrechend. Doch erprobte er auch alljährlich auf irgend einem Turnier durch glänzende Ritterthat, in seinen Adern walle das Blut der alten Ottone von Scheyern-Wittelöbach, jener vorleuchtenden Helden der Kreuzfahrten und der Römerzüge.

Ein romantischer Anlaß hätte den finsternen Vater und den milden Sohn für immer nähern können. — Als im September 1422 Heinrich von Landsbut Wasserburg aufs Aeußerste bedrängte, rückte Ludwig mit dem Barte von Ingolstadt zum Entsatz heran, und meinte dies am besten durch den großen Streich auszuführen, daß er München überrumple, die Fürsten fange und hiermit der langen Fehde ein kurzes Ende mache. Doch das wilde Rauben und Brennen seiner Leute gab sehr bald von ihnen Kunde. Die Herzoge kamen mit den Münchenern wohlgerüstet, und die Schlacht breitete sich von Menzingen an den Parsberg, gegen Blutenburg, Pasing, Hoflach, Alling und Gölching aus.

Der erste Tag blieb unentschieden; aber kaum graute der Morgen, so lagen die Kämpfer abermals aneinander. Die Münchener stürzten mit Hellebarden, Kolben und Schwertern auf den Gegner. Plötzlich erfaß Herzog Albrecht ein Feindesbanner, das gar herausfordernd vor ihm im Winde flatterte. Wild und ungeduldig spornte er sein Roß in den dichtesten Haufen: der Fährndrich fiel und der junge Herr hatte das Banner in der Hand. Jetzt aber umringte ihn eine gewaltige Schaar und schon hatte ihn ein löwenkühner Kämpfer erfaßt, schon lag Albrecht am Boden, als sein Vater Ernst, den Streikkolben in beiden Händen, rechts und links Alles wie rasend zu Boden schlug, sich schnell über Leichen den Weg zu seinem Sohne bahnte und den Reifigen, der ihn ergriffen, tödtete. Aber ein unzartes Wort des rauhen Vaters nahm der Ritterthat das Beste hinweg und es blieb die alte Entfremdung. —

Der alte Herzog, welcher durchaus meinte, es sei nun Zeit, an Albrecht's Vermählung zu denken, verlobte ihn mit Elisabeth, einer Tochter des Grafen Eberhard von Württemberg; aber während der Pfalzgraf Ludwig deshalb auf's Eifrigste zu Heidelberg unterhandelte, entlief die Braut mit dem weder reichen, noch liebenswerthen Grafen Hanns von Werdenberg.

Albrecht, der schon diesmal sich mit Widerwillen dem Wunsche des Vaters gefügt hatte, wollte nun von weitem Heirathsplänen nichts mehr hören. Er ließ sich wenig zu München sehen und lebte meist in dem geliebten Woburg. Dagegen besuchte er zur Fastnacht und bei Gelegenheit öffentlicher Mitterspiele häufig das damals sehr mächtige und glänzende Augsburg. Ein dem Scheine nach geringfügiger Umstand warf hier (wahrscheinlich im Jahre 1430) das Loos über sein ganzes Leben.

In Augsburg lebte damals ein Bader Caspar Bernauer, von Biberach gebürtig. Er hatte sein Badehaus zwischen den sogenannten „Schlachten“. — In jener Zeit bedurften Aerzte und Wundärzte häufig noch einer Art von Ehrlichsprechung, und so wichtig und nothwendig auch ihre Kunst war, stand sie dennoch unter den mindest geachteten Gewerben. — Dem Bernauer war sein Weib früh gestorben und hatte ihm nur eine einzige Tochter hinterlassen, von zartem Alter und seltener Schönheit. Ein noch in dem Jahre 1801 in Straubing vorhandenes Abbild zeigt

eine hohe gewölbte Stirn, seelenvolle blaue Augen, einen anmuthig geformten Mund und eine seltene Hoheit und ehrfurchtgebietende Festigkeit in Blick und Haltung. Ihre schönen goldenen Haare, so reich und lang, daß sie sich ganz darin einwickeln konnte, sieht man auf Albrecht's Handsiegel dargestellt. Ihre reizende Gestalt steigt auf demselben aus der durchgehends mit Herzen behangenen Helmszierde empor, dem bairischen Löwen ihre beiden mit schweren Ketten belasteten Hände hinhaltend. Als Agnes Bernauerin endlich lebt sie fort im Volksliede, im Trauerspiel, in Sagen und Zeitbüchern. Eine Urkunde nennt sie auch Anna, eine Mönchschronik Angela: offenbar auf ihren Namen und ihre Engelschönheit anspielend, wie sie in Augsburg überhaupt beim Volke nur „der Engel“ hieß.

Unter den zahllosen Zuschauern des Turniers und der Bankette hatte Albrecht sie erblickt, und die Liebe zu ihr, so wie die hohe und edle Gesinnung der armen Baderstochter, die er vielfach zu erproben Gelegenheit hatte, ließen ihn seines erhabenen Ranges vergessen. Er vermählte sich mit Agnes im Jahre 1431 zu Bohburg, und die ritterlichen Gebrüder Zenger, Albrecht's getreue Freunde, waren Zeugen des heimlich geschlossenen Bundes.

Eine unstandesmäßige Ehe von Fürsten, zumal einzigen Söhnen, war damals in Deutschland unerhört. Der Deutsche forderte strenger, als ein anderes Volk, reines und ebenbürtiges Blut von Seiten beider Eltern. Es war also vorherzusehen, daß Herzog Ernst gegen eine solche Ehe von unerbittlichem Grimme sein würde. Daß Albrecht jetzt den Hof seines Vaters, die Geschäfte und ritterlichen Uebungen so gänzlich nied, dagegen Schloß und Garten seiner Burg zu Bohburg oder Straubing gar nicht verließ, weckte schon des Herzogs Verdacht. Doch lebte Agnes noch in voller Ruhe. — Am 8. Januar 1433 verkauften Conrad Habel, Pfarrer zu Aubing, und die Zechpröbste der St. Ulrichskirche zu Laim „der ersamen Jungfrau Agnes der Bernauerin“ eine Hube und Hoffstatt zu Niedermenzing um 25 Pfund Pfennige Münchner (eine damals nicht unbedeutende Summe).

An seiner Mutter starb Albrecht (1432) eine milde Vermittlerin; doch mochte er jetzt hoffen, weniger zu einer neuen Heirath getrieben zu werden, da sein freundlicher Oheim Wilhelm, den man sogar als künftigen Kaiser

bezeichnete, sich mit der Tochter des Herzogs Adolph zu Cleve, Margaretha, vermählte.

Da schickte Herzog Ernst in immer mehr steigendem Argwohn einen Nachtboten (man nannte Oswald Luchsenhauser) an den Sohn, ihm eine junge und sehr schöne Gemahlin anzutragen: Anna von Braunschweig. — Der Gesandte fand ihn ganz verzückt und verloren in die Reize der Liebe, der Tonkunst und Dichtung. Er schlug jenen Antrag rund ab, so wenig er auch seine wirkliche Vermählung eingestand, und wie sorgfältig er Agnes verborgen hielt. Der Gesandte hörte indeß, Agnes habe einen ordentlichen Hofstaat ehrbarer Frauen um sich und die Dienerschaft nenne sie Herzogin! Um öffentlich als solche aufzutreten, harre das verwegene Weib wahrscheinlich nur auf den Tod des alten Herzogs und wer könne wissen, welche Mittel in der Ungebuld, in der Besorgniß für ihre eigene Sicherheit, die arge Zauberin ergreife, die dem edeln Albrecht augenscheinlich einen Liebestrank beigebracht habe!

Als der alte Fürst dies vernahm, beschloß er auf das verweichelichte Gemüth seines Sohnes einen mächtigen Schlag zu führen. Er schrieb auf den November 1434 ein Turnier nach Regensburg aus. — Albrecht, ein Spiegel des Ritterthums, erschien vor den Schranken, ward aber von dem Marschall schmählich zurückgewiesen: „Er habe ein unritterlich Leben geführt, sei verummmt und ohne Schwert herumgegangen und halte ein gemeines Weibsbild in Unehe, denke auch, sich selbe gegen allen Sinn und Olimpf, gar als eheliches Gespons beizulegen.“ —

Albrecht stürmte wie ein Rasender gegen die Schranken; aber die aufgeheßten Ritter fielen auf ihn, der eigene Vater mit, und er wurde von ihren Schwertern geschlagen!! Lobend kehrte er heim und rüstete zur Fehde. Was er in der Ueberraschung des Zornes vor den Schranken laut gestanden: „Agnes sei sein ehelich angetrautes Weib,“ bestätigte er jetzt durch die That; er verließ sein stilles geliebtes Woburg, beschenkte Agnes mit dem Straubinger Schloß als eigenthümliches Witthum und hielt fortan in diesem unheilbringenden Orte mit ihr Hof — leider nur auf allzukurze Frist. —

Da verbreitete die Bosheit das Gerücht: Agnes, die Schwarzkünstlerin, habe Herzog Wilhelm's schon halb todt gebornes Söhnlein, Adolf, ver-

geben wollen. Wilhelm selbst, Albrecht's liebevoller Freund, war im September 1435 aus der Welt gegangen. Mit seinem Hintritt fiel über Agnes der blutige Würfel!

Ernst, den man überredet hatte, sein Sohn sei verzaubert, lockte diesen unter dem Schein eines Geschäfts von Straubing hinweg, eilte selbst dort hin, ließ Agnes verhaften und sie als eine Hexe, welche die freche Hand nach dem Herzogshut ausgestreckt habe, vor ein Gericht stellen; da war das Urtheil gefällt, bevor die Untersuchung noch begonnen hatte. —

Als die Rätthe des Herzogs erschienen zu Straubing: der Hofmeister Hans von Degenberg, Jan Ramsperger, Bernard von Walbeck, Friedrich Ramsperger, Emeran Nusperger, Ritter Caspar Torrer, Peter Reiner, Hans Satlbogen, Wiguläus Tegenperger, Paulus Arnsinger, Kammermeister Ulrich und Conrad Dachauer, Jörg Waldegger und Hans Pelhamer. — In schweren Banden wurde Agnes vor dies gewaltthätige Gericht gezogen, dessen Rechtmäßigkeit sie durchaus nicht anerkannte. Sie verharrte darauf, daß Albrecht ihr kirchlich und rechtlich angetraut sei, verweigerte jede Lösung des vor Gott geschlossenen Ehebundes (man bot ihr einen andern Mann vom Bürgerstande mit ansehnlicher Aussteuer) und drohte zuletzt mit des heimkehrenden Albrecht's gerechter Rache.

Indeß die Richter, welche nur den Willen Herzogs Ernst vor Augen hatten, verurtheilten Agnes als eine Hexe zum Tode, und Emeran Nusperger, Richter zu Kalmberg, erhielt den Befehl, sie im Angesicht ihres Straubinger Schlosses über die Brücke in die Donau stürzen zu lassen. —

Am 12. October 1435 wurde Agnes unter ungeheurem Zulauf des Volkes auf die Straubinger Donaubrücke geschleppt. Alles war erstarrt von ihrer seltenen Schönheit. Gebunden und geknebelt, beschwor sie Gott im Himmel und die Menschen auf Erden um Erbarmen, um Rettung — doch umsonst. Plötzlich ergriffen sie die Büttel und schleuderten sie in den Strom. Die Unglückliche hatte noch so viel Geistesgegenwart, daß sie mit Hülfe des einen nicht gebundenen Fußes gegen das Ufer schwamm, den Kopf emporhebend und laut rufend: „helft! helft! helft!“ —

Das Volk strömte hinzu und verwünschte den Tag, da ein so blutiger Frevel begangen wurde; aber der Henker, in Angst vor dem Zorne des Herzogs, riß schnell eine Geländerstange los, wickelte sie in die auf dem

Wasser ausgebreiteten langen, goldenen Haare und tauchte die Unglückliche in die Fluth unter, bis sie todt war. Dann schwamm der Leichnam an's Ufer, wurde herausgezogen und auf dem Kirchhofe zu S. Peter in der Altstadt Straubing ordentlich begraben.

Eine nicht bestätigte Sage läßt den getäuschten Albrecht eben zurückkehren, als Agnes noch in den Bogen der Donau schwimmt — die Freunde halten ihn zurück, da er sich mit dem Pferde ihr nach in's Wasser stürzen will. — So die Sage. Gewiß ist, daß der schreckliche Schlag den starken Mann leblos zu Boden warf. Man glaubte, er habe die Sprache verloren, und sei, seines Geistes nimmermehr mächtig, von einer unheilbaren Starrsucht befallen. Bis in den dritten Tag währte dieser furchtbare Zustand. Endlich versuchte ein treuer Diener ihn durch die Gewalt der Musik, durch ein Lieblingslied aus seinen glücklichen Tagen in's Leben zu rufen. Da sprang Albrecht plötzlich empor und Ströme von Thränen wechselten mit der unbändigsten Wuth. Er schwur Rache zu nehmen an dem Urheber und allen Helfern der blutigen That. Seine Boten durchritten athemlos die Umgegend, und er selbst eilte spornstreichs zu dem ewig friedlosen Ludwig von Ingolstadt, dem alten Unruhstifter, welchem dies ein willkommenener Handel war.

Kaum hatten die Lärmhörner und Sturmglöden ausgeklungen, als schon von allen Seiten im Münchner Gebiet Wehegeheul erscholl, denn der grimmige Albrecht brauste mit allen Wettern und Schrecken des Krieges über die Fluren einher, welche er selbst bald beherrschen sollte. —

So viel Jammer durchdrang doch die harte Seele des alten Herzogs. Auch verließen ihn all die Seinigen und überhäufsten ihn mit Vorwürfen, daß seine grausame That all dies Leid über sie gebracht habe. Da sendete Ernst Boten an den Sohn und an den Kaiser. Die Münchner Bürgerschaft übernahm die Vermittelung, und Kaiser Sigismund schrieb an Albrecht tröstend, versöhnend und nachdrucksvoll.

Endlich ging Albrecht selbst das Schicksal seines armen Landes zu Herzen. — „Der Engel“ (wie sie die Stimme des Volkes allgemein genannt hatte) schien sichtbar über ihm zu schweben; denn der wilde Drang nach Zerstörung wich stündlich mehr einem stillen und weichen Schmerz. — Der Vater ließ ihn mahnen, wie er ihm bei Alling das Leben zum

zweiten Mal gegeben und mit seinem Blute erkaufte habe. Da folgte Albrecht in der Mitte Decembers 1435 seinen treuen Bürgern nach München. —

Vorher aber stiftete er am Montage nach S. Nicolaßtag „für die ersame und erbare Frau Agnes die Bernauerin“ ein ewiges Licht und feierlichen Gottesdienst, auch „ein ewige stäte Mess zu dem Altar, den die vorgeannt Agnes Bernauerin selig, in Willens, ir Gräbniß da zu haben, von neuen Dingen in dem Kloster ze Straubingen, unser lieben Frauen Brüdern von dem Berg Carmeli, in dem Kreutzgang gepawet hat.“

Das Wiedersehen des Vaters und Sohnes war tiefergreifend. Auch der alte, harte Fürst war mit einmal weich geworden, ließ am St. Peters Kirchhofe zu Straubing eine schöne Kapelle erbauen und stiftete dabei einen ewigen Jahrtag. — Zugleich ward ihr ein prächtiger Grabstein von Marmor gesetzt, darauf ihr lebensgroßes Bild in Kleidung und Schleier, wie es Fürstinnen und Lebtfrißinnen zuseh, zu ihren Füßen ein Hund und eine Eidechse, Symbole der Treue und häuslichen Geselligkeit. — Am S. Agnesentage 1447 mehrte Albrecht jene Stiftung noch reichlich, und Prior und Convent reichten ihm über ihrem Grabe Brief und Siegel, diese Trauerfeier in ewige Zeiten also zu halten und auszurichten.

Noch war ein großes Anliegen übrig für den alten Vater und für das bekümmerte Land; die standesmäßige Vermählung des einzigen Sohnes und Erben. — Wider seine Gewohnheit überließ der heftige Ernst diesmal Albrecht völlig seinem eigenen Willen, der Einsamkeit, der Musik, der Jagd — nur zuweilen durch sanftes Freundeswort auf ihn einwirkend.

Nach Verlauf eines Jahres willigte Albrecht zur allgemeinen Freude in die Vermählung mit der schönen Anna von Braunschweig, und zum Wahrzeichen, daß er hierin der Eingebung der Berewigten gefolgt, unterschrieb er den Brief der Heirath und Morgengabe am St. Agnesentag. Als Herzog Ernst am 1. Juli 1438 starb, sah er schon zwei Söhne dieses Ehebundes, Johann und Ernst, und das Erbe von Ingolstadt und Landshut kam an die Münchner Fürsten, in die Hand des vierten Sohnes, jenes kraftvollen Albrecht's des Weisen, welcher das Recht der Erstgeburt und die Untheilbarkeit Baierns festsetzte.

Albrecht war bei den Frauen wie beim Volk gleich sehr beliebt; nicht

so sein Vater, der sich im Zorne leicht zu rohen Gewaltausbrüchen hinreißen ließ. Eine Probe davon legte er auch am Hofe zu Prag ab, wo er bei einem Streit über die hussitische Lehre seiner Schwester, der Königin, einen gewaltigen Backenstreich versetzte und dann — nicht eben fürstlich — aus dem Lande floh.

Am letzten Februar 1460 starb Albrecht, gerade sechzigjährig, und fand eine Ruhestätte auf dem, von der Menge dort bewahrter Reliquien so benannten „heiligen Berg“ Andechs, wo er im Jahre 1455 das Kloster für die Benedictiner neu erbaut hatte.

VII.

J o h a n n a d' A r c ,

die Jungfrau von Orleans.

Nach dem kinderlosen Tode Carl's IV. von Frankreich entstand im Jahre 1328 die Frage: ob der Sohn seiner Schwester Isabella, König Eduard III. von England, den Thron besteigen solle, oder Philipp VI., welcher von einem nachgeborenen Sohne König Philipp's III. (dem Großvater Carl's IV.) abstammte. Eduard III. war ein sehr naher, Philipp VI. von Valois ein entfernter Verwandter Carl's IV.; aber die Ansprüche des Letzten gründeten sich auf männliche, die des Ersten auf weibliche Erbfolge. Hieran reihten sich Kriege zwischen England und Frankreich, welche, nur mit einigen Unterbrechungen, bis in die Zeit der Jungfrau von Orleans hinreichen und eine fast unglaubliche Auflösung aller geordneten, sittlichen und glücklichen Verhältnisse herbeiführten.

Die Minderjährigkeit und später der Wahnsinn Königs Carl VI. (er starb im Jahre 1422) ließ diese zügel- und gesetzlosen Zustände ihr höchstes Maas erreichen. Die Mitglieder der königlichen Familie selbst, die miteinander in Feindschaft lebten, und deren Leidenschaften nicht durch die Hand eines kräftigen Herrschers gebändigt wurden, gaben das schlimmste Beispiel. So wurde am 23. November 1407 des Königs Bruder, der Herzog Ludwig von Orleans, auf Anstiften seines Veters, des Herzogs

Johann von Burgund, ermordet, und der ohnmächtige König gezwungen, Billigungs- und Rechtfertigungs-Urkunden für den hohen und mächtigen Mörder ausstellen zu lassen. — Auch das Waffenglück der Engländer, der glänzende Sieg, welchen Heinrich V. im Jahre 1415 bei Azincourt gegen Frankreichs weit überlegene Heeresmacht und die Blüthe seines ritterlichen Adels erfocht, erweckte in dem Gemüth der Franzosen so wenig eine edle und allgemeine Begeisterung für das gemeinsame Wohl, daß die blutigsten Parteiungen nach wie vor das Vaterland zerrissen. Während in Paris der Connetable, Graf von Armagnac, despotisch schaltete, den Dauphin und seinen blödsinnigen Vater beherrschte, die Königin Isabeau verbannte und die burgundische Partei mit Strenge verfolgte, verband sich der Herzog von Burgund mit den Engländern. Die Pariser aber haßten den Connetable und verriethen die Stadt an die Burgunder, die in Verbindung mit dem Volke nach heftigem Kampfe vollständig die Oberhand gewannen. Der einmal in Brand gesetzte Pöbel der Stadt war jedoch nicht befriedigt. Am 12. Juni 1418 erstürmten über 60,000 Menschen die Gefängnisse; Wärter und Wachen wurden niedergestoßen und an 1600 Gefangene ohne Unterschied — Burgunder oder Armagnac's, Verbrecher oder Schuldner, Männer oder Frauen, alt oder jung — ermordet. Darunter befanden sich der Connetable, so wie der Kanzler des Königs, sieben Prälaten und viele Parlamentärthe. Vergebens war die Gegenwehr, welche die zahlreichen Gefangenen im Chatelet versuchten: das Gebäude wurde in Brand gesteckt und die Menge zwang sie, von den Thürmen herab in die Spieße und Schwerter der Untenstehenden zu springen. Hierauf vertheilten sich die Frevler in der ganzen Stadt, und wer nur immer einen Gläubiger oder Widersacher hatte, den bezeichnete er als einen Armagnac oder Orleansisten, und der Pöbel hieb ihn nieder. Innerhalb dreier Tage waren 3500 Menschen umgekommen. Wie viel dabei geplündert und geraubt wurde, läßt sich daraus abnehmen, daß auf den Theil jedes Anführers die damals ungeheure Summe von 100,000 Thalern kam! — Als wenige Tage darauf der Herzog von Burgund und die Königin Isabeau triumphirend in Paris einzogen, gingen die Mezeleien unter Leitung des Scharrichters Capeluche, der nach Belieben Gesetze gab, hinrichtete und hinrichten ließ, von Neuem los.

Obgleich der Herzog von Burgund an einem neuen Plan, die königliche Familie und alle Häupter der orleans'schen Partei ermorden zu lassen, Theil genommen, sollte dennoch endlich eine Ausöhnung zwischen den Parteien zu Stande kommen. Zu diesem Zwecke fand sich der Herzog am 10. September 1419 zu einer Unterredung mit dem Dauphin (dem nachmaligen Carl VII.) auf der Brücke von Montereau ein, ward aber, aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, von den Begleitern des Dauphins ermordet. Der Sohn des Ermordeten, Herzog Philipp von Burgund, schloß sich, um seinen Vater zu rächen, nur um so fester an die Engländer an, und beide vereint machten so große und entscheidende Fortschritte, daß Carl VII., ohnehin ein kraftloser, von Günstlingen und Frauen beherrschter Charakter, durchaus verloren schien. Der Schatz war erschöpft, das Land verarmt, die Beamten des Königs in steter Uneinigkeit, und von einem geordneten Heere kaum mehr die Rede. — So war die Lage Frankreichs, als die Jungfrau von Orleans auf den Schauplatz trat, deren hohe und reine Begeisterung sich um so leuchtender darstellt auf dem dunklen Grunde einer von niedriger Selbstsucht erfüllten Zeit, welche die Liebe zum Vaterlande für immer erstickt zu haben schien.

Johanna d'Arc, geboren 1410 oder 1411 in dem lothringischen Dorfe Domremy an der Mosel, zwischen Neuschateau und Vaucouleurs, war die Tochter ehrbarer Landleute und wurde, gleich ihren drei Brüdern und zwei Schwestern, zu den häuslichen Beschäftigungen angehalten, welche die Verhältnisse ihrer Eltern herbeiführten. Sie war geübt im Nähen und Spinnen; Lesen und Schreiben aber war damals kein Gegenstand der Dorferziehung; der Religionsunterricht, welchen Johanna erhielt, ging nicht über das Vaterunser, Ave Maria und den Glauben hinaus, doch wurde sie als fleißig, sitzsam, dienstfertig und fromm gerühmt. Das Elend der Zeit trat ihr schon früh in dem blutigen Zwist der beiden Nachbarörter Domremy und Magey vor die Augen. Das erstere stimmte für Carl VII., das andere für Burgund.

Unter so lebendigen und heftigen Eindrücken und Aufregungen hörte Johanna im dreizehnten Jahre ihres Alters zum ersten Male eine überirdische Stimme. „Anfangs (erzählte sie später) fürchtete ich mich sehr. Die Stimme erklang des Mittags, als ich an einem Festtage im Garten

meines Vaters war. Sie kam von der zur rechten Seite liegenden Kirche her, und fast immer ist mit dieser Stimme ein Lichtglanz verbunden. Sie sagte mir, ich solle mich zum Heile meiner Seele gut aufführen und die Kirche besuchen.“ — Die Folge dieser Verkündigung war zunächst, daß Johanna sich das Gelübde ablegte, lebenslang im jungfräulichen Stande zu bleiben.

Zwei Jahre darauf behauptete sie zu ihren Angehörigen, ihre Stimmen und Erscheinungen hätten sich für Carl, gegen Burgund erklärt, und sie sehne sich nach Frankreich, für ihren König in den Krieg zu ziehen. Weber Widerspruch, noch strenge Aufsicht konnten sie von diesem Gedanken abbringen; eben so wies sie ganz entschieden das Ansinnen zurück, sich mit einem jungen Manne aus Toul zu verheirathen.

Inzwischen stieg die Noth Carl's VII. mit jedem Tage, und mit dem Falle des von den Engländern belagerten Orleans schien sein Untergang unvermeidlich. Da ward der achtzehnjährigen Johanna durch ihre Stimmen und Gesichte der Auftrag zu Theil, jene Stadt zu entsetzen und den Dauphin in Rheims zum König krönen zu lassen. Sie vermochte ihren Oheim Lohart, sie heimlich und wider den Willen ihrer Eltern zu Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, zu führen. Als Baudricourt das Mädchen in gemeiner rother Bauertracht erblickte und von ihren Gesichten und wunderbaren Aufträgen hörte, sagte er zu ihrem Oheim, er solle seiner Nichte ein paar tüchtige Ohrfeigen geben und sie zu ihrem Vater zurückführen. Sie aber sprach zu ihm: „Herr Hauptmann, wisset, daß Gott mir schon einige Male sagen und befehlen ließ, ich solle hingehen zu dem edlen Dauphin (denn so nannte sie ihn allezeit, bis er zu Rheims gekrönt war), der ist und sein soll der wahre König von Frankreich, damit er mir bewaffnete Leute gebe, denn ich will Orleans entsetzen und den König nach Rheims führen, daß er allda die heilige Salbung empfangen.“

Noch immer hielt sie Baudricourt für eine Träumerin oder Wahnwitzige, allein Johanna wußte sich den rohen Kriegsleuten gegenüber durch ihr Benehmen so viel Achtung und Theilnahme zu erwerben, daß sich Baudricourt nach zweimaligem Abweisen doch entschloß, sie unter Begleitung zweier Edelleute und eines Knappen nach Chinon, dem Aufenthalts-

orte des Königs, zu senden. Von jetzt ab legte die wohlgewachsene und starke Jungfrau Männertracht und Rüstung an.

Elf Tage und zwei Nächte brauchte man, um in der ungünstigen Jahreszeit (Februar 1429) und dem von Feinden durchzogenen Lande mühevoll von Baucouleurs nach Chinon zu gelangen. Der Weg führte durch Tierbois, einem Wallfahrtsort, wo Johanna in der Katharinentirche mehrere Messen hörte und ihre Begeisterung neue Kraft gewann. Das Gerücht war ihrer Ankunft in Chinon schon vorausgeeilt. Die Meinungen über sie waren getheilt: die Meisten hielten sie für thöricht, Manche für besessen, Wenige für gottbegeistert. Nicht ohne Mühe bekam Johanna Zutritt zum Könige; sie erkannte ihn trotz der Menge der Anwesenden, die sie absichtlich irre führen wollten, und verkündete ihm die Veranlassung und den Zweck ihrer Sendung. In einem besonderen Gespräche beantwortete sie viele Fragen des Königs und sagte ihm: er sei der rechte, in Rheims zu krönende Erbe Frankreichs. Als Carl noch außerdem Zeichen der Beglaubigung forderte, entgegnete sie: „Vor Orleans werde ich sie geben, aber nicht an anderem Orte; denn so ist es von Gott angeordnet.“

Da sich Carl aber durchaus nicht von ihrem göttlichen Beruf überzeugen konnte, so schickte er sie nach Poitiers und befahl, daß die angesehensten Männer geistlichen und weltlichen Standes Johanna's Herkunft, Leben, Sitten, Gottesfurcht, Glauben und Sendung streng prüfen und demnächst Bericht erstatten sollten: ob der König erlaubter und gottgefälliger Weise ihren Verkündigungen trauen und ihren Beistand annehmen dürfe.

In Poitiers drängten sich Männer, Frauen und Mädchen aus allen Ständen, Johanna zu sehen und zu sprechen, und selbst die Anfangs Zweifelnden wurden durch ihr Benehmen und ihre Worte so gerührt, daß sie heiße Thränen vergossen und bezeugten, sie sei eine Gottgesandte. Unter Anderem fragten Mehrere: warum sie keine Frauenkleider trage? „Ich glaube wohl“, antwortete Johanna, „daß dies Euch und nicht ohne Grund befremdet; da ich aber dem edlen Dauphin im Felde dienen soll, muß ich angemessene Kleidung anlegen; auch werde ich, unter Männern lebend, ihnen hierdurch als Mann erscheinen und in Sinn und That meine Tugend besser bewahren.“ — Allen erschien Johanna wie ein silbes, einfaches Land-

oder Hirtenmädchen; nur wenn die Rede auf ihre Sendung und die damit zusammenhängende Kriegsführung kam, ward sie von höherer Begeisterung so ergriffen, daß sie alle Anwesenden mit fortriß.

Die würdigen Männer, welche Johanna's Herkunft, Leben, Sitten, Glauben und Sendung erforschen sollten, verfuhrten so ernst als gründlich, fanden aber ebenfalls nur Löbliches: Einfachheit, Frömmigkeit, Demuth und Gottbegeisterung. Als ein Karmeliter und Doctor der Theologie zweifelnd fragte: „Warum thust Du zur Beglaubigung keine Zeichen und Wunder?“ antwortete sie ihm wie dem Könige: „Ich will Gott nicht versuchen; aber kommt mit nach Orleans und Rheims, und Ihr werdet die Zeichen sehen, welche Gott zu thun mir aufgetragen hat.“ — „Wenn Gott (fuhr jener fort) Frankreich befreien will, ist es nicht nöthig, wie Du verlangst, Kriegsvolk anzuwenden.“ — „Wahrlich (erwiederte Johanna), die Krieger werden kämpfen, Gott aber den Sieg verleihen!“

Endlich erklärten Alle, die Gottes- und die Rechtsgelehrten, die Jungfrau für eine von Gott Berufene, an deren Sendung länger zu zweifeln dem heiligen Geiste widerstehen und sich der Hilfe Gottes unwürdig machen heiße.

Ein mit Kreuzen bezeichnetes Schwert, welches sich in der Kirche zu Tierbois unter andern alten Waffen befand, ward jetzt auf Johanna's Weisung herbeigeholt und eine schöne, ganz mit Lilien besäete Scheide dazu verfertigt. Auch ward eine weiße Fahne für sie gestickt und eingeseget, welche Christus in den Wolken darstellte und zur Rechten und Linken zwei anbetende Engel. Mit dem Schwerte mag sie sich vertheidigt haben, und die Klinge sprang, als sie einst, flach schlagend, einen zuchtlosen Soldaten strafte; niemals aber hat sie einen Menschen getödtet, und die Fahne stand ihr und ihren Begleitern höher und galt ihr mehr, als das Schwert.

Endlich konnte sie gegen Orleans aufbrechen; am 29. April 1429 drang sie in die Stadt ein und am 8. Mai zwang sie die Engländer, die Belagerung aufzuheben. Dieser nach jahrelangem Unglück und kläglichem Niedergeschlagenheit fast ungläubliche und wichtig entscheidende Erfolg erschien Allen wie ein Wunder Johanna's, und die Verehrung der Freunde, so wie die Furcht der Feinde überstieg seitdem alles Maaß. Sonst jagten

wenige Engländer viele Franzosen vor sich her, jetzt sah man täglich das Umgekehrte, und immer war die heldenmüthige Jungfrau mit ihrer Fahne Allen voraus. Mehr (sagt ein Augenzeuge) fürchteten die Engländer sie, als das ganze übrige Heer des Königs von Frankreich. Für hochbeglückt hielt sich, wer ihre Hände, ihre Kleider küssen konnte — eine Verehrung, die sie jedoch, von aller Eitelkeit weit entfernt, jederzeit abzulehnen suchte. Auf die Frage des Grafen von Armagnac, wer der rechte Papst sei, gab sie, lediglich an ihrer Sendung festhaltend, keine Antwort; wohl aber ermahnte sie mit Erfolg la Hire, das stete Fluchen zu unterlassen.

Immer blieb sie bescheiden; nur wenn sachverständige Krieger ängstlich und zögernd ihrem kühnen Kriegsplane widersprachen, bezog sie sich bestimmt auf göttlichen Befehl und schlug jeden Widerstand zu Boden. War Gefahr im Verzuge, so sprengte sie zu Pferde, die Fahne schwingend, Allen voran; mild dagegen und theilnehmend zeigte sie sich gegen Besiegte und Gefangene. Erschien sie unter Männern mehr wie ein Mann, so bewahrte sie doch in Worten und im Umgang den höchsten Anstand, wohnte bei würdigen Frauen und hielt Reden, auch die wildesten unter den vornehmen Kriegsmännern, in den Schranken der Ehrfurcht.

Ihrer begeisterten Tapferkeit verdankte man den Sieg in vielen Gefechten, ihrer Ausdauer die Einnahme von Troyes und vor Allem den kühnen Zug nach Rheims, mitten durch mächtigere, aber eingeschreckte Feinde hindurch.

Der Krönungstag ihres Königs (der 17. Juli 1429) war der höchste Glanzpunkt ihrer edlen Laufbahn. Erst am Abend vorher war der König in Rheims eingezogen, und die ganze Nacht mußte zu den Zurüstungen verwandt werden. Die Marschälle von Frankreich, von Rays, von St. Severe, die Herren von Bouffac und von Gravelle und der Admiral Herr von Culant wurden nun zum Abt von St. Remy gesendet, um die Flasche mit dem heiligen Del zur Salbung zu holen. Nachdem sie den üblichen Eid abgelegt hatten, sie sicher hin und wieder zurück zur Abtei zu geleiten, trug sie der Abt in seinem priesterlichen Ornat feierlich, unter einem prächtigen Thronhimmel, bis an die Thür der Kirche von St. Denys. Hier kam ihm der Erzbischof im Ornat, in Begleitung der Domherren entgegen, nahm ihm die Flasche ab, trug sie mit großem Pomp in die Kathedrale

und stellte sie auf den großen Altar. Dann kam der König in Schmuß und Kleidern, wie sie der Feierlichkeit angemessen waren, und ging zu dem für ihn bestimmten Platz. Nachdem er vor dem Erzbischof den üblichen Eid abgelegt und der Herzog von Alençon ihm den Ritterschlag gegeben hatte, schritt der Erzbischof mit allen dazu gehörigen Feierlichkeiten, wie sie im Ritual verordnet sind, zur heiligen Salbung. Der König erhob darauf den Herrn von Laval in den Grafenstand, und die Herzöge von Alençon und Bourbon schlugen viele Edelleute zu Ritters. Als Alles vorüber war, ward die heilige Flasche von den Obgenannten in der vorigen Ordnung nieder nach der Abtei von St. Remy getragen.

Die Jungfrau stand während der Handlung mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige. Sie war es in der That nächst Gott, welcher Carl den heutigen Tag zu danken hatte. Nach Beendigung der Feierlichkeit kniete sie vor dem Könige nieder, umfaßte seine Knie, beugte sich zu seinen Füßen und benetzte sie mit heißen Thränen. Alle Anwesenden wurden durch diesen Anblick tief bewegt, und keiner von ihnen konnte sich der Thränen enthalten, als sie in die Worte ausbrach: „Mein König und mein Herr, jezt ist der Wille Gottes vollbracht! Ihr seid zu Rheims gesalbt und gekrönt, und habt gezeigt, daß Ihr der wahre König von Frankreich seid und derselbe, dem das Reich zugehört.“

Zwei ihrer Brüder hatten Johanna schon lange auf ihren Zügen begleitet; nach Rheims kam auch ihr Vater und ihr Oheim, und Alle freuten sich innigst ihrer Thaten und ihres Glücks.

Von Rheims zog der König mit seinem Heere über Chateau-Thierry nach Crespy und Dampmartin. Als die sich Herandrängenden theilnehmend weinten und geistliche Hymnen sangen, sagte Johanna: „Im Namen Gottes, hier ist ein gutes und frommes Volk, und wenn ich sterben sollte, möchte ich, daß es in diesem Lande geschähe.“ — „Weißt Du, Johanna (fragte hierauf Graf Dunois), wann und wo Du sterben wirst?“ — Sie antwortete: „Ich weiß es nicht, vertraue aber auf Gott. Seinen Willen, Orleans zu entsetzen und den edlen König krönen zu lassen, habe ich vollbracht. Jezt wünschte ich, daß mich Gott zu Vater und Mutter zurückführte, ihre Schafe zu weiden oder zu thun, was ich sonst wohl thun möchte.“ — Ein anderes Mal sagte sie: „Ich werde nur ein Jahr oder

wenig darüber ausbauern (oder mich halten); man muß diese Zeit gut benutzen.“

Johanna blieb beim Könige, da Gott ihr die Rückkehr in ihre Heimath nicht anbefahl, und führte mit unverminderter Begeisterung und Tapferkeit die Schaaren zur Befreiung ihres Vaterlandes. Doch fügte sie sich williger den Anordnungen der Feldherren, da kein einzelnes Ziel (wie Orleans und Rheims) ihr durch Stimmen und Gesichte mehr vorgesteckt war. Auch konnte es im Laufe eines längeren Krieges nicht fehlen, daß Manches trotz ihrer Versicherungen mißlang, so ein Angriff auf Paris; und eben so wenig ließ sich der Herzog Philipp von Burgund durch ihr, am Krönungstage von Rheims aus abgeschicktes Schreiben bewegen, den Bund mit den Feinden Carl's VII. aufzulösen. Für diese Mißgeschickte war es, nach Johanna's Gemüthsart, ein geringer Ersatz, daß der König sie und ihre ganze Familie in den Adelsstand erhob.

Dennoch siegten, ihrer Fahne folgend, die Franzosen fast überall, und noch am 3. Mai 1430 erließ man in England die schärfsten Verfügungen wider diejenigen, welche sich aus Furcht vor den Zaubereien der Jungfrau hartnäckig einer Einschiffung nach Frankreich entzogen. Drei Wochen später, am 23. Mai, drang Johanna mit Mannschaft in die von Engländern und Burgundern hart bedrängte Stadt Compiègne, und ordnete sogleich einen kühnen Ausfall an. Als jedoch die Thrigen anfangen, vor der Uebermacht der Feinde zu weichen, ließen Einige vorzeitig den Schlagbaum an Thor und Brücke nieder. Vergebens suchte die Jungfrau, heldenmüthig fechtend, obzusiegen, vergebens die Stadt oder das freie Feld zu erreichen; sie ward bei ihrem Kleide ergriffen, vom Pferde herabgerissen und gezwungen, sich einem pikardischen Bogenschützen oder (wie Andere berichten) dem Bastard von Vendome zu ergeben, welcher sie dem Herrn Johann von Luxemburg-Ligny überantwortete. So groß wie der Schmerz und die Niedergeschlagenheit der Franzosen war, so groß war die Freude der Engländer und Burgunder. In Paris ward in der Kirche Notre-Dame ein feierliches Tebeum gesungen, die Stadt erleuchtet und mit Zuversicht die Hoffnung neuer Siege ausgesprochen.

Daß man die Jungfrau nicht sogleich gegen billige Bedingungen wieder ausliefern würde, ließ sich vorhersehen, zugleich aber hoffen, man werde

die so lange Gefürchtete doch als Kriegsgefangene ehren und ritterlich behandeln. Statt dessen wird berichtet, daß der Herzog von Burgund sie aus Neugier sah und ein kurzes Gespräch mit ihr führte, aber nicht das Geringste zu ihren Gunsten that, und daß der Graf von Ligny, auf dringende Verwendung seiner Gemahlin, einen vorübergehenden Anflug von Theilnahme und Großmuth zeigte. Sobald aber der Bischof Cauchon von Beauvais, die in Paris gebliebenen Mitglieder der Universität und der Inquisitor Martin ihre Auslieferung dringend verlangten, sobald der König von England seine Ansprüche auf Johanna durch Lehnsgebäude darzuthun suchte und seinen Beweis mit einer Geldsumme von 6000 Franken und einer jährlichen Rente von 2—300 Franken unterstützte, nahm Ligny das Geld und schob Andern gern die Verantwortung dessen zu, was etwa geschehen möchte.

Schon die ersten Rundschreiben Cauchon's, in denen er Johanna als ein schamloses Geschöpf bezeichnet und ihr unzählige Vergehungen gegen den katholischen Glauben Schuld giebt, ließen einen Blick thun in die Zukunft der so schmählich Verkauften. Uebrigens suchte sich der Bischof, bevor er weiter ging, zu decken, und holte deshalb die Beistimmung der Universität Paris, des Inquisitors Martin und des Capitels von Rouen ein: daß die Führung des nothwendig einzuleitenden Processes ihm zustehe, weil Johanna innerhalb seines Sprengels gefangen worden. — Hiermit offenbarte sich, daß man Johanna nicht als Kriegsgefangene betrachtete, sondern ihren Ruf zerstören, sie als Ketzerin und Heze verdammen, und mittelbar alle ihre Anhänger (insbesondere Carl VII.) als Vertheidiger teuflischer Grundsätze und Benutzer teuflischer Hülfe an den Pranger stellen wollte.

Unterdessen sprang Johanna (ihr Schicksal vielleicht ahnend) von dem Thurm ihres Gefängnisses in Beurevoir hinab, verletzte sich aber so, daß sie in Ohnmacht fiel, wieder ergriffen und nach Rouen gebracht wurde. Diesen natürlichen Rettungsversuch betrachtete man als ein großes Verbrechen, fesselte ihre Füße und legte ihr eine Kette um den Leib, an welcher ein großer hölzerner Klotz befestigt war. Ja man ließ einen eisernen Käfig machen, um sie hineinzusperren, obwohl dies entsetzliche Vorhaben nicht zur Ausführung kam.

Die Hoffnung des Bischofs, in der Heimath Johanna's Stoff für Anklagen aufzufinden, schlug gänzlich fehl, denn der geheime Späher, welchen er zu diesem Zwecke dorthin geschickt hatte, brachte nur lobende Angaben zurück; dieselben wurden aber unterschlagen und jener redliche Bericht-erstatte von Cauchon ein böswilliger Verräther gescholten.

Obgleich die Engländer, von ihrem Standpunkte aus, Johanna für schuldig hielten, und sehnlich ihre Verurtheilung wünschten und betrieben, nahm doch klüglich keiner von ihnen unmittelbar an dem Prozesse Theil, welcher jetzt, wie es hieß, nach Gott und der Vernunft sollte eingeleitet werden. Wohl aber ließen sich allmählig 113 Franzosen (Doctoren der Theologie, Stiftsherren und Baccalaureen, Doctoren der Rechte, Licentiaten, Notare und Mitglieder der pariser Universität), zum Theil für reichliche Tagegelder, mehr oder weniger willig finden, den Untergang ihrer glorreichen Landsmännin herbeizuführen.

Am 9. Januar 1431 fand die erste vorbereitende, am 21. Februar die erste öffentliche Sitzung statt. Johanna's Bitte, daß man ihr verstatte, Messe zu hören, ward ihrer Verbrechen und ihrer Kleidung halber abgeschlagen. Sie schwur, über Alles, was zum Prozeß gehöre und ihren Glauben angehe, die volle Wahrheit zu sagen; einige Offenbarungen, z. B. den König betreffend, dürfe sie aber nicht mittheilen. — Der Promotor oder öffentliche Ankläger, Johann Estivel, Stiftsherr von Beaubais, einer von denen, welche am meisten die Jungfrau mit Schimpfnamen belegten, schwur, daß er gegen sie nichts thue aus Gunst, Rache, Furcht oder Haß. Hierauf, so heißt es weiter, erklärten die gegenwärtigen geistlichen und sehr gelehrten Männer, erfahren in göttlichen und menschlichen Rechten, daß sie mit aller Frömmigkeit und Milde vorschreiten wollten, keine Rache oder körperliche Bestrafung bezweckend, sondern nur Belehrung und Zurückführung auf den Weg des Heils. Johanna möge sich aus den Gegenwärtigen Rathgeber erwählen, oder man wolle ihr einige zugesellen. — Die Jungfrau antwortete: „Ich danke Euch und allen Gegenwärtigen, daß Ihr mich wegen meines Glaubens und zu meinem Heile ermahnet, und mir Rathgeber anbietet; doch hege ich nicht die Absicht, mich von dem Rathe Gottes zu trennen. Auch that ich nichts, als nach seiner Eingebung!“

Laut jenes Eides des Anklägers und den milden Eröffnungen der

Versammlung erwartet man vertrauensvoll ein ruhiges, besonnenes Verhör und eine allmälige und wohlbegründete Entwicklung der Thatsachen. Statt dessen heißt es wörtlich in der, vor aller Untersuchung entworfenen Klageschrift: Johanna ist sehr verdächtig, Anstoß gebend, und steht bei allen guten und ernstern Personen bekanntlich im schlechtesten Rufe. Sie ist zu erklären für eine Zauberin, Hege, Wahrsagerin, falsche Prophetin, böse Geister anrufend und beschwörend, abergläubig und magischen Künsten ergeben, übel denkend von unserem katholischen Glauben und ihn verleugnend, Böses redend und thugend, Gott und seine Heiligen lästern, aufrührerisch, den Frieden störend und hindernd, Kriege stiftend, nach Menschenblut grausam dürstend, zu dessen Vergießung anreizend, Zucht und Anstand ihres Geschlechts ganz preisgebend, die Kleidung bewaffneter Männer unzüchtig tragend, wegen dieser und anderer Dinge von Gott und Menschen verabscheut, Uebertreterin aller göttlichen, natürlichen und kirchlichen Gesetze, Verführerin der Fürsten und Völker, erlaubend und beistimmend, daß man sie zur Schmach und Verachtung Gottes verehere und anbeete, ihre Hände und Kleider zum Küssen darbietend, sich Götterehre anmaßend, schismatisch, sakrilegisch, blasphemisch, kezerisch.

Die Art, wie man in dem Verhör selbst die Fragen aneinanderreichte und durcheinanderwarf, hätte auch den Besonnensten und Scharfsinnigsten verwirren und in Widersprüche verwickeln können: gleichwohl war dies bei Johanna nicht der Fall, und die höchste Einfachheit und volle Wahrheit aller ihrer Antworten mußte jedem Unbefangenen den Eindruck ihrer Unschuld und der reinen Hoheit ihres Gemüths zurücklassen. Auf Männer freilich, wie sie hier zu Gericht saßen, durch Haß verblindet und durch Eigennutz bestochen, machte nichts Eindruck; sie erfannen vielmehr die abgeschmacktesten Beschuldigungen. Auch ging man immer darauf aus, ihr Wunderkräfte und Wunderthaten anzudichten, damit, wenn sie dieselben etwa aus Eitelkeit einräume, ihre Verbindung mit dem Teufel daraus herzuleiten sei.

Auf die Fragen über einen großen verzauberten Wunderbaum, wo böse Geister herrschten und die Menschen verlockten, antwortete Johanna: bei Domremy stehe (wie bei so vielen Dörfern) ein großer Baum, um welchen sie mit andern Mädchen einige Male getanzt und Kränze aufgehangen habe.

Von Feen, Geistern, Beschwörern habe sie kaum Einiges als Sage gehört, aber nichts geglaubt, nichts gesehen, noch gesagt, noch gethan. Ihr Bemühen, ihre Aufgabe, ihr Glaube habe mit jenem Baume, mit Geistern und Beschwörungen nicht das Geringste gemein. — Daß sie gesagt habe, sie würde feindliche Geschosse und Pfeile auffangen, verneinte sie entschieden, wohl aber, ihre Schaaren sollten muthig ausharren und nicht an dem Entsatze von Orleans zweifeln.

Als man es ein schreckliches Verbrechen nannte, daß sie sich die Haare rund abgeschnitten und Männerleidung angelegt habe, sagte sie: „Das sind Kleinigkeiten, doch that ich es nicht nach Menschenrath, sondern gehorchte auch hierin dem Gebote Gottes.“ — Eben so wenig konnte man ihr eine Schuld nachweisen hinsichtlich ihres Benehmens zum Könige.

Scheinbar wohlwollend, in Wahrheit aber böshaft war die Frage: ob Johanna glaube, sich im Stande der Gnade zu befinden? Denn die Bejahung hätte man als sündlichen Hochmuth, die Verneinung als Bekenntniß der Schuld gedeutet. Die Jungfrau antwortete jedoch so klug als demüthig: „Bin ich im Stande der Gnade, so möge Gott mich darin erhalten; bin ich nicht darin, ihn mir verleihen: denn lieber möchte ich sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein.“

Weil nun alle diese Bemühungen, Johanna durch ihre eigenen Aussagen schuldig zu finden, nicht zum Ziele führten, so veranlaßten die Häupter unter ihren Feinden, daß ein Geistlicher, Namens Loyseleur, als französischer Kriegsgefangener verkleidet, in ihr Gefängniß gebracht wurde, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auszuforschen, während zwei hinter einem verhangenen Fenster versteckte Männer ihre Aussagen aufschreiben sollten. Johanna ahnte nicht, wie unwürdig man gegen sie verfuhr, doch zeigte sie sich in den vertrautesten Reden so schuldlos, wie bei den öffentlichen Verhören.

Nur ein einziger Punkt blieb übrig, wo Johanna's bestimmte und umständliche Aussagen selbst unbefangene Richter jener und unserer Zeit in Zweifel und Verlegenheit bringen konnten, nämlich die Stimmen und Gesichte, nach deren Lehren und Befehl sie Alles und Jedes gethan habe. „Oft“, sagte Johanna, „höre ich diese Stimmen, ja sie wecken mich bisweilen aus dem Schlafe; sie kommen von Gott und ich bin von Gott

gesandt. Mehr Furcht hege ich, etwas zu sagen und zu thun, was jenen Stimmen mißfallen könnte, als vor Euch Rede zu stehen. Niemals habe ich sie um etwas gebeten, als um die Erlösung meiner Seele. Längst wäre ich gestorben, hätten mich jene Offenbarungen nicht täglich gestärkt und erhoben. Jene Stimmen sind meist die der heiligen Katharina und Margaretha oder auch des Engels Michael. Bisweilen waren die Erscheinungen äußerst klein, dann wieder größer, so daß ich sie körperlich berührte und ihre Knie umfaßte. Ich habe die Heiligen oft unter Menschen gesehen, während diese sie nicht sahen.“

Wie man nun immer über diese Erscheinungen denken und auf welchen Ursprung man sie zurückführen möge, so viel scheint über allen Zweifel gewiß, daß Johanna das Ausgesagte nicht vorsätzlich erlog; auch riethen ihre Stimmen und Gesichte nie zum Bösen. Daß übrigens nicht alle Weissagungen Johanna's in Erfüllung gingen, ward schon bemerkt (z. B. sie werde Paris einnehmen und den König von England sprechen).

Aus allen zerstreuten Aeußerungen Johanna's setzten ihre Gegner lange Anklagen zusammen, worin es hieß: sie glaubt keiner Todsünde schuldig zu sein, bildet sich ein, menschliche Stimmen und Leiber von denen der Heiligen unterscheiden zu können, und läßt Heilige und Engel nicht englisch, sondern französisch reden und auf französischer Seite stehen. Lästerlich sagte sie: es ist übel, daß Gott die getreuen Einwohner von Compiègne so elend umkommen läßt; auch weissagt sie nicht durch Gott, sondern nach Erfindungen ihres Herzens, woraus Aufruhr, Sectirerei und vieles andere Uebel zum Untergang der Kirche und des katholischen Volkes entsteht u. s. w.

Durch das umständliche Verfahren waren die Prozeßacten so weitläufig geworden, daß die Häupter es angemessen fanden, daraus durch einen geistlichen Beisitzer Midy zwölf Anlagpunkte auszuziehen, um den oft bei den Verhören nicht Gegenwärtigen die Uebersicht zu erleichtern. So natürlich und unschuldig dies Verfahren auch auf den ersten Augenblick erscheint, so war doch der Hauptzweck boshafter und trügerischer Art. Denn obwohl in den Protokollen zwar nicht eigentlich Falsches niedergeschrieben war, so hatte man doch manches Wahre ausgelassen und jene zwölf Artikel nunmehr so zusammengestellt, als wären alle darin enthaltenen Anklagen erwiesen, obwohl die Jungfrau sie niemals eingeräumt hatte. Jenen

Entwurf sandte man an die pariser Universität, und eine große Anzahl von Gottes- und Rechtsgelehrten unterwarfen ihn einer sorgfältigen Prüfung. Unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er nur erwiesene Wahrheit enthalte, erklärten jene die Jungfrau für schuldig und schrieben: die Sache sei geführt mit großer Würde und in so heiliger und gerechter Weise, daß Jeder damit zufrieden sein müsse. Uebrigens sei die Vollziehung des Urtheils nicht aufzuschieben, damit man das Volk durch die Bestrafung Johanna's desto schneller zur rechten Wahrheit zurückführe.

Die meisten Doctoren und Magister in Rouen schlossen sich diesem Urtheile einer so weisen Körperschaft an; ja man fand es gar nicht nöthig, der Jungfrau jene Anklagepunkte einzeln vorzulegen und sie darüber zu vernehmen. Als unter so vielen Richtern und Beisitzern endlich drei, Houppeville, Lohier und Lafontaine, sich mehr oder minder bestimmt gegen Form und Verfahren erklärten, oder milde gesinnt der Jungfrau Erläuterungen und belehrende Fingerzeige geben wollten, wurden sie hart angefaßt, zu keiner Sitzung mehr berufen, und die weitere Leitung des Processes in die Hände weniger Eiferer gelegt, welche die Sache, statt auf zwölf noch zu erweisende Klageartikel, gar nur auf zwei verhängliche Punkte zurückzubringen beschloßen, nämlich auf die Unterwerfung Johanna's unter die Kirche und ihren Widerruf. Weigerte sie nämlich die Unterwerfung, so hieß sie eine ungläubige Ketzerin, unterwarf sie sich, so mußte sie jedes wider sie gefällte Urtheil anerkennen. Widerrief sie nicht, so war sie strafbar für die Halsstarrigkeit; widerrief sie, so war ihre zeither geleugnete Schuld offenbar.

Aber die kleine Anzahl ihrer Gegner war keineswegs doch die Gesammtheit der Kirche, und ein Herr Isambert machte Johanna deshalb bemerklich, daß Papst und Concil über jener kleinen Versammlung ständen, und in diesem auch Prälaten ihrer Partei säßen. Da rief aber der Bischof von Beauvais: „In's Teufels Namen, schweigt!“ Johanna's Berufung an Papst und Kirchenversammlung ward bei Seite gelegt und Isambert von den Engländern bedroht, sie würden ihn für jene Belehrung der Jungfrau in die Seine werfen.

Die Gegner Johanna's versuchten es jetzt mit feierlichen und milden Ermahnungen. Sie schickten mehrere angesehenere Doctoren der Theologie

zu ihr (wie der Bericht in den Acten erzählt), welche sie wiederholentlich in Milde und ohne Zwang belehren und auffordern sollten, den frommen und weisen Männern zu glauben, welche Kenntnisse besäßen von göttlichen und menschlichen Rechten. Demüthige Unterwerfung der eigenen Meinung unter das Urtheil der Genannten sei Pflicht eines jeden Christen. Auch dürfe sich Niemand dem Urtheile der Kirche entziehen, weil er Offenbarungen und Erscheinungen habe; den Geistlichen habe Gott Ansehen und Macht gegeben, über die guten und schlechten Thaten der Gläubigen abzuurtheilen. Wer jene verachte, verachte Gott; wer sie höre, höre Gott! Die katholische Kirche könne nicht irren oder Jemand ungerecht beurtheilen. Es sei sehr gefährlich, neue und ungewöhnliche Dinge zu erfinden und ihnen zu glauben ohne Zustimmung der Kirche und Prälaten; denn der Teufel pflege sich bei derlei Curiositäten einzumischen. Aus dieser Wurzel erfundener Offenbarungen sei Johanna in viele andere Verbrechen gerathen.

Johanna antwortete: „Ich möchte nichts sagen und thun, was dem christlichen Glauben und der christlichen Kirche zuwider ist, sondern jeden Irrthum gern verbessern und austreiben, und als gute Christin leben und sterben. Was aber meine Worte und Thaten anbetrifft, so vertraue ich Gott, den ich von ganzem Herzen liebe. Er hat mich thun lassen, was ich that, und meine Offenbarungen kommen von Gott und von Niemand anders. Wäre ich verurtheilt, der Holzstoß bereitet und angezündet, und ich selbst mitten in den Flammen, würde ich doch bis zum Tode bei meiner Aussage und Ueberzeugung verharren.“

Nachdem nun also diese milderer Versuche und Ermahnungen fehlgeschlagen waren, ja zum Aussprechen des schärfsten Gegensatzes geführt hatten, ging man rasch zu dem Vorschlag über, die Jungfrau zu foltern. Einige meinten indeß, sie habe genug gesagt, um sie zu verurtheilen; Andere fürchteten, sie werde daran sterben oder sich gar selbst umbringen, und sie selbst bemerkte: „Ich werde nichts Anderes sagen, als bisher, oder laut verkünden, daß es mir mit Gewalt abgepreßt worden ist.“

In solcher Bedrängniß wandte sich die Jungfrau zum Gebet, und ihre Stimmen sagten ihr: Du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden. Kümmere Dich daher nicht um Dein Märtyrertum, Du wirst endlich eingehen in das Paradies!

Der Bischof von Beauvais und seine Helfershelfer waren entschlossen, die Jungfrau nunmehr öffentlich zu verurtheilen und ihr wo möglich einen Widerruf abjudringen. Fast noch mehr als über diese listigen und thätigen Feinde muß man über Johanna's ehemalige Freunde und ihren König erstaunen. Allerdings konnte Carl VII. sie nicht mit Heeresmacht befreien, allerdings würden Grausamkeiten, gegen gefangene Engländer geübt oder ihnen angedroht, schwerlich das Schicksal der Jungfrau geändert haben; wohl aber hätte es ihm (der ihr die Krone verdankte) und allen denen, die sie für eine Gottbegeisterte anerkannt und als solche verehrt hatten, obgelegen, durch die lauteften Zeugnisse über Johanna's reinen Wandel und die in Poitiers von Geistlichen und Rechtsgelehrten angestellten strengen Prüfungen sich selbst zu ehren, die Meinungen der Zweifelnden umzustimmen und die Verfolger der Unschuldigen mit Schande zu bedecken. Statt dessen überall die tiefste Stille und größte Gleichgültigkeit, kein Lebenszeichen, keine Thätigkeit, keine Begeisterung, keine Dankbarkeit, kein löblicher Versuch bei den Prälaten, dem Papste, der Kirchenversammlung! Johanna war von Allen völlig verlassen und allein auf sich selbst angewiesen.

Am 24. Mai 1431 wurden auf dem Kirchhofe von St. Ouen zwei große Gerüste errichtet. Auf dem einen befanden sich die Bischöfe von Beauvais und Noyon, der Cardinal von England und 33 Beisitzer; auf dem zweiten Johanna und ein Geistlicher Erard. Rings umher unzähliges Volk, und in der Nähe der Scharfrichter auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen, um nach dem Spruche sein Opfer zum Holzstoß auf den alten Markt zu fahren. Erard begann eine lange Predigt über den Text: „Eine vom Stamm abgeschnittene Rebe kann keine Früchte bringen.“ Johanna hörte die abscheulichsten Vorwürfe mit stiller Ergebung an; als aber Erard sagte: „Ich rede zu Dir! Durch Dich, Du nichtsnutziges, schändliches, mit jeder Unehre belastetes Weib ist die französische Geistlichkeit verführt und Dein König ein Ketzer und Schismatiker geworden!“ da flammte ihre Begeisterung noch einmal auf, nicht zu eigener Vertheidigung, sondern zur Vertheidigung dessen, der sie verlassen hatte. Sie rief dem frechen Bupprediger zu: „Wahrlich, Herr, mit aller Ehrfurcht sei es gesprochen, ich wage es bei Verlust meines Lebens zu sagen und zu schwören, daß mein König der edelste Christ ist unter allen Christen, daß er

Glauben und Kirche liebt, daß er in keiner Weise so ist, wie Ihr ihn beschreibet.“ — Als Erard und Cauchon diese Worte hörten, verboten sie ihr gleichzeitig und mit Festigkeit, irgend weiter zu reden.

Der Predigt folgte eine sogenannte liebevolle Ermahnung, daß Johanna widerrufen solle. Als ein Gerichtsbeamter Massieu ihr die Formel der Abschwörung vorlesen wollte, sagte sie: „Ich verstehe den Sinn dieses Wortes nicht!“ worauf Jener, von Theilnahme ergriffen, ihr rieth, sich zu ihrer Rettung der allgemeinen Kirche zu unterwerfen. „Nun wohl“, erwiderte Johanna, „ich unterwerfe mich ihr, sie möge entscheiden, ob ich abschwören soll oder nicht.“ Da rief Erard: „Du schwörst auf der Stelle, oder Du wirst heute noch verbrannt!“

Die Formel, welche ihr jetzt vorgelesen wurde, enthielt in 6—8 Zeilen hauptsächlich das Versprechen, keine Waffen oder männliche Kleidung zu tragen und die Haare wachsen zu lassen. Johanna schien diese Bedingungen anzunehmen und fügte hinzu: „Ich habe nichts gethan ohne den Befehl Gottes; auch soll man meine Reden und Thaten nicht meinem Könige oder irgend einem Andern zur Last legen und ihnen deshalb Vorwürfe machen. Findet sich dabei irgend eine Schuld, so trifft sie allein mich und keinen Andern.“

Als die gegenwärtigen Engländer sahen, daß es zu einer Abschwörung kommen sollte, welche das Todesurtheil beseitigt hätte, zürnten manche sehr und es erhob sich ein solcher Tumult, daß einer zu dem Bischof von Beauvais sagte: „Du bist ein Verräther!“ und dieser ihm antwortete: „Du bist ein Lügner!“

Während dieses unanständigen Gezänkles weigerte sich Johanna, welche nicht lesen oder schreiben konnte, noch immer, die Abschwörungsformel zu unterzeichnen, und sagte: „Man lege diesen Zettel der Kirche und den Geistlichen vor, in deren Hände man mich übergeben muß, und was sie mir rathen, will ich gern thun.“

Erard machte ihr hierauf die bestimtesten Hoffnungen, sie werde nach ihrem dringenden Wunsche aus dem englischen Gefängnisse befreit werden, und wiederholte dann drohend seine früheren Worte: „Wenn Du nicht unterzeichnest, so wirst Du verbrannt.“ Durch Hoffnung und Furcht

bewegt, antwortete Johanna: „So will ich lieber unterzeichnen, als verbrannt werden!“

Ob man der Jungfrau jene kurze sechszeilige Abschwörungsformel zum Unterzeichnen vorlegte, oder eine längere, welche der englische Geheimschreiber Callot im Ärmel versteckt hatte, mag zweifelhaft bleiben; gewiß führte Callot ihre Hand, damit sie ein Zeichen unter die Schrift mache, gewiß hat man ihr nie die lange, umständliche Formel vorgelesen, welche man später bekannt machte, und worin alle nichtswürdigen Beschuldigungen der zwölf Artikel als erwiesen aufgezählt sind. So wie man sich des Betrugs nicht schämte, so nahm man aus Furcht vor den Engländern keine Rücksicht auf ihre sehr wohl begründete Bedingung oder Bitte, aus dem englischen in ein geistliches Gefängniß gebracht zu werden, und beseitigte ihre nochmalige Berufung an den Papst durch die Bemerkung: dieser sei zu entfernt und der Gerichtshof zu jedem Spruche berechtigt.

Bei Gelegenheit des obigen Streits hatte der Bischof von Beauvais einem zürnenden Engländer geantwortet: „Ich muß mehr das Heil als den Tod der Angeklagten suchen!“ Diese Milde erhielt sogleich ihre nähere Erläuterung, als er der Jungfrau sagte: „Gehe hin in das ewige Gefängniß, damit Du bei dem Brode und Wasser der Betrübniß Deine Verbrechen beweinen und keine weiter begehen mögest.“ — Nochmals zeigte der Graf von Warwick seine Unzufriedenheit über diesen, das Leben der Jungfrau schonenden Ausgang, und schalt deshalb den Bischof nebst seinen Beisitzern, worauf einer der letzteren bedeutsam antwortete: „Sorget nicht, wir werden sie bald wieder ertappen.“

Als Johanna wider die ihr erregte Erwartung oder das ihr ausdrücklich gegebene Versprechen in ihr erstes Gefängniß zurückgebracht, mit früherer Grausamkeit und steigendem verdammlichen Uebermuth von den Wächtern behandelt wurde, als sie des großen Ansehens und Gewichts der sie belehrenden und verurtheilenden Männer gedachte, mag sie einen Augenblick lang an der Wahrheit und Unfehlbarkeit ihrer Stimmen und an ihrem Verufe selbst gezweifelt haben. Bald aber fand sich ihr alter Muth wieder ein, und mit demselben gleichfalls die Reue über ihr letztes Benehmen. Sie sprach, sich selbst anklagend: „Gott hat mich durch die heilige Katharina und Margaretha von dem großen Jammer benachrichtigt, daß

ich widerrief und mich zu Grunde richte, um mein Leben zu retten. Jene Formel verstand ich nicht, würde mich aber selbst verdammen, wenn ich sagte, daß Gott mich nicht gesandt hätte. Was ich etwa Unrechtes sprach oder that, geschah aus Furcht vor dem Feuertode.“

Von reuigen Stimmen und Klagen dieser Art nahmen ihre Wächter gar keine Kenntniß, vielmehr ging man darauf aus, die Jungfrau in kurzer Zeit gänzlich zu verderben. Als die im Bett Angeschmiedete zu den Wächtern sagte: „Löset meine Fesseln, daß ich aufstehen und mich anziehen kann“, nahmen sie die Frauenkleider hinweg und warfen ihr das Männerkleid hin, was sie früher getragen. Johanna sagte hierauf: „Ihr wißet, daß mir diese Tracht verboten ist, und ich werde sie gewiß nicht anlegen.“ Aber weit entfernt, diese Worte zu berücksichtigen, zwangen sie die Wächter durch ein fortgesetztes rohes Benehmen, welchem Johanna um jeden Preis entgegen wollte, das Bett zu verlassen und die Männerkleider doch wieder anzuziehen. — So erzählte Johanna den Hergang ihrem Beichtvater und selbst dem Bischof von Beauvais. Sie fügte hinzu: „Gegen Euer Versprechen habt Ihr mich wieder in das englische Gefängniß zurückgebracht, in Fesseln geschmiedet und mir verboten, Kirche und Messe zu besuchen. Ich will lieber sterben, als zeitlebens in Fesseln liegen und mich so mißhandeln zu lassen.“ Anstatt hierauf eine Untersuchung wider die frechen Soldaten und einen gleich frechen Befehlshaber einzuleiten, anstatt neue Versammlungen der Richter und Beisitzer zu berufen, ward Johanna (ob jenes ihr aufgezwungenen Kleiderwechsels) kurzweg erklärt für rückfällig, unverbesserlich, kegerisch, aller Gemeinschaft und Gnade unwürdig.

Als Ladvenu, ihr Beichtvater, ihr den Feuertod ankündigte, weinte sie bitterlich und rief: „So schrecklich und grausam will man mich behandeln! Lieber zehnmal köpfen, als einmal verbrennen!“ Dem Bischof von Beauvais sagte sie: „Bischof, ich sterbe durch Euch!“ — Er antwortete: „Johanna, Du mußt es in Geduld hinnehmen, denn Du hast Dein Versprechen nicht gehalten und bist zu den früheren Unthaten zurückgekehrt.“ — „Ach (fuhr Johanna fort), hättet Ihr mich in ein geistliches Gefängniß geführt und anständigen und würdigen Wächtern übergeben, so wäre das Alles nicht geschehen. Ich berufe mich von Euch auf Gott, den Rächer alles Unrechtes, das Ihr mir anthut.“ — In diesem bitteren Augenblicke

deutete sich Johanna die früher mißverständene Weissagung ihrer Stimmen in neuer, trostreicher Weise: „Du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden. Kümmere Dich nicht um Dein Märtyrertbum, Du wirst endlich eingehen in das Paradies!“

Am 30. Mai 1431 ward die kaum zwanzigjährige Johanna unter starker Bedeckung nach dem Richtplatze auf dem neuen Markt abgeführt. Mit lautem Rufe suchte Lohseleur, von Gewissensangst gepeinigt, bis zu ihrem Todeswagen vorzubringen, um seine Schuld zu bekennen, Johanna's Verzeihung zu erbitten und Zeugniß für sie abzulegen. Aber die Wachen trieben ihn zurück und er mußte aus der Stadt entfliehen, um sein Leben zu retten. Midy, der Verfasser der zwölf Anklagepunkte, predigte in heftigster Weise über die Worte Pauli: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ — ein Text, der sich so leicht für die Jungfrau deuten ließ. Nachdem hierauf Beauvais nicht die falsche Abschwörungsformel, sondern bloß das Verdammungsurtheil vorgelesen hatte, kniete Johanna nieder und betete so innig und feurig, daß die Umstehenden, ja sogar mehrere Richter und Prälaten, zu Thränen gerührt wurden. Nur die Häupter beharrten auf ihrem Vorsatze und sprachen: „Die Kirche kann Dich nicht mehr vertheidigen, gehe hin in Frieden! Wir übergeben Dich der weltlichen Macht und bitten diese, ihr Urtheil nicht auf Tod und Verstümmelung der Gliedmaßen zu richten.“

Diese scheinbar milden Worte enthielten in Wahrheit nur bitteren, frechen Spott; denn ohne irgend eine weitere Untersuchung oder Berücksichtigung befahl der erste weltliche Befehlshaber von Rouen dem Scharfrichter, seine Pflicht zu thun. Jetzt setzte man der Jungfrau eine Mütze auf mit der Inschrift: „Kegerin, rückfällig, abtrünnig, götzdienerisch.“ Auf einer zur Seite stehenden Tafel hieß es: „Johanna, welche sich die Jungfrau nennen läßt, ist eine Lügnerin, des Volkes Betrügerin, gefährlich, abergläubig, Gott lästernd, irrgläubig, götzdienerisch, grausam, Ueberlich, des Teufels Verbündete, schismatisch und kegerisch.“

Während all' dieser Greuel zeigte Johanna weder unempfindliche Kälte, noch fassunglose Verzweiflung, sondern neben edlem Muthе auch edles Gefühl, neben dem Bewußtsein der Unschuld auch das der Sündhaftigkeit aller Menschen, und während sie das furchtbarste Unrecht erlitt, bat

sie Alle um Verzeihung, die sie etwa verletzt habe. Nachdem sie mit ihrem Reichtvater Ladvenu den Holzstoß bestiegen, forderte sie ein Kreuz, und aus zwei Stöcklein bildete es einer der Umstehenden. Sie verbarg es auf ihrem Herzen, und ein zweites ward aus der Kirche St. Sauteur geholt und ihr nach ihrem Wunsche von Ladvenu vorgehalten. Als dieser im Eifer, seine Pflicht zu erfüllen, dem Feuer zu nahe kam, warnte ihn Johanna; hierauf betete sie von Neuem, bis die Flammen über sie zusammenschlugen. Der Name des Erlösers war ihr letztes Wort, dann neigte sie ihr Haupt und starb.

Gleich nachher kam der Scharfrichter voller Schrecken zu Ladvenu und sagte: „Ich werde von Gott keine Verzeihung erlangen für das, was ich an dieser Frau gethan habe.“ — Johann l'Épee, ein Stiftsherr von Rouen, rief aus: „Näme meine Seele doch an den Ort, wo die Johanna's ist.“ — Johann Tressart, ein Geheimschreiber des Königs von England, weinte bitterlich und sagte: „Wir sind Alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt, deren Seele in Gottes Hand ruht.“ — Ein Engländer, der in seinem Zorn selbst Holz zum Scheiterhaufen tragen wollte, ward so gerührt, daß er (als Johanna sterbend Jesu Namen rief) in Ohnmacht fiel, sie nachher für eine Heilige erklärte und behauptete, eine weiße Taube sei aus den Flammen emporgestiegen. — Nur Einzelne beharrten in wilder Freude, daß die Hege ihre verdiente Strafe empfangen habe, und ihre Asche wurde in die Seine gestreut, damit sie kein Gegenstand der Verehrung werde.

Ein Schreiben des Königs von England an Kaiser, Könige, Fürsten und Cardinäle, zur Rechtfertigung und Anpreisung des gegen Johanna beobachteten Verfahrens, machte wenig Eindruck; wogegen in den Jahren 1449, 1452 und 1455 ein dreifacher Rechtfertigungsprozeß hauptsächlich von der Mutter und den Verwandten Johanna's, von mehreren Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten, Inquisitoren, Aebten und Doctoren mit päpstlicher Erlaubniß geführt und alles bereits Erzählte durch 144 Zeugen erhärtet wurde.

An der Stelle, wo Johanna starb, ward eine Bußpredigt gehalten, und der erste Spruch der angeblich unfehlbaren Kirche von dem neuen

kirchlichen Gerichte unter genauer Angabe der Gründe verworfen, als betrügerisch, lügnerisch, verleumderisch, arglistig, böshaft und schändlich.

Unparteiische Forschung bestätigt diesen Ausspruch und zeigt, daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht (wie so oft) verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen.

Auch die englische Nation hat später durch einen ihrer berühmtesten Geschichtschreiber, David Hume, dem Andenken Johanna's Gerechtigkeit widerfahren lassen: er nennt sie eine bewunderungswürdige Heldin, welcher der edelmüthigere Aberglaube des Alterthums Altäre errichtet haben würde.

VIII.

Die Einführung der Inquisition in Spanien.



Die Kreuzzüge gegen die kezerischen Albigenfer, die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts so heftig in den südlichen Landschaften Frankreichs wütheten, deren Bewohner ausrotteten und die schönen Blüthen der Bildung zerstörten, die nach dem langen Winter der Lehnsherrschaft emporgekeimt waren, öffneten der Inquisition den Weg, und auf den Trümmern dieses einst so glücklichen Landes war es, wo die blutigen Altäre dieses Gerichtshofes zuerst errichtet wurden.

Nach verschiedenen Abänderungen wurde das Amt, die Kezerei zu entdecken und zu bestrafen, ausschließlich den Dominikanermönchen übertragen, und 1233 unter der Herrschaft Ludwigs des Heiligen und der päpstlichen Regierung Gregor's IX. wurde endlich ein Gesetzbuch zur Richtschnur ihres Verfahrens entworfen. Nachdem der Gerichtshof nach und nach in Deutschland und Italien Eingang gefunden, wurde er in Arragonien eingeführt, wo im Jahre 1242 noch mehrere von der Rathsverammlung von Tarragona getroffene Anordnungen auf den Grund derjenigen von 1233 hinzukamen, die man eigentlich als die ursprünglichen Verhaltensregeln des Heiligen Amtes in Spanien betrachten kann.

Diese alte Inquisition, wie sie genannt wird, hatte die nämlichen

gehässigen Eigenthümlichkeiten in ihren Grundzügen, wie die neuere; dieselbe undurchbringliche Heimlichkeit in ihrem Verfahren, dieselben hinterlistigen Arten der Anklagen, eine Anwendung der Folter und ähnliche Strafen für den Missethäter. Eine Art von Handbuch, verfaßt von Cymeric, einem aragonesischen Kegerrichter aus dem vierzehnten Jahrhundert, zur Unterweisung der Richter des Heiligen Amtes, schreibt alle diese Formen zweideutiger Verhörfragen vor, durch welche man das unvorbereitete und vielleicht unschuldige Schlachtopfer überlisten könne. Eine davon möge hinreichen, den Geist des Ganzen zu zeigen. „Wenn der Inquisitor Gelegenheit dazu hat, soll er es so einrichten, den Gefangenen mit irgend einem seiner Mitschuldigen oder einem andern bekehrten Keger in's Gespräch zu bringen, der vorgeben muß, daß er noch bei seiner Kekerie beharre, indem er ihm sagt, er habe nur deshalb abgeschworen, um durch Täuschung des Kegerrichters der Strafe zu entgehen. Nachdem er so sein Vertrauen gewonnen, soll er an irgend einem folgenden Tage, nach dem Mittagessen, in seinen Kerker gehen, sich mit ihm bis zur Nachtzeit unterhalten, und unter dem Vorwande, es sei ihm zu spät nach Hause zurückzukehren, bei ihm bleiben. Alsdann soll er den Gefangenen bewegen, ihm alle seine bisherigen Lebensbegebenheiten zu erzählen, nachdem er ihm seine eigenen mitgetheilt, und während dessen sollen sowohl geheime Rundschafter, wie ein beglaubigter Beamter, vor die Thüre gestellt werden, um zu bezeugen, was innerhalb gesprochen wird.“

Die Grundsätze, worauf die alte Inquisition beruhte, sind der Gerechtigkeit nicht weniger widerstrebend als die, wonach die neuere sich richtete, obgleich die erstere allerdings viel weniger weitläufig in ihrer Wirksamkeit gewesen ist. Der Arm der Verfolgung traf indeß, besonders im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, schwer genug die unglücklichen Albigenser, die wegen ihrer Nähe von Aragonien und der Provence und wegen ihrer politischen Beziehungen zu diesen Ländern, in dem erstern Königreiche zahlreich geworden waren. Die Verfolgung scheint sich indeß besonders auf diese unglückliche Sekte beschränkt zu haben, und es liegt kein Beweis vor, daß das Heilige Amt, ungeachtet der päpstlichen hierauf bezüglichen Breves, in Aragonien vor der Regierung Isabella's völlig eingerichtet worden sei. Vielleicht kann dieß der geringen Anzahl von Kekern in diesem Kö-

nigreiche zugeschrieben werden. Auf keine Weise ist die Lauigkeit seiner Herrscher daran schuld gewesen; da sie, von der Zeit des heiligen Ferdinand an, der eigenhändig Reißbündel zu dem brennenden Scheiterhaufen trug, bis zu der von Johann II., dem Vater Isabella's, der auf die unglücklichen Ketzer von Biscaya, wie auf wilde Thiere in den Bergen Jagd machte, von jeher einen lebendigen Eifer für die Rechtgläubigkeit an den Tag gelegt haben.

Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wurde die Ketzerei der Albigenser fast ganz durch die Inquisition von Aragonien vertilgt, so daß man dieses höllische Werkzeug aus Mangel an Feuerung ungestört vielleicht hätte ruhen lassen, hätte man nicht neuen und reichhaltigen Stoff dazu in dem unglückseligen Geschlechte Israels entdeckt. Da dieses Volk in Spanien zu vielleicht größerer Bedeutung als in irgend einem andern Theile von Europa gelangte, und da die Angriffe der Inquisition während der Regierung Ferdinand's und Isabella's hauptsächlich gegen dasselbe gerichtet waren, so wird es angemessen sein, seine vorhergehende Geschichte in der Halbinsel kurz zu betrachten.

Unter dem westgothischen Reiche vermehrten sich die Juden im Lande sehr stark, und man ließ sie zu beträchtlicher Macht und großem Reichthum gelangen. Doch kaum hatten ihre arianischen Herren den rechten Glauben angenommen, als sie anfangen, ihren Eifer dadurch zu beweisen, daß sie gegen die Juden die unbarmherzigsten Verfolgungstürme losließen. Eines ihrer Gesetze verurtheilte das ganze Geschlecht zur Sklaverei.

Nach dem Einfalle der Sarazenen, welchen erleichtert zu haben man die Juden vielleicht mit Recht beschuldigt, lebten sie in den eroberten Städten, sammelten, von den Arabern wie Stammgenossen behandelt, nicht nur Reichthum, sondern stiegen auch allmählig zu den höchsten bürgerlichen Würden empor und machten große Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft. Die Schulen von Cordova, Toledo, Barcelona und Granada waren mit Schülern angefüllt, die mit den Arabern darin wetteiferten, die Flamme der Gelehrsamkeit in der tiefen Finsterniß des Mittelalters lebendig zu erhalten.

Sie bereiften alle Theile der bekannten Welt und sammelten Reisebeschreibungen, die sich in späteren Zeiten von großem Nutzen erwiesen;

sie brachten Schätze von fremden Pflanzen und morgenländischen Specereien mit nach Hause, die wichtige Beiträge zu den heimischen Heilmittellehren lieferten.

In der Ausübung der Arzneikunst wurden sie so geschickt, daß sie dieselbe gewissermaßen für sich in Beschlag nahmen. Sie machten große Fortschritte in der Mathematik und besonders in der Sternkunde, während sie in der Ausübung der schönen Wissenschaften den alten Ruhm der hebräischen Muse erneuerten.

Dieses war in der That das goldene Zeitalter der neueren jüdischen Literatur, die unter dem spanischen Kalifen eines so wohlthätigen Schutzes genoß, wenn sie auch zuweilen von den Launen der Gewalttherrschaft gestört wurde, daß sie zu einer schöneren Blüthe und einer vollständigeren Entwicklung im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert gelangte, als sie in irgend einem andern Theile der Christenheit erreicht hat.

Die alten Castilianer aus dem nämlichen Zeitraume, die von ihren gothischen Vorfahren sehr verschieden waren, scheinen den Juden einige Achtung erwiesen zu haben, die ihnen die höhere Bildung der spanischen Araber abnöthigte. Wir finden, daß ausgezeichnete Juden sich an den Höfen der christlichen Fürsten aufhielten, deren Studien sie leiteten, die sie als Aerzte bedienten, und noch häufiger, deren Geldangelegenheiten sie besorgten. Zu dem letzteren Geschäft scheinen sie eine natürliche Anlage gehabt zu haben; und allerdings erlangten sie eine große Gewandtheit in politischen und Handelsangelegenheiten durch den Briefwechsel, worin sie mit den verschiedenen europäischen Ländern vermittelt ihrer Landsleute standen; diese waren die Mäkler fast aller Völker, unter denen sie im Mittelalter zerstreut waren. Wir treffen jüdische Gelehrte und Staatsmänner angestellt an den Höfen von Alfons X., Alfons XI., Peter dem Grausamen, Heinrich II. und anderen Fürsten. Ihre Kenntniß von der Sternkunde empfahl sie besonders bei Alfons dem Weisen, der sich ihrer zur Anfertigung seiner berühmten Sterntafeln bediente. Jakob I. von Aragonien ließ sich herab, von ihnen Unterricht in der Sittenlehre zu nehmen, und im funfzehnten Jahrhundert finden wir, daß Johann II. von Castilien sich eines jüdischen Schreibers bei der Abfassung eines Volksgesangbuches bediente.

Doch all diese königliche Günst war unzureichend, den Juden Schutz zu gewähren, als ihr blühender Vermögenszustand hoch genug gestiegen war, um den Neid des Volkes zu erregen, der noch vergrößert wurde durch den prahlerischen Aufwand der Juden in Kleidung, Wagen und Pferden.

Man erzählte sich Geschichten von ihrer Verachtung des katholischen Gottesdienstes, von ihrer Entweihung der heiligsten Sinnbilder desselben, und von ihrer Kreuzigung oder anderweitigen Opferung christlicher Kinder zur Feier ihres Ostersfestes.

Neben diesen tollen Verläumdungen wurden die wahrscheinlichsten Beschuldigungen von Wucher und Erpressungen angelegentlich gegen sie vorgebracht, bis zuletzt, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, der glaubenswüthige Pöbel, auf mancherlei Weise von der nicht weniger wüthenden Geistlichkeit aufgeregt, vielleicht auch von der nicht geringen Anzahl von Schuldnern der Juden aufgemuntert, die darin eine bequeme Art, ihre Rechnungen abzuschließen, sahen, dieses unglückliche Volk in Castilien und Aragonien aufs Heftigste angriff. Man brach in ihre Häuser ein, drang mit Gewalt in ihre geheimsten heiligen Stätten, streute ihre kostbarsten Sammlungen und Geräthe umher, und beschloß, die unglücklichen Eigenthümer, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, zu ermorden. Im Jahre 1391 wurden 5000 Juden der Volkswuth geopfert; ungefähr 60 Jahre früher kamen in Navarra aus dem nämlichen Grunde nicht weniger als 10,000 um's Leben.

In diesem entscheidenden Augenblick blieb den Juden kein anderes Mittel, als sich wirklich oder scheinbar zum Christenthum zu bekehren. St. Vincenz Ferreri, ein Dominikaner aus Valencia, bewirkte zur Förderung dieser Absicht eine so große Menge Wunder, daß sie den Neid aller Heiligen im Kalender erregen konnten, und durch diese Wunder soll er, mit Hilfe seiner Ueberredungskunst, die Herzen von nicht weniger als fünfundsreiszig Tausend vom Stamme Israel bekehrt haben!

Die gesetzlichen Bestimmungen dieser Zeit, und noch mehr die unter Johann II., in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, waren ungewöhnlich streng gegen die Juden. Es war ihnen verboten, sich freiwillig mit Juden zu vermählen, und diejenigen Gewerbe zu treiben, zu denen sie am meisten geeignet waren. Die Gewerbe der Weingärtner,

Spezereihändler, Weinschänker und besonders das der Apotheker, Aerzte und Ammen war ihnen untersagt. Sie durften nur in ihnen bestimmt angewiesenen beschränkten Theilen der Städte wohnen, worin sie sich aufhielten; sie mußten nicht nur ihrem gewöhnlichen Aufwand in Schmuß und Kleidung entsagen, sondern wurden auch dem öffentlichen Spott preisgegeben, wie z. B. durch gewisse eigenthümliche Zeichen und Merkmale, die auf ihre Kleider gestickt waren.

So war die Lage der spanischen Juden bei der Thronbesteigung Ferdinand's und Isabella's. Die „neuen Christen“ oder „Bekehrten“, wie diejenigen genannt wurden, die dem Glauben ihrer Väter entsagt hatten, wurden zuweilen zu hohen geistlichen Würden erhoben, denen sie durch ihre Redlichkeit und Gelehrsamkeit Ehre machten. Man übertrug ihnen städtische Aemter in den verschiedenen Städten Castiliens, und da ihr Reichthum ein unfehlbares Mittel war, durch Heirathen die gesunkenen Vermögensumstände des Adels wieder aufzurichten, gab es kaum eine vornehme Familie im Lande, deren Blutsverwandtschaft mit Juden sich nicht hätte nachweisen lassen, ein Schandfleck, von dem zu reinigen keine Zeit für hinreichend gehalten wurde.

Ungeachtet des Anscheins von Wohlergehen war die Lage der bekehrten Juden weit davon entfernt, eine sichere zu sein; und da die Aufgabe der Verstellung eine zu schwierige war, um fortwährend ertragen zu werden, wurden sie allmählig weniger vorsichtig und bekamen das ärgerliche Ansehen von Abtrünnigen, die wieder umkehrten, um sich im alten Schlamme des Judenthums zu wälzen. Die Geistlichen, namentlich die Dominikaner, die den feinen Geruch für Ketzerei von ihrem darin ausgezeichneten Stifter geerbt zu haben schienen, säumten nicht, Lärm zu schlagen, und der abergläubige Pöbel, der im Namen der Religion leicht zu Gewaltthaten hinzureißen war, fing an, die unruhigste Bewegung zu zeigen, und den Versuch, sie zu Jaen zu unterdrücken, mußte der Constabel von Castilien, ein Jahr vor der Thronbesteigung Isabella's, wirklich mit seinem Leben büßen. Nach dieser Zeit wurden die Klagen über die jüdische Ketzerei noch lauter, und der Thron wurde wiederholt mit Gesuchen belästigt, wirksame Mittel zur Ausrottung derselben zu erfinden (1478).

Ein Abschnitt in dem Zeitbuche des Pfarrers von Los Palacios, der

zu der Zeit in Andalusien lebte, wo die Juden am häufigsten gewesen zu sein scheinen, wirft ein helles Licht auf die wahren sowohl, wie auf die angeblichen Gründe zu ihrer nachherigen Verfolgung. „Dies verwünschte Geschlecht, sagt er von den Israeliten, weigerte sich entweder, seine Kinder zur Taufe zu bringen, oder wenn sie es thaten, wuschen sie den Fleck wieder ab, wenn sie nach Hause kamen. Sie bereiteten ihre Fleischspeisen oder anderen Gerichte mit Del statt mit Speck, enthielten sich des Schweinefleisches, feierten ihr Osterfest, aßen Fleisch in der Fastenzeit, sandten Del nach ihren Bethäusern, um die Lampen darin zu füllen, und beobachteten noch andere abscheuliche Gebräuche ihrer Religion. Sie bezeigten keine Achtung vor dem Mönchsleben und entweihten häufig die Heiligkeit von Andachtshäusern, indem sie die Bewohner derselben mit Gewalt oder durch Verführung daraus entfernten. Sie waren ein außerordentlich kluges und ehrgeiziges Volk, das sich die einträglichsten städtischen Aemter anzueignen wußte, und zogen es vor, ihren Unterhalt durch den Handel zu erwerben, der ihnen ungeheuer viel einbrachte, als durch Händearbeit und Handwerkskünste. Sie betrachteten sich als in den Händen der Aegyptier, die zu betrügen und zu bestehlen ein Verdienst war. Durch ihre schändlichen Kunstgriffe sammelten sie sich große Reichthümer, und durch diese gelang es ihnen, oft in adelige Familien zu heirathen.“

Es ist leicht begreiflich, daß bei diesem Gemische von Leichtgläubigkeit und Aberglauben sich bei den Castilianern ein geheimer Neid wegen der größern Geschicklichkeit und Betriebsamkeit, sowie wegen des daraus erwachsenden größern Reichthums ihrer jüdischen Landesgenossen erhalten mußte; auch darf man wohl dem Argwohn Raum geben, daß der Eifer der Rechtgläubigsten durch weltliche Beweggründe bedeutend geschärft wurde.

Dem sei nun wie ihm wolle, das Geschrei über die jüdischen Greuel wurde jetzt allgemein. Unter denen, die es am lautesten erhoben, waren Alfonso de Njeda, ein Dominikaner, Prior des Klosters St. Paul zu Sevilla, und Diego de Merlo, Gerichtsbeisitzer dieser Stadt. Nachdem diese Menschen die beiden Herrscher gegen die beunruhigende Verbreitung des jüdischen Ahsatzes in Andalusien aufgebracht hatten, verlangten sie laut als einziges Mittel zur Heilung desselben die Einführung des Heili-

gen Amtes. Hierin wurden sie von Nicolo Franco, dem damaligen päpstlichen Nuntius am castilianischen Hofe, kräftig unterstützt. Ferdinand lieb einem Plane wohlgefällig sein Ohr, der eine reiche Einnahmequelle erwarten ließ durch die damit in Verbindung stehenden Vermögenseinziehungen. Doch nicht so leicht war es, Isabella's Widerwillen gegen Maßregeln zu überwinden, die dem natürlichen Wohlwollen und dem Edelmuth ihres Charakters widerstrebten. Ihre Bedenken waren indeß mehr auf Gefühl als auf Vernunft begründet, deren Stimme in Glaubenssachen zu jener Zeit wenig berücksichtigt ward, wo der gefährliche Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel“, allgemein angenommen war, und wo unterrichtete Gottesgelehrte ernstlich darüber stritten, ob es erlaubt sei, mit den Ungläubigen Frieden zu schließen, ja selbst ob ihnen gegebene Versprechungen für Christen bindend seien.

Isabella's erster Sinn sowohl, wie ihre frühere Erziehung, machten sie religiösen Einflüssen von selbst zugänglich. Ungeachtet der Unabhängigkeit, die sie in allen weltlichen Angelegenheiten zeigte, bekundete sie doch in geistlichen überall die größte Demuth, und pflichtete in Allem, was sie für höhere Einsicht oder Heiligkeit hielt, ihren geistlichen Rätthen uur allzu unbedingt bei. Ein Beispiel von dieser Demuth verdient erzählt zu werden. Als Fray Fernando de Talavera, später Erzbischof von Granada, der zum Beichtvater der Königin ernannt worden war, in dieser Eigenschaft zum erstenmale zu ihr kam, blieb er sitzen, nachdem sie schon niedergekniet war, um zu beichten, was sie zu der Bemerkung veranlaßte: „es sei gebräuchlich, daß beide knieten“, worauf der Priester erwiderte: Nein, dies ist Gottes Richterstuhl; ich handle hier als sein Diener, und es ist daher passend, daß ich meinen Sitz behalte, während Ihre Hoheit vor mir knien.“ Isabella, weit entfernt, das anmaßende Benehmen des Geistlichen übel zu nehmen, fügte sich in aller Demuth, und man hörte sie später sagen: „dies ist ein Beichtvater, wie ich ihn brauche.“

Wohl würde dem Lande geworden sein, wenn das Gewissen der Königin immer der Sorge von Menschen von so musterhafter Frömmigkeit, wie Talavera, anvertraut gewesen wäre. Unglücklicherweise war dieses Amt in ihrem früheren Alter, bei Lebzeiten ihres Bruders Heinrich, einem Dominikanermönch, Thomas de Torquemada, übertragen, der aus Altcasti-

lien gebürtig, nachher zum Range eines Priors von Santa Cruz in Segovia stieg, und wegen der bedeutenden Rolle, die er im Trauerspiele der Inquisition spielte, sich zu schmähhcher Unsterblichkeit verurtheilt hat. Dieser Mann, der unter seinem Mönchsgewande mehr Stolz verberg, als ein ganzes Kloster seines Ordens aufzuweisen gehabt hätte, war einer von jener Klasse, bei denen Glaubenseifer für Religion gilt, und die diesen Eifer durch wüthende Verfolgung Derjenigen offenbaren, deren Glaube von dem ihrigen abweicht; die sich für ihre Enthaltbarkeit von sinnlichen Genüssen dadurch entschädigen, daß sie jenen tödtlichen Lastern des Herzens, als: Stolz, Frömmelci und Unbulsbarkeit, den Zügel schießen lassen. Dieser Mensch hatte eifrig dahin gearbeitet, Isabella's jungem Gemüthe, auf welches seine Stellung, als ihr Beichtvater, ihm einen so bereitwilligen Zutrit verstattete, den nämlichen Geist der Glaubenswuth einzuhauhen, der in seinem eigenen flammte. Doch fand derselbe glücklicherweise eine Gegenwirkung in ihrem gesunden Menschenverstande und in ihrer natürlichen Herzengüte. Torquemada trieb sie zu dem Versprechen, oder, wie Einige behaupten, erpreßte ein solches von ihr, daß, „wenn sie jemals zum Throne gelangte, sie sich der Ausrottung der Ketzerei, zum Ruhme Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens weihen wolle.“

Jetzt war die Zeit gekommen, wo dieses unselige Versprechen erfüllt werden sollte.

Erst nachdem die Königin die wiederholten dringenden Anliegen der Geistlichkeit, besonders aber die der ehrwürdigen Herren, denen sie am meisten vertraute, erduldet hatte, die noch durch die Gründe Ferdinands unterstützt wurden, willigte sie ein, beim Papst um eine Bulle zur Einführung des Heiligen Amtes in Castilien nachzusuchen. Sixtus VI., der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, erkannte bald, wie sehr diese Maßregeln zu Quellen des Reichthums und Einflusses für den römischen Hof werden könnten, gewährte bereitwillig das Verlangen der Herrscher und erließ eine Bulle vom 1. November 1478, wodurch er sie ermächtigte, zwei oder drei geistliche Inquisitoren zur Entdeckung und Unterdrückung der Ketzerei in ihren Landen anzustellen.

Da der Königin indeß immer noch Gewaltmaßregeln zuwider waren, schob sie die Ausführung der Verordnung noch auf, bis erst ein milderer

Weg versucht worden war. Auf ihren Befehl verfertigte daher der Erzbischof von Sevilla, Cardinal Mendoza, einen Katechismus, der die verschiedenen Punkte des katholischen Glaubens darstellte, und wies die Geistlichkeit in seinem ganzen Kirchsprengel an, keine Mühe zu scheuen, um die in Finsterniß versunkenen Israeliten durch freundliche Ermahnung und klare Auseinandersetzung der wahren Grundsätze des Christenthums aufzuklären.

Ob man damit nach dem Geiste dieser Befehle mitten unter der damals herrschenden Aufregung einverstanden war, mag wohl mit Recht bezweifelt werden. So viel ist aber ziemlich gewiß, daß der zwei Jahre später von einem Ausschuß von Geistlichen, dem Alfons von Djeda vorstand, abgestattete Bericht über den Fortschritt der Bekehrung ungünstig für die Juden ausfallen mußte.

In Folge dieses Berichts wurden die päpstlichen Beschlüsse in Kraft gesetzt durch die am 17. September 1480 erfolgte Ernennung von zwei Dominikanermönchen zu Inquisitoren, mit noch zwei anderen Geistlichen, dem einen als Beisitzer und dem andern als bevollmächtigten Schatzmeister, mit der Anweisung, sofort nach Sevilla zu gehen und ihre Amtsverrichtungen zu beginnen. Auch wurden an alle Stadtbehörden Befehle erlassen, den Kegerrichtern jeden möglichen Beistand zu leisten. Doch die neue Einrichtung, die nachher der elende Stolz der Castilianer wurde, war ihnen bei ihrer Entstehung so zuwider, daß sie den Beamten derselben jede Mitwirkung verweigerten und so viele Verzögerungen und Hindernisse in den Weg legten, daß sie in Andalusien in den ersten Jahren eigentlich nur in den der Krone gehörenden Ortschaften Wurzel faßte.

Am 2. Januar 1481 begann der Gerichtshof seine Thätigkeit durch Erlassung einer Verordnung, auf welche mehrere andere folgten, wodurch Jedermann aufgefordert wurde, bei Aufgreifung und Anklage aller derjenigen behülflich zu sein, die ihm als der Ketzerei schuldig oder verdächtig schienen, wobei man denjenigen das täuschende Versprechen der Vergebung vorpiegelte, die ihre Irrthümer innerhalb einer bestimmten Zeit eingestehen würden. Da man zu jeder Art von Anklage, selbst mit Verschweigung des Namens, aufforderte, vermehrte sich die Zahl der Schlachtopfer so schnell, daß der Gerichtshof nöthig fand, seinen Sitz aus dem Kloster von Sanct

Paul, innerhalb der Stadt, nach der geräumigen Festung von Triana, in der Vorstadt, zu verlegen.

Die mutmaßlichen Beweise, die zur Beschuldigung des Judenthums gegen die Angeklagten angenommen wurden, sind so sonderbarer Art, daß einige derselben angeführt zu werden verdienen. Für eine große Wahrscheinlichkeit der Thatfache wurde angenommen, wenn der Gefangene bessere Kleider oder reinere Wäsche am jüdischen Sabbath als an andern Tagen der Woche trug; wenn er am Abend vorher kein Feuer bei sich im Hause hatte; wenn er mit Juden bei Tische saß oder Fleisch von Thieren aß, die von ihnen eigenhändig geschlachtet waren, oder ein gewisses Getränk trank, das von ihnen sehr geschätzt war; wenn er einen Leichnam mit warmem Wasser wusch oder ihn sterbend mit dem Gesicht gegen die Wandkehrte, oder endlich, wenn er seinen Kindern hebräische Namen gab — eine wunderbarlich grausame Annahme, da es ihm durch ein Gesetz Heinrich's II. bei strenger Strafe verboten war, ihnen christliche Namen zu geben. Es muß ihm schwer gewesen sein, sich aus den Bindungen dieses Widerspruchs zu ziehen.

Dies sind einige wenige von den Umständen, theilweise ihrer Natur nach rein zufällig, theilweise die Frucht früherer, und auch nach einer aufrichtigen Bekehrung zum Christenthum vielleicht beibehaltener Gewohnheiten, alle aber unerheblich, aus denen die peinliche Anklage hergeleitet und worauf sie als begründet angenommen wurde.

Die Regerrichter wendeten das listige und ungerade Verfahren des alten Gerichtshofes an und gingen mit einer Eile zu Werke, welche zeigt, daß sie selbst vor der gerichtlichen Form, die sie zur Schau trugen, wenig Achtung hegten. Am 6. Januar wurden 6 überführte Missethäter an den Galgen geknüpft, 17 andere wurden im März und eine noch größere Anzahl im folgenden Monat hingerichtet, und bis zum 4. November desselben Jahres waren nicht weniger als 289 in den Autodafes zu Sevilla geopfert worden. Außer diesen wurden die modernden Gebeine einiger, die erst nach ihrem Tode vor Gericht gestellt und überführt worden waren, mit händengleicher Wuth aus ihren Gräbern gerissen, womit sich kein anderes Gericht, weder christliches noch heidnisches, geschändet hat, und zum gemeinschaftlichen Scheiterhaufen verurtheilt. Dieser wurde auf einem ge-

räumigen Steingerüst in der Vorstadt aufgerichtet, an dessen vier Ecken die Bildsäulen von vier Propheten befestigt waren, und die unglücklichen Schlachtopfer daran festgebunden.

Mehrere der Ueberführten waren Leute, die wegen ihrer Kenntnisse und Rechtlichkeit Achtung verdienten, und unter diesen nennt man drei Geistliche neben Anderen, die hohe richterliche oder obrigkeitliche Aemter bekleideten.

Man bemerkte, daß das Schwert der Gerechtigkeit besonders die Reichen traf, denen man in Zeiten der Aechterklärung am schwersten verzeiht.

Die Pest, welche Sevilla in diesem Jahre verwüstete und 15,000 Einwohner dahinnraffte, als wollte der Himmel dadurch seinen Zorn über diese Abscheulichkeiten offenbaren, lähmte den Arm der Inquisition nicht einen Augenblick, sondern diese setzte, nach Aracena übersiedelnd, ihre Thätigkeit eben so unermüdet fort, wie vorher. Aehnliche Verfolgungen fanden in anderen Theilen der Landschaft Andalusien statt, so daß innerhalb des nämlichen Jahres 1481 die Zahl der Dulder geschätzt wurde auf 2000 lebendig, eine noch größere Zahl im Bilde Verbrannter, und 17,000 „Verföhnter“, ein Ausdruck, der nicht so verstanden werden muß, als bedeute er eine Verzeihung oder allgemeine Vergebung, sondern nur die Aenderung der Todesstrafe in geringere Strafen, als Geldbußen, bürgerlichen Tod, gänzliche Einziehung des Eigenthums und nicht selten lebenslängliches Gefängniß.

Die Juden waren bestürzt über den Blitz, der sie so unerwartet getroffen hatte. Einigen gelang es, nach Granada, Anderen nach Frankreich, Deutschland oder Italien zu entfliehen, wo sie gegen die Entscheidungen des Heiligen Amtes beim Papste Berufung einlegten.

Sixtus IV. tadelte den ungemäßigten Eifer der Ketzerichter und drohte ihnen selbst mit Absetzung; doch waren diese Gefühle dem Anschein nach nur vorübergehend, denn im Jahre 1483 finden wir, daß der nämliche Papst die Bedenken Isabella's wegen Aneignung des eingezogenen Eigenthums beschwichtigte und beide Herrscher aufmunterte, in dem großen Werke der Reinigung fortzufahren, indem er sich verwegen auf das Beispiel Jesu Christi bezieht, der, wie er sagte, sein Reich auf Erden durch Zerstörung des Götzendienstes befestigte, und schließlich schreibt er ihre Erfolge in dem

maurischen Kriege, in welchem sie eben begriffen waren, ihrem Eifer für den Glauben zu und verheißt ihnen ähnliche für die Folge. Im Laufe desselben Jahres erließ er zwei Breves, wodurch er Thomas de Torquemada zum Großinquisitor von Castilien und Aragonien ernannte und ihn mit unumschränkter Vollmacht versah, eine neue Verfassung für das Heilige Amt zu stiften (2. August und 17. October 1483). Dies war die Entstehung jenes schrecklichen Gerichtshofes der spanischen oder neueren Inquisition, die drei Jahrhunderte hindurch ihre eiserne Gewalt über die Länder von Spanien und Portugal ausgedehnt hat.

Die Grundsätze, wonach sich ihr Verfahren richtete, ergeben sich theils aus dem unter Torquemada zusammengestellten Gesetzbuche, theils aus dem Rechtsverfahren, welches während seiner Oberherrschaft von den verschiedenen, bis auf dreizehn angewachsenen Gerichtshöfen beobachtet wurde.

Es wurden jährlich an den ersten beiden Sonntagen der Fastenzeit Befehle in allen Kirchen verlesen, welche es Jedem zur heiligsten Pflicht machten, der einen Andern als Ketzer kannte oder als solchen in Verdacht hatte, eine Klage gegen ihn bei dem Heiligen Amte einzuleiten, und die Priester waren angewiesen, Denjenigen den Sündenablaß zu verweigern, welche Anstand nahmen, diesem Folge zu leisten, wenn etwa die verdächtige Person ihnen auch als Vater, Mutter, Kind, Ehemann oder Gattin verwandt wäre. Alle Anklagen, mit oder ohne Namensunterschrift, wurden angenommen, nur war es erforderlich, die Namen der Zeugen anzugeben, deren Aussage von einem Geheimschreiber niedergeschrieben und ihnen nachher vorgelesen wurde, und die sie selten zu bestätigen ermangelten, wenn die Unrichtigkeiten nicht gerade so auffallend waren, daß sie sich ihrer Aufmerksamkeit mit Gewalt aufdrängten. Die Zeugen wurden in so allgemeinen Ausdrücken befragt, daß man sie über die eigentliche Sache, worüber man ihr Zeugniß verlangte, in Unwissenheit erhielt. So wurden sie z. B. gefragt, „ob sie wüßten, daß irgend etwas gegen den katholischen Glauben oder gegen die Zwecke des Gerichtshofes gethan oder gesagt worden sei.“

Der Angeklagte, dessen geheimnißvolles Verschwinden vielleicht der einzige öffentliche Beweis für seine Gefangennehmung war, wurde unterdeß in die geheimen Gemächer der Inquisition gebracht, wo ihm aller Verkehr mit Menschen sorgfältig abgeschnitten war, ausgenommen der mit einem

Priester der römischen Kirche und seinem Kerkermeister, welche beide man als die geheimen Rundschafter des Gerichtshofes betrachten konnte. In dieser trostlosen Lage wurde der Unglückliche, getrennt von aller äußeren Verbindung, jeder aufrichtenden Theilnahme und Stütze beraubt, für einige Zeit in Unkenntniß selbst von der Art der gegen ihn angebrachten Beschuldigung gehalten, und endlich erhielt er statt der eigentlichen Klageschrift nur Auszüge von den Aussagen der Zeugen, die so sorgfältig gesichtet waren, daß sie jeden möglichen Leitfaden zur Entdeckung ihres Namens und Standes verbargen. Mit noch größerer Unredlichkeit wurde niemals irgend ein Zeugniß erwähnt, das im Laufe der Untersuchung sich zu seinen Gunsten hatte vernehmen lassen. Es war ihm allerdings erlaubt, sich einen Sachwalter aus einer ihm von seinen Richtern vorgelegten Liste zu wählen; doch diese Erlaubniß nutzte wenig, da es beiden Theilen nicht gestattet war, sich zu besprechen, und dem Sachwalter keine anderen Quellen zur Einsicht angegeben wurden, als die man seinem Schutzgenossen eröffnet hatte. Die Ungerechtigkeit dieser Verfahrensart steigerte sich noch mehr dadurch, daß jede Abweichung in den Angaben der Zeugen zu einer besonderen Anklage gegen den Gefangenen ward, der so statt eines Verbrechens mehrerer beschuldigt wurde. Alles dies brachte bei der Geheimhaltung von Zeit, Ort und Umständen der Anklagen eine solche Verwirrung hervor, daß, wenn der Angeklagte nicht ungewöhnliche Schärfe und Gegenwart des Geistes besaß, er gewiß war, sich bei seinen Vertheidigungsversuchen in unauflöbliche Widersprüche zu verwickeln. Weigerte sich der Gefangene, seine Schuld zu bekennen, oder, was gewöhnlich geschah, war er im Verdacht, zu entkommen oder die Wahrheit zu verbergen, so wurde er der Folter unterworfen. Diese wurde in den tiefsten Gewölben der Inquisition vorgenommen, wo das Schreien der Schlachtopfer kein Ohr, ausgenommen das des Peinigers, erreichen konnte. Wenn die Heftigkeit des Schmerzes dem Leidenden ein Geständniß erpreßte, erwartete man, daß er, wenn er am Leben blieb, was nicht immer der Fall war, es am folgenden Tage bestätigen werde. Falls er sich dessen weigerte, wurden seine verstümmelten Gliedmaßen zu einer Wiederholung derselben Qualen verurtheilt, bis seine Hartnäckigkeit (man hätte es Heldenmuth nennen sollen) besiegt sein würde. Durch eine spätere Verordnung Philipp's II. wurde

die Wiederholung der Folter in ein und demselben Prozesse den Reherri-
 tern zwar ausdrücklich untersagt, doch sie bedienten sich eines teuflischen
 Kunstgriffes, dieses Gesetz zu umgehen, indem sie nach jeder neuen Straf-
 vollziehung behaupteten, dieselbe sei nur aufgeschoben, aber nicht beendigt.

Vermochte indeß die Marter nicht, das Geständniß der Schuld zu er-
 zwingen, so war der Unglückliche doch so weit entfernt, seine Unschuld fest-
 gestellt zu haben, daß er mit einer von keinem anderen Gerichtshofe, wobei
 die Folter gestattet war, gekanntem Grausamkeit nicht selten auf die Aus-
 sagen der Zeugen hin als überführt betrachtet ward. Nach Beendigung
 dieses Scheingerichts wurde der Gefangene wieder in seinen Kerker zurück-
 gebracht, wo er, ohne ein Stückchen Holz, die Kälte zu vertreiben, oder
 die Finsterniß der langen Winternacht zu erhellen, gelassen wurde, um in
 ununterbrochenem Stillschweigen das Urtheil zu erwarten, das ihn zu einem
 schmähhchen Tode oder zu einem kaum weniger schmähhchen Leben ver-
 urtheilen sollte.

Das eben beschriebene Verfahren des Gerichtshofes war durchaus mit
 der schreiendsten Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit gegen den Angeklagten
 gezeichnet. Statt seine Unschuld anzunehmen, bis seine Schuld erwiesen
 wäre, ging man gerade umgekehrt zu Werke. Statt ihm den von jedem
 anderen Gerichte zugestandenen Schutz zu gewähren, den seine verzweifelte
 Lage besonders erheischte, wurden die listigsten Künste angewendet, ihn zu
 betrügen und ins Verderben zu stürzen. Es stand ihm kein Mittel gegen
 die Böswilligkeit und den Mißverstand seiner Ankläger oder gegen die wi-
 der ihn auftretenden Zeugen, die seine bittersten Feinde sein konnten, zu
 Gebote; denn sie wurden dem Gefangenen weder genannt, noch ihm gegen-
 übergestellt, noch einem Kreuzverhör unterworfen, wodurch absichtliche Ent-
 stellung oder Irrthum am besten an den Tag kommen.

Selbst die elenden Rechtsformen, die man bei diesem Gerichtshofe
 beobachtete, kann man füglich unerwähnt lassen, da sein Verfahren dem
 Auge der Deffentlichkeit durch einen fürchterlichen Eid des Geheimnisses,
 der Allen, sowohl Beamten wie Zeugen und Gefangenen, auferlegt war,
 die seine Grenze betraten, undurchbringlich verborgen blieb. Der letzte,
 aber nicht weniger gehässige Zug des Ganzen war, daß die Verurthei-
 lung des Angeklagten mit dem Vortheil seiner Richter in Verbindung stand,

indem die Vermögensentziehungen, welche die allgemeine Strafe für Keterei waren, nicht eher in den königlichen Schatz fließen durften, als bis erst daraus die Kosten, die in Gestalt von Gehalten oder anderweitig dem Heiligen Amte zufielen, berichtigt waren.

Der letzte Auftritt dieses schrecklichen Trauerspiels war die „Glaubenshandlung“ (auto da fé), womit man, wie ein spanischer Schriftsteller andeutet, beabsichtigte, die Schrecknisse des jüngsten Gerichts darzustellen.

Die stolzesten Granden des Landes, die bei dieser Gelegenheit die schwarze Kleidung der Diener des Heiligen Amtes anlegten und dessen Fahnen hoch empor schwingen, ließen sich herab, die Schirmwache seiner Diener zu bilden, und nicht selten wurde die Feierlichkeit von der königlichen Anwesenheit beehrt. Außerdem ward der Eindruck durch die Anwesenheit der Geistlichen in ihren priesterlichen Gewändern und durch prachtvolle Aufzüge erhöht, welche der blutigen Opferung das Ansehen einer durch die Religion geheiligten Handlung verleihen sollten.

Die vornehmsten Theilnehmer bei dem Schauspiele waren die unglücklichen Missethäter, die nun zum ersten Male von den Kettern des Gerichtshofes ausgeworfen wurden. Sie waren in grobe wollene Kleider gehüllt, san benitos genannt (eine Verstümmelung von sacco bendito, Büßer-Anzüge), die ihnen dicht um den Hals gingen und gleich einem kurzen Ueberrock bis zum Knie reichten. Diese waren von gelber Farbe, mit einem rothen Kreuze gestickt, und besetzt mit Teufelsgestalten und Feuerflammen, die, auf die folgende Bestimmung des Ketters deutend, dazu dienten, ihn in den Augen der abergläubigen Menge noch verhafter zu machen.

Der größte Theil der Dulder ward verurtheilt, „versöhnt“ zu werden; die verschiedenen Deutungen dieses sanften Ausdrucks sind schon angegeben worden. Diejenigen, welche „abgespannt“ werden sollten, wie man es nannte, wurden als unbußfertige Ketzer dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit ausgeliefert, um ihre Sünde durch die qualvollste der Todesarten abzubüßen, mit dem noch qualvolleren Bewußtsein, daß sie einen mit Schande gebrandmarkten Namen und in zeitliches Verderben gestürzte Familien zurückließen.

Es ist merkwürdig, daß eine so scheußliche Anstalt, wie die Inquisition, Kette, Bilder und Stützen.

die dem Fortschritte der Wissenschaft wahrscheinlich das größte jemals erlebte Hinderniß in den Weg gestellt hat, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wieder aufleben sollte, wo das Licht der sittlichen Bildung sich so schnell über ganz Europa zu verbreiten begann. Noch merkwürdiger ist es, daß es in Spanien geschah, das damals unter einer Regierung stand, die bei mehr als einer Gelegenheit große religiöse Unabhängigkeit gezeigt, allgemeine Achtung vor den Rechten ihrer Unterthanen bewährt und eine hochherzige Staatsklugheit in Bezug auf ihre geistige Bildung an den Tag gelegt hatte.

Aber die Flammen der Inquisition, die allein für die Juden angezündet wurden, waren auch am Ende dazu bestimmt, ihre Unterdrücker zu verzehren; denn obgleich die Verfolgungen unter Torquemada sich fast ganz auf die ersteren beschränkten, war seine Thätigkeit doch von der Art, daß sie, in Rücksicht auf die Verfahrungsformen, seinen Nachfolgern zu fleißiger Nachahmung diente, wenn man das Wort Formen eigentlich auf so kurz gefasste gerichtliche Untersuchungen anwenden kann, wonach der Gerichtshof von Toledo allein in etwas länger als einem Jahre 3327 Prozesse zu Ende brachte. Die Zahl der Ueberführten war durch die Thorheit der Dominikanermönche bedeutend angewachsen, die als Beurtheiler oder Erklärer dessen, was als Ketzerei galt, auftraten, und deren Unwissenheit sie oft verleitete, solche Sätze als Irrglauben zu verdammen, die geradeß Wegs den Kirchenvätern entnommen waren. Der Gefangenen auf Lebenszeit wurden so viele, daß man ihnen ihre eigenen Häuser als Gefängnißörter anweisen mußte.

Die Angaben zu einer genauen Berechnung der Anzahl von Schlachtopfern, die unter dieser Regierung durch die Inquisition fielen, sind nicht sehr genügend. Nach den vorhandenen ist indefs Florente (der Geheimschreiber des Gerichtshofes zu Madrid von 1790—1792) zu den schauderhaftesten Ergebnissen gekommen. Er berechnet, daß während der 18jährigen Verwaltung Torquemada's nicht weniger als 10,220 verbrannt, 6860 verurtheilt und als abwesend oder todt im Bilde verbrannt, und 97,321 durch verschiedene andere Strafen „versöhnt“ worden sind, was im Durchschnitt jährlich mehr als 6000 Ueberführte beträgt.

In dieser ungeheuren Summe menschlichen Elends ist die Menge von

Waisen nicht mit eingerechnet, die durch die Einziehung ihres väterlichen Erbtheils in Dürftigkeit versetzt und zu Lastern verführt wurden.

Mehrere der „Verföhlten“ wurden nachher wegen eines Rückfalles verurtheilt, und der Pfarrer von Los Palacios äußert den menschenfreundlichen Wunsch: daß das ganze verfluchte Geschlecht der Juden, männlich und weiblich, von zwanzig Jahren an und darüber, durch Feuer und Flammen gereinigt werden möchte!

Der weitläufige Geschäftsbetrieb der Inquisition verursachte so große Ausgaben, daß nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Summe in den Schatz floß, als Ersatz für den großen Schaden, der dem Staate aus der Aufopferung des thätigsten und geschicktesten Theils seiner Bevölkerung erwuchs. Jeder weltliche Vortheil wurde indeß für unbedeutend im Vergleich zu der Reinigung des Landes von der Kezerei gehalten, und Alles, was an vermehrten Einkünften einging, wurde, wie man uns versichert, gewissenhaft auf fromme Zwecke und den Maurenkrieg verwendet.

In Folge der Gehässigkeit, welche sich Torquemada durch seine schonungslose Strenge zuzog, erhoben sich aber doch so viele Anklagen gegen ihn, daß er dreimal genöthigt war, einen Geschäftsträger nach Rom zu schicken, um seine Sache bei dem Papste zu vertheidigen, bis endlich Alexander VI. im Jahre 1494 durch diese wiederholten Klagen bewogen ward, vier geistliche Gehülfen zu ernennen, die unter Vorschützung seiner Altersschwäche die Last des Amtes mit dem Inquisitor theilen sollten.

Diesem Menschen, der unter denen, die ihren Nebenmenschen nur Böses erzeugt haben, obenan zu stehen verdient, war es zwar vergönnt, ein hohes Alter zu erreichen und ruhig auf seinem Lager zu sterben: doch lebte er in so fortwährender Besorgniß, ermordet zu werden, daß man von ihm sagt, er habe sich beständig auf seiner Tafel das Horn eines Einhornes gehalten, das die eingebildete Eigenschaft besaß, Gift zu entdecken und unschädlich zu machen. Auch wurde ihm zur sichereren Beschützung seiner Person bei seinen Reisen durch das Königreich eine Schirmwache von 50 Reitern und 200 Mann zu Fuß gestattet.

IX.

Die Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492.

In der Zeit, wo Ferdinand und Isabella vor Granada standen, erließen sie ihre merkwürdige und höchst unselige Verordnung gegen die Juden; sie schrieben sie gleichsam mit der nämlichen Feder, womit sie die ruhmwürdigen Uebergabebedingungen von Granada und den Vertrag mit Columbus unterzeichneten.

Der durch den Wohlstand der Juden erweckte Neid, in Verbindung mit der großen religiösen Aufregung, die in dem langen Kriege mit den Ungläubigen angefaßt worden war, richtete, wie schon früher erzählt wurde, den schrecklichen Arm des Kezengerichts gegen dieses unglückliche Volk; der Erfolg zeigte aber, daß der Versuch mißlungen war, da man verhältnißmäßig nur wenig Befehlungen bewirkte, und diese häufig von zweifelhafter Art waren.

Unter diesen Umständen wurde der Volkshafß, den das Mißvergnügen der Geistlichkeit über den Widerstand, auf den sie in ihrem Bekehrungswerke stieß, noch steigerte, allmählig stärker und stärker gegen die unglücklichen Israeliten. Alle Ueberlieferungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden wieder hervorgesucht und dem gegenwärtigen Geschlechte zur Last gelegt, mit allen Einzelheiten in Bezug auf Ort und

That. Man sagte, daß christliche Kinder gestohlen würden, um sie zur Verspottung des Heilandes zu kreuzigen; man sprengte aus, daß die Hofsteden größten Unwürdigkeiten preisgegeben werde, und Aerzte und Apotheker, deren Kunst die Juden im Mittelalter vorzüglich trieben, wurden beschuldigt, ihre christlichen Kranken zu vergiften. Kein Gerücht war zu unsinnig für die Leichtgläubigkeit des Volkes. Man beschuldigte die Israeliten des wahrscheinlicheren Vergehens, dahin zu streben, die alten Christen zu ihrem Glauben zu bekehren, so wie diejenigen ihres Geschlechts wieder zurückzubringen, die neuerlich erst zum Christenthum übergegangen waren. Ein großes Aergerniß gaben auch die Verheirathungen, welche noch zuweilen zwischen Juden und Christen stattfanden, indem die Letzteren sich herabließen, ihren verfallenen Vermögensumständen durch diese reichen Verbindungen wieder abzuhelpfen, obgleich sie dabei die gepriesene Keinheit ihres Blutes zum Opfer brachten.

Diese verschiedenen Vergehen wurden gegen die Juden mit großer Hartnäckigkeit von ihren Feinden geltend gemacht, und man bestürmte die Herrscher, strengere Maßregeln zu ergreifen. Die Regerrichter besonders, die mit dem Werke der Bekehrung vorzugsweise beauftragt waren, stellten vor, daß alle milden Maßregeln zur Erreichung des Endzweckes unzureichend seien. Sie versicherten, der einzig übrig bleibende Weg zur Ausrottung der jüdischen Kezerei sei der, die Nachkommenschaft zu vertilgen, und sie verlangten dreist die unmittelbare und gänzliche Verbannung jedes ungetauften Israeliten aus dem Lande.

Die Juden, welche einen Wink von diesen Vorgängen erhalten hatten, beauftragten Einen aus ihrer Mitte, ein Geschenk von 30,000 Dukaten zur Befreiung der Kosten des Maurenkrieges anzubieten. Doch die Unterhandlung wurde durch den Ober-Regerrichter Torquemada plötzlich abgebrochen, der in das Zimmer des Schlosses stürzte, worin die Herrscher eben dem jüdischen Abgesandten Gehör gaben, und indem er ein Crucifix unter seinem Mantel hervorzog, hielt er es in die Höhe und rief aus: „Sudas Ischarioth hat seinen Meister für 30 Silberlinge verkauft. Eure Majestäten wollen ihn von Neuem gegen 30,000 verkaufen; hier ist er, nehmt ihn und verhandelt ihn.“ Bei diesen Worten warf der rasende Priester das Crucifix auf den Tisch und verließ das Zimmer. Statt diese

Anmaßung zu züchtigen oder als einen Ausbruch von Wahnsinn zu verachten, wurden die Herrscher vielmehr dadurch in Schrecken gesetzt. Weder Ferdinand noch Isabella, wären sie der unbefangenen Vorschrift ihrer eigenen Vernunft gefolgt, würden auch nur einen Augenblick eine so unkluge Maßregel genehmigt haben, die sie des fleißigsten und geschicktesten Theils ihrer Unterthanen beraubte. Besonders widerstrebte sie durch ihre Ungerechtigkeit und Grausamkeit der menschlichen Gesinnung der Königin.

Aber sie war schon zeitig gelehrt worden, in Gewissenssachen ihrer eigenen Vernunft und sogar den natürlichen Eingebungen der Menschlichkeit zu misstrauen. Zu den würdigen Rathgebern, auf welche sie sich in solchen Sachen am meisten verließ, gehörte der Dominikaner Torquemada. Die Stellung, welche dieser Mann als Beichtvater der Königin während ihres zarten Jugendalters einnahm, gab ihm einen Einfluß auf ihr Gemüth, der einem Menschen von seiner harten, glaubenswüthigen Gesinnung, trotz des Gewinns aus dieser geistlichen Verbindung, wenn sie in einem reiferen Lebensalter entstanden wäre, hätte versagt werden müssen. Ohne sich den so nachdrücklich ausgesprochenen Vorstellungen der heiligen Personen, denen sie das höchste Vertrauen schenkte, ferner zu widersetzen, brachte Isabella zuletzt ihre eigenen Bedenken zum Schweigen und willigte in die unselige Maßregel der Verbannung.

Der Befehl zur Austreibung der Juden ward von den Herrschern am 30. März 1492 zu Granada unterzeichnet. Die Einleitung führt als Veranlassung zu der Maßregel die Gefahr an, den ferneren Verkehr zwischen ihren christlichen und jüdischen Unterthanen zu gestatten, wegen der unverbesserlichen Hartnäckigkeit, womit letztere bei ihren Versuchen beharrten, die ersteren zu ihrem Glauben zu bekehren und sie in ihren kezerischen Gebräuchen zu unterrichten, in offenem Trotz gegen alle gesetzlichen Verbote und Strafen. Wenn ein Verein oder eine Körperschaft irgend welcher Art — lautet es ferner in der Urkunde — eines großen oder verabscheuenswürdigen Verbrechens überführt wird, ist man berechtigt, denselben seiner Freiheit zu berauben, den Oeringeren mit den Höheren, den Unschuldigen mit den Schuldigen leiden zu lassen. Ist dies in weltlichen Angelegenheiten der Fall, um wie viel mehr muß es in solchen stattfinden, welche das ewige Seelenheil betreffen. — Schließlich bestimmt sie, daß alle ungetauften

Juden, von welchem Geschlecht, Alter oder Stande sie sein mögen, mit dem Ende des nächsten Julimonats das Reich verlassen sollen; sie untersagt ihnen die Rückkehr in dasselbe unter irgend einem Vorwande bei Todesstrafe und Einziehung des Eigenthums. Ueberdies wurde noch jedem Unterthan streng verboten, irgend einen Juden nach Ablauf der zu seiner Abreise bestimmten Frist zu beherbergen, ihm hülfreich zu sein oder für seine Bedürfnisse zu sorgen. Bis zu derselben wurden die Juden und ihr Eigenthum unter königlichen Schutz genommen. Es wurde ihnen gestattet, über ihre Habseligkeiten jeder Art für ihre eigene Rechnung zu verfügen und den Ertrag derselben in Wechseln oder unverbotener Waare, doch weder in Gold, noch in Silber, mitzunehmen.

Das Verbannungsurtheil traf die Israeliten wie ein Donnerschlag. Einem großen Theile von ihnen war es bisher gelungen, sich vor dem forschenden Blicke des Kegergerichts durch eine verstellte Ehrfurcht vor dem katholischen Gottesdienst und durch ein vorsichtiges Vermeiden alles dessen zu schützen, was die Vorurtheile ihrer christlichen Brüder verletzen könnte. Sie hatten sogar gehofft, daß ihre stete Unterthanentreue und die ruhige und ordentliche Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten ihnen mit der Zeit größere Gerechtfame zusichern werde. Ueberdies waren Viele vermöge ihrer Gewandtheit zu einem Grade von Reichthum emporgestiegen, der ihnen für das Land, worin sie wohnten, eine noch größere Bedeutung gab.

Ihre Kinder waren in allen Verfeinerungen des Lebens erzogen, und diese Erziehung und ihr Reichthum veranlaßte sie oft, sich wissenschaftlichen Bestrebungen zu widmen, wodurch ihr Charakter allerdings veredelt, sie aber auch empfindlicher gegen körperliche Beschwerden und weniger geeignet wurden, den Gefahren und Entbehrungen ihrer traurigen Auswanderung Trost zu bieten. Selbst die Masse des gemeinen Volks besaß Geschicklichkeit in verschiedenen Handwerken, die ihnen ein gemächliches Auskommen verschaffte und sie weit höher stellte, als ähnliche Stände unter den meisten andern Völkern, die dem Boden, auf den der Zufall sie geworfen hatte, leicht wieder entnommen werden konnten, ohne ein verhältnißmäßig großes Opfer in örtlicher Hinsicht zu bringen.

Diese Bande waren nun mit einem Hiebe getrennt. Sie sollten als Verbannte ihr Geburtsland verlassen; das Land, wo Alles, was sie je

geliebt, gelebt oder gestorben war; das Land, das nicht sowohl sich ihrer angenommen hatte, sondern welches sie als Erben überkommen, das Jahrhunderte lang die Heimath ihrer Vorfahren gewesen, und mit dessen Wohlstand und Ruhm sie natürlich eben so innig verflochten waren, wie irgend ein früherer Spanier. Sie sollten hülf- und schutzlos, mit dem Brandmal der Schmach, unter Völker ausgestoßen werden, denen sie stets ein Gegenstand des Spottes und des Hasses gewesen waren.

Die in dem Ausschreiben enthaltenen Vorkehrungen, die einen Anschein von Milde gegen die Juden annahmen, waren so künstlich erfunden, daß sie fast gar keine Bedeutung hatten. Da ihnen die Ausfuhr von Gold und Silber verboten war, blieben nur Wechsel als das einzige Darstellungsmittel ihres Eigenthums übrig; allein der Handelsverkehr war zu beschränkt und unvollkommen, um sich dergleichen schnell in irgend einem beträchtlichen, geschweige in einem so ungeheuren Belauf zu verschaffen, als jetzt nöthig war. Ueberdies war es unmöglich, einen Verkauf ihrer Habseligkeiten unter den obwaltenden Umständen zu bewirken, da der Markt bald mit Waaren überfüllt war; auch hätten sich nur Wenige geneigt gefunden, für Sachen den angemessenen Werth zu zahlen, welche die Eigenthümer, wenn sie nicht in der vorgeschriebenen Frist veräußert waren, zu jedem Preise lassen mußten. Auch wurde das Eigenthum auf eine so beklagenswerthe Weise verschleudert, daß, wie ein damaliger Zeitgeschichtschreiber anführt, er gesehen habe, daß ein Haus gegen einen Esel, und ein Weinberg gegen einen Anzug vertauscht ward! In Aragonien ging es noch schlimmer. Die dortige Regierung entdeckte, daß die Juden einzelnen Leuten und gewissen Körperschaften bedeutende Summen schuldig waren. Sie ließ daher ihr Eigenthum zu Gunsten ihrer Gläubiger so lange in Beschlag nehmen, bis ihre Schulden abgetragen sein würden.

Während die trüben Aussichten für ihre Vermögensumstände das Herz der Israeliten schwer darnieder drückten, war die spanische Geistlichkeit unermüdblich thätig in ihrem Bekehrungswerke. Sie hielt in den Synagogen und auf öffentlichen Plätzen Vorträge, worin sie die Lehren des Christenthums auseinandersetzte, und mit Beweisgründen und Schmähreden gegen die hebräische Ketzerei donnerte. Aber ihren löblichen Bestrebungen hielt die gewichtigere Nebenkunst der jüdischen Rabbiner größtentheils das Gegen-

gewicht, welche die Verfolgungen ihrer Brüder mit den von ihren Vorfahren unter Pharao erduldeten Leiden verglichen. Sie munterten sie zur Beharrlichkeit auf, indem sie ihnen vorstellten, daß die gegenwärtigen Trübsale von dem Allmächtigen als eine Prüfung ihres Glaubens über sie verhängt seien, daß er beabsichtige, sie auf diese Weise in das gelobte Land zu führen, indem er ihnen einen Weg durch die Gewässer eröffne, wie er es an den Vätern vor Alters gethan. Die reicheren Israeliten kamen ihren Ermahnungen durch freigebige Unterstützungen ihrer dürftigen Brüder zu Hülfe. So gestärkt, gab es nur Wenige, die, als der Tag ihres Auszuges herankam, nicht vorbereitet gewesen wären, lieber ihr Vaterland als ihre Religion zu verlassen.

Als die Zeit der Abreise gekommen war, sah man alle Hauptlandstraßen mit Auswanderern bedeckt, Alt und Jung, Kranke und Hülfslose, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gemisch, einige auf Pferden und Maulthierern, doch den bei weitem größeren Theil die beschwerliche Pilgerschaft zu Fuße unternehmen. Der Anblick so vielen Jammers rührte selbst das Mitleid der Spanier, obgleich Keiner ihnen zu Hülfe kommen mochte; denn der Ober-Regerrichter Torquemada gab der Verordnung dadurch noch mehr Kraft, daß er Leben mit schweren kirchlichen Strafen bedrohte, der sich unterstehen würde, sie zu übertreten. Den Flüchtlingen wurden verschiedene Marschstraßen angewiesen, die weit mehr nach zufälligen Umständen bestimmt wurden, als nach Kenntniß der betreffenden Länder, an die sie gebunden waren. Die bei weitem größte Abtheilung, die sich nach einigen Schätzungen auf 80,000 Seelen belief, ging nach Portugal, dessen König Johann II. seine Gewissenszweifel in so weit beschwichtigte, daß er ihnen gegen eine Abgabe von einem Cruzado für jeden Kopf den freien Durchzug durch seine Staaten auf ihrem Wege nach Afrika gestattete. Man sagt sogar, daß er seine Bedenken so weit zum Schweigen gebracht habe, daß er einigen geschickten Künstlern erlaubte, sich für immer im Königreiche niederzulassen.

Eine beträchtliche Anzahl nahm ihren Weg nach den Häfen von Santa Maria und Cadix, von wo sie, nachdem sie eine Zeitlang in der eiteln Hoffnung verweilt hatten, das Wasser, nach den Verheißungen ihrer Rabbiner, sich zu ihrem Durchgange öffnen zu sehen, sich am Bord einer

spanischen Flotte nach den Küsten der Barberei einschiffen. Als sie nach Orilla, einer christlichen Niederlassung in Afrika, übergeschifft waren, von wo sie ihren Weg nach Fez zu Lande fortsetzten, wo eine große Menge ihrer Landsleute angefaßt war, wurden sie auf ihrem Wege von den räuberischen Horden der Wüste angefallen, um geplündert zu werden. Des Verbots ungeachtet hatten die Juden kleine Summen Geldes zu verheimlichen gesucht, die sie in ihren Kleidern oder in dem Futter ihrer Sättel eingenäht hatten. Diese entgingen den habgierigen Blicken ihrer Plünderer nicht, die, wie man sagt, ihren Schlachtopfern sogar den Leib aufgeschlitzt haben sollen, um nach Geld zu suchen, das sie etwa verschluckt haben könnten. Doch ohne diese traurigen Einzelheiten weiter fortzusetzen, müssen wir nur noch hinzufügen, daß die elenden Vertriebenen so große Hungerstoth litten, daß sie froh waren, sich noch von Gras nähren zu können, das im Lande der Wüste dürftig wuchs, bis zuletzt Viele von ihnen, von Beschwerden erschöpft und gebrochenen Herzens, nach Orilla umkehrten und sich der Taufe unterwarfen, in der Hoffnung, daß man ihnen erlauben werde, in ihr Geburtsland zurückzukehren.

Viele von den Ausgewanderten nahmen ihren Weg nach Italien. Die, welche in Neapel landeten, brachten eine ansteckende Krankheit mit, die sie durch lange Einsperrung in kleinen, mit Menschen überhäuft und schlechtversorgten Schiffen bekommen hatten. Die Krankheit war so böseartig und griff mit so reißender Schnelligkeit um sich, daß sie im Laufe eines Jahres mehr als 20,000 Einwohner der Stadt dahinraffte, von wo sie ihre Verwüstung über die ganze italienische Halbinsel verbreitete.

Ein genuesischer Geschichtschreiber, der Augenzeuge von den Auftritten gewesen, die er schildert, entwirft folgendergestalt ein anschauliches Bild von diesen Gräueln. „Niemand“, sagt er, „konnte die Leiden der verbanneten Juden ohne Rührung sehen. Sehr Viele starben Hungers, besonders die von zartem Alter. Mütter, die kaum Kraft genug hatten, sich selbst aufrecht zu erhalten, trugen ihre verhungerten Kinder auf den Armen und starben mit ihnen. Viele erlagen der Kälte, Andere quälendem Durst, während die eine Seereise begleitenden ungewohnten Leiden ihre Krankheiten verschlimmerten. Ueber die Grausamkeit und Habgier, denen sie von den Eigenthümern der Schiffe ausgesetzt waren, auf welchen sie aus Spanien

fortgeschafft wurden, will ich mich gar nicht weitläufig auslassen. Einige wurden zur Befriedigung jener Habgier ermordet, Andere gezwungen, ihre Kinder zu verkaufen, um die Kosten der Ueberfahrt zu bezahlen. Sie kamen haufenweise in Genua an, durften daselbst aber nicht lange verweilen, da ein altes Gesetz dem jüdischen Reisenden keinen längeren Aufenthalt als drei Tage gestattet. Jedoch wurde ihnen erlaubt, ihre Schiffe auszubessern und sich einige Tage von den Beschwerden der Reise zu erholen. Man hätte sie für Gespenster halten können, so abgemagert waren sie, so leichenhaft sahen sie aus, und mit ihren eingefallenen Augen waren sie von Todten nur dadurch zu unterscheiden, daß sie sich bewegten, und selbst das konnten sie kaum mehr. Viele sanken in Ohnmacht und starben auf dem Hafendamm, der, von der See rings umgeben, der einzige, den elenden Auswanderern verstattete Aufenthaltort war. Die durch einen solchen Schwarm von Todten und Sterbenden verbreitete Verpeftung wurde nicht sogleich bemerkt; doch als der Winter zu Ende ging, zeigten sich Geschwüre, und die Krankheit, die schon lange in der Stadt lauerte, brach das nächste Jahr in Pest aus.“

Viele von den Verbannten schifften nach der Türkei und nach verschiedenen Theilen der Levante über, wo ihre Nachkommen noch lange ins folgende Jahrhundert hinein fortfuhren, die castilianische Sprache zu reden. Andere nahmen ihren Weg nach Frankreich und selbst nach England. In einer Synagoge von London oder auch in mehreren wird ein Theil ihrer Gebete noch bis auf den heutigen Tag in spanischer Sprache hergesagt, und der jetzige Jude blickt noch mit günstigem Vorurtheil auf Spanien zurück, als dem geliebten Lande seiner Väter, an deren ereignisreiche Geschichte sich die ruhmvollsten Erinnerungen für ihn knüpfen.

Die Gesamtzahl der von Ferdinand und Isabella aus Spanien vertriebenen Juden wird verschieden angegeben, von 160—180,000 Seelen; eine Abweichung, die hinreichend den Mangel an zuverlässigen Angaben zeigt. Die mäßigere Schätzung dürfte indeß als die richtigere anzunehmen sein.

Der Schaden, welchen der Staat erlitt, kann nicht so sehr nach Zahlenwerth bestimmt werden, als nach der Entziehung der handkünstlichen Geschicklichkeit, der Bildung und der allgemeinen Hülfquellen einer ord-

nungsliebenden, gewerbthätigen Bevölkerung. In dieser Beziehung war der Nachtheil unberechenbar größer, als durch die bloße Anzahl der Verbannten, und wenn derselbe auch in einem Lande nach und nach wieder ausgeglichen werden konnte durch die freie und gedeihliche Entwicklung seiner eigenen Kräfte, so wirkten doch in Spanien das Kegergericht und andere Ursachen im folgenden Jahrhundert so nachtheilig dem entgegen, daß man den Verlust als unersehblich betrachten muß.

Man hat den Hauptgrund zur Vertreibung der Juden in der Habgier der Regierung finden wollen; doch brauchen wir uns nur in jene Zeiten zurück zu versetzen, um in dieser Maßregel eine völlige Uebereinstimmung mit dem Geiste jener Zeit, wenigstens in Spanien, zu finden. Es ist in der That unglaublich, daß so staatskluge Herrscher, wie Ferdinand und Isabella, ein zeitliches Gelüst befriedigen konnten, indem sie dafür die wichtigsten und dauerndsten Vortheile zum Opfer brachten, die wohlhabendsten Landestheile in Wüsten verwandelten und dieselben einer Bürgerklasse beraubten, die mehr als alle anderen nicht nur zu den allgemeinen Hülfquellen, sondern zu den unmittelbaren Einkünften der Krone beitrug; eine Maßregel, die so offenbar falsch war, daß sie selbst einen Herrscher der Verberei veranlaßte, zu sagen: „Nennt man diesen Ferdinand einen staatsklugen Fürsten, der im Stande sein konnte, sein eigenes Königreich arm zu machen und das unsrige zu bereichern?“

Es könnte freilich scheinen, als sei der König von Aragonien, als die Maßregel beschlossen worden, geneigt gewesen, durch sein Auskunftsmitglied der Beschlagnahme die Ausführung desselben dergestalt zu beaufsichtigen, daß seinen eigenen Untertanen der volle Geldvortheil daran gesichert werde. Keine Beschuldigung dieser Art haftet aber auf Castilien. Der Punkt in der Verordnung, der eine solche Absicht verrathen könnte, nämlich das Verbot der Ausfuhr von Gold und Silber, setzte nur ein Gesetz in Kraft, das während der gegenwärtigen Regierung schon zweimal von den Cortes beschlossen worden war und für so wichtig gehalten wurde, daß man Todesstrafe auf das Vergehen setzte.

Wir brauchen den Grund zu einem solchen Verfahren in diesem Falle nicht weiter, als in dem Geiste des blinden Glaubenseifers zu suchen, der eine ähnliche Vertreibung der Juden aus England, Frankreich und anderen

Theilen Europa's veranlaßte, so wie aus Portugal, unter besonders empörenden Umständen, wenige Jahre später.

Wie sehr die Verhannung der Juden dem Sinne selbst der aufgeklärtesten Zeitgenossen entsprach, kann man aus den Lobeserhebungen abnehmen, womit die Urheber derselben von mehr als einer Seite überhäuft wurden. Spanische Schriftsteller ohne Ausnahme preisen sie als ein erhabenes Opfer aller weltlichen Vortheile für religiöse Grundsätze.

Es ist nicht zu leugnen, daß Spanien damals die meisten Völker der Christenheit an religiöser Begeisterung, oder, richtiger gesagt, an blindem Glaubenseifer übertraf. Ohne Zweifel muß man dies den langen Kriegen mit den Muselmännern und der kürzlich erfolgten ruhmvollen Beendigung derselben zuschreiben, wodurch alle Herzen mit ausgelassener Freude erfüllt und geneigt wurden, den Sieg des Kreuzes dadurch vollständig zu machen, daß man das Land von einer Kezerei säuberte, die man, so sonderbar es scheinen mag, kaum weniger verabscheute, als die Mahomed's. Beide Herrscher theilten diese Gefühle in vollem Maaße. In Rücksicht auf Isabella darf man überdies nie vergessen, daß sie gewohnt war, in Gewissenssachen ihr eigenes Urtheil jenen geistlichen Wächtern unterzuordnen, die man damals für die rechtmäßigen Bewahrer derselben und für die einzigen Gewissenslehrer hielt, welche die zweifelhafte Linie der Pflicht mit Sicherheit vorzuschreiben vermochten. Isabella's frommes Gemüth und ihr ängstliches Streben nach Erfüllung ihrer Pflicht, wie sehr diese auch ihrer persönlichen Neigung widerstreben mochte, verliehen den Vorschriften ihrer Erziehung große Wirksamkeit. Auf diese Weise wurden selbst ihre Tugenden zu Quellen ihrer Irrthümer. Unglücklicherweise lebte sie in einem Zeitalter und stand auf einer Stelle, wo sich diesen Irrthümern die erheblichsten Folgen anschlossen.

X.

Der Tod Franz von Sickingen's.

Das Jahr 1522 zeigt uns Deutschland in einem Zustande allgemeiner Unsicherheit. Nürnberg, die Stadt, in welcher das Reichsregiment seinen Sitz hatte, war auf allen Seiten von wilder Fehde umgeben. Man achtete weder den kaiserlichen Landfrieden im Allgemeinen, noch hatte das Regiment nur so viel Ansehen, um seinen eigenen Mitgliedern persönliche Sicherheit zu gewähren. In Nürnberg selbst traf ein Droh- und Fehdebrief nach dem andern ein; zuweilen fand man dergleichen Schreiben in den nächsten Dörfern an die Marterssäule gesteckt — alle Straßen des Reichs nach Osten und Westen waren gefährdet. Bei Krügelstein im Bambergischen war eine einsame Kapelle, wo alle Woche dreimal Messe gehalten wurde. Unter dem Schein, sie zu hören, fanden sich hier die raublustigen Genossen und die Rundschafter zusammen, und wehe dem Kaufmannszuge, der in ihr Bereich gerieth. Sie führten nicht allein die Waaren davon, sondern hatten jetzt noch den furchtbaren Gebrauch, den Gefangenen die rechte Hand abzuhauen. Vergebens baten die armen Leute, ihnen wenigstens nur die Linke zu nehmen: Hans Thomas von Absberg, einer der Gewaltthätigsten, der die verwegensten Reitermänner aus allen umliegenden Gebieten nm sich versammelt hatte, steckte sogar die abgehauene

Rechte einem Krämerknecht in die Brust und hieß ihn, wenn er nach Nürnberg komme, sie in seinem Namen dem Bürgermeister bringen. — Philipp Fürstenberg, den die Stadt Frankfurt an das Regiment schickte, um an der Regierung des Reiches Theil zu nehmen, fand die Straße von Miltenberg nach Wertheim, die er kam, so unsicher, daß er seinen Wagen verließ und mit einigen Schneidergesellen, auf die er getroffen, als wäre er einer von ihnen, zu Fuße einen Seitenweg einschlug. Um nur nach Wertheim zu kommen, mußte er sich noch auf dem Wege eine Bedeckung von fünf oder sechs Gefährten nehmen, die mit Büchsen oder Armbrüsten bewaffnet waren.

In so zügelloser Zeit nun brach eine gewaltige Fehde aus, welche das ganze Reich zu erschüttern drohte: Franz von Sickingen, der so mächtig gewordene Ritter, wagte es, im August 1522 mit einem wohlgerüsteten Heere, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, einem Kurfürsten des Reiches, den Erzbischof von Trier, in seinem Lande, seiner wohlbefestigten Residenz zu überziehen.

Anscheinend war die Fehde zwar nur gewöhnlicher Art: aus persönlichem Groll entsprungen, durch einige zweifelhafte Rechtsansprüche begründet, und auf Brandschatzung und wo möglich Eroberung der festen Plätze berechnet. Sie erhielt aber durch noch andere Beweggründe, welche tiefer lagen, eine weitgreifende, allgemeine Bedeutung. Das letzte Ziel nämlich, welches Sickingen im Auge hatte, war nicht der besondere, aus dem Waffenglück für ihn hervorgehende Vortheil, sondern es galt, einerseits die Interessen der Ritterschaft überhaupt gegen das Umsichgreifen der fürstlichen Macht zu vertheidigen, andererseits der durch Luther angeregten religiösen Bewegung eine Bahn zu brechen.

Was die Ritterschaft anbetrifft, so war dieselbe mit den damaligen Zuständen in hohem Grade unzufrieden. Mit Unbehagen empfand sie, daß eine Zeit im Werden sei, in welcher das Selbstregiment so vieler einzelner Herren und deren theilweise Willkür in der kräftigeren Macht weniger höherer Staatsgewalten aufgehen sollte. Immer drohender zeigten sich die Gefahren, die aus der Neugestaltung der Verhältnisse hervorgingen. Das Reichskammergericht, das der verwilderten Selbsthülfe gesetzliche Schranken zog, die fürstlichen Gerichte, Bälle und Lehnseinrichtungen — Alles vereinigte sich, das Mißvergnügen entschieden hervorbrechen zu lassen. Es war

der Untergang des Ritterthums, gegen welchen die Ritter einen letzten Kampf anstrengten, ohne gleichwohl die mit dem Mittelalter ausgelebte Schöpfung desselben erhalten zu können.

Im Frühjahr 1522 hatte sich der oberrheinische Adel aus den Ritterkantonen Schwaben, Franken und Rheinstrom in Landau versammelt und einen Bund geschlossen, dessen Zwecke durch Sickingen selbst entschieden bezeichnet wurden. „Welche Besorgnisse“, sprach der Ritter bei dieser Gelegenheit, „uns beschweren, und welche harte, ja ganz unleidliche Bedrängniß gegenwärtig auf uns lastet, brauche ich Euch nicht lange mehr herzu erzählen. Wir haben es bereits seit geraumer Zeit mit redlichem Fleiß und wahrhaftigem, treuen Gemüth Euch offenbart: wie daß nämlich der Adel von habfüchtigen Tyrannen immer mehr vergewaltiget, und durch die immer größere Wütherei der Pfaffen dahin gebracht worden ist, daß er ihnen nun dienen und dem übermüthigen Scepter eines ungerechten Regimentes sich verneigen muß, daß aber dessenungeachtet die alte Freiheit wieder hergestellt und uns zurückgegeben werden könne. Stärket Eure Herzen zur Kraft und Beständigkeit, und laßt durch keine Fährlichkeit, welcher Art sie auch sei, Eure Gemüther zum Wanken bringen. Damit Ihr aber erkennen mögt, daß eine gerechte Veranlassung zum Kriege uns treibt, so hört, was ich Euch vortrage, und vernehmet noch näher, wohin unser eigentliches Sinnen und Trachten steht. Alle Verordnungen und Gesetze, die mit dem strengen Rechte sich nicht vertragen, wollen wir zum voraus abschaffen und die Willkür fremder Herrengewalt uns ferner nicht gefallen lassen. Wir selbst, so wie wir hier unter uns verbunden sind, wollen uns Gesetze geben und Recht sprechen. Derjenige, welcher den von uns männiglich angenommenen Satzungen zu widerstreben wagt, wird gemeinschaftlich von Allen bekriegt. In Leid und Freud wollen wir Mann für Mann stehen; in welche Fährlichkeit das Schicksal uns verwickelt, soll Glück und Unglück von Allen als gemeinschaftliche Sache angesehen werden, unsere Eintracht aber keinen Wechselln des Schicksals unterliegen.“

Diese Worte fanden ungetheilten Beifall; die Ritter schworen dann auf drei Jahre standhaften Dienst und Treue dem Bündniß, und wählten einstimmig Sickingen zu ihrem obersten Hauptmann, neben welchem noch ein Bundesauschuß ernannt wurde.

Um indeß die Aufmerksamkeit der Fürsten, der Geistlichkeit, so wie des Kaisers selbst von einer so drohenden Verbindung abzulenken, beschloß man, eine Urkunde aufzusetzen und durch den Druck bekannt zu machen, welche als nächsten Zweck der Einigung die „Aufrechterhaltung guter Polizei unter einander“ angeben sollte. Dies war auch in so weit begründet, als jene Urkunde in der That eine Art Polizeiordnung war, durch welche man allen möglichen Streitigkeiten unter den Genossen selbst zu begegnen hoffte; denn die verschworenen Ritter verpflichteten sich, ihre Klagesachen einzig und allein der Entscheidung des Vereins, nach dem Inhalt der betreffenden Vorschriften, anheimzustellen.

Eine Schrift, welche der mit Sickingen innig befreundete Ulrich von Hutten im Mai des nämlichen Jahres an die Reichsstädte richtete, und in welcher er die Fürsten auf das Heftigste der Gewaltthätigkeit und Unrechlichkeit anklagte, spricht die Gesinnungen aus, welche man in Sickingen's Umgebung hegte. Hutten forderte die Städte auf, die Freundschaft des Abels anzunehmen und vor Allem das Reichsregiment zu zerstören, das ihm als eine Vertretung der fürstlichen Macht galt.

Die durch Luther hervorgerufene religiöse Bewegung war, wie schon bemerkt, neben dem Fürstenhaß das zweite drängende Element. Sickingen selbst und ein Theil seiner entschiedensten Anhänger standen ganz auf Seiten der Reformation. In seinen Burgen hatte er den evangelischen Gottesdienst zuerst in seinen neuen Formen eingeführt. Daher nahm auch Sickingen für den bevorstehenden Kampf die Unterstützung Luther's in Anspruch, und die Stimme des gewaltigen Reformators, den die Nation wie einen Propheten verehrte, würde wahrlich keine gering anzuschlagende Hülfe gewesen sein, hätte nicht Luther in dem richtigen Gefühl, nur der geistigen Macht seiner Lehre vertrauen zu müssen, jede politische Verbindung abgelehnt.

Am 27. August 1522 kündigte Sickingen dem Erzbischofe von Trier, Richard von Greiffenklau, Fehde an. Es war der mächtigste der hohen Prälaten, zugleich der grimmigste Feind der evangelischen Lehre, welcher zunächst bekämpft und gedemüthigt werden sollte. Dagegen war ein anderer hoher Geistlicher, der Erzbischof Albrecht von Mainz, Sickingen's heimlicher Bundesgenosse, der ihm Subsidiengelder versprach und eine

Menge Kriegersleute aus seinem Kurstift zu ihm stoßen ließ oder mindestens sich stellte, als wisse er nichts von der im Mainzischen stattgehabten Werbung.

Dem Heere Sickingen's ging ein Manifest an die Trier'schen Unterthanen voran, in welchem er versprach, „sie von dem schweren, antichristlichen Geseze der Pfaffen zu erlösen und sie zu evangelischer Freiheit zu bringen.“ Der Erzbischof dagegen benachrichtigte ohne Säumen den Kaiser und das Reichsregiment zu Nürnberg von der bevorstehenden Gefahr und sah sich schleunigst nach Hülfe bei jenen Fürsten um, mit denen er vor mehreren Jahren schon eine Einung oder ein Schutz- und Trugbündniß gegen gewaltsame Anfälle von innen und außen errichtet hatte. Besonders rief er den Beistand von Pfalz, Köln und Hessen an; auch an Albrecht von Mainz, seinen nächsten Nachbar und alten Einungsgenossen, wandte er sich, ohne jedoch von dem Erzbischof, der sich im Stillen der Demüthigung Richard's freute, mehr als höfliche Ausreden zu empfangen.

Das Reichsregiment that, was es immer vermochte. Es erließ Abmahnungen an Sickingen und Mandate an alle benachbarten Fürsten, sich seinem Vorhaben zu widersetzen. Aber auf Sickingen machten die Mahnungen des Regiments wenig Eindruck. Er entgegnete, er selber gedente eine neue Ordnung im Reiche einzuführen. Von einer Entscheidung des Kammergerichts wollte er nichts wissen; er habe, sagte er, ein Gericht um sich, besetzt mit Reifigen, wo man mit Büchsen und Karthaunen distinguire.

Nachdem Sickingen die Burg Bliscastell und St. Wendel, eine kleine Stadt, 12 Meilen von Trier, genommen hatte, langte er am 7. September vor Trier an. Mit 1500 Pferden, 5000 Mann und nicht geringem Geschütz zog er über den Marsberg daher, unter dem Siegesgeschrei der Seinen und wildrauschender Kriegsmusik. Es schien, als sei die Beute schon aufgehäuft und Sickingen bloß zu ihrer Vertheilung hergekommen, so siegesicher wähnte er Trier bereits durch seine Waffen vernichtet. In seinem Lager sprach man davon, daß Sickingen in Kurzem Kurfürst sein werde, ja vielleicht noch mehr als das. Das ganze Reich wendete seine Augen dahin: der Abgeordnete des Herzogs Georg von Sachsen schrieb an seinen Herrn, in vielen hundert Jahren sei nichts so Gefährliches wider die Fürsten des Reichs unternommen worden. Es sei Alles dahin gerichtet

gewesen, behaupteten Andere, daß man in Kurzem nicht hätte wissen sollen, wer König oder Kaiser, Fürst oder Herr sei.

So schien das ganze Reich durch die stürmische Erhebung des Ritterwesens bedroht. Man kann sich nicht recht ausdenken, bemerkte einer unserer ausgezeichnetsten Geschichtschreiber, was daraus werden sollte, wenn es ihm gelang. Konnte wirklich aus der ritterlichen Unabhängigkeit, die nun zu voller Herrschaft gelangt wäre, eine einigermaßen geordnete Regierung hervorgehen? Würde etwa die verwilderte Selbsthülfe des damaligen Ritterthums durch die neue Predigt so leicht zu bezähmen gewesen sein?

Als der Erzbischof von Trier, welcher am 5. September an der Spitze der vorzüglichsten Ritter seines Landes und einer Schwadron kölnischer Reiter in die bedrohte Stadt eingezogen war, die Nachricht von dem Herannahen des Sickingenschen Heeres empfing, schritt er sofort zur Ausführung einer Maßregel, die, so hart sie immer war, doch nothwendig erschien. Er beschloß nämlich, die prächtige Abtei St. Maximin zu zerstören, welche der Stadt ganz nahe lag und dem Feinde um so willkommener gewesen sein würde, als sie mit Früchten und Lebensmitteln jeder Art gefüllt war und zugleich einen sehr geeigneten Posten zur Beschiesung der Häuser darbot. Freilich stand dies von Rom mit großen Freiheiten und Rechten begabte und für sich unabhängige Kloster nicht unter der hoheitlichen Gewalt des Erzbischofs, sondern lediglich unter dem Schutze des Reichs, aber die Kriegsnoth ließ keine Rücksicht nehmen. Man nahm sie um so weniger, als zwischen der Abtei und der Stadt eine alte Feindschaft im Gange war. So mußten denn die Mönche auswandern und was sie mitschleppen konnten, in die Stadt einbringen. Als dies geschehen war, wurde das Kloster, das seinen Hauptreichtum noch enthielt, weil die Mönche in der Angst und Verwirrung nur wenig mitgenommen hatten, geplündert. Uebrigens wurde von den Ausgetriebenen nur ein Theil in der Stadt selbst gelassen und dort zum Trostdienst verwendet, die Uebrigen sandte man, um nicht den Mundvorrath allzumal werden zu lassen, nach verschiedenen Klöstern der Nachbarschaft.

Jetzt wurden die Ringmauern und Außengebäude niedgerissen, damit der Feind nicht im Stande sei, Schanzen hinter denselben aufzuwerfen; die vollgehäuften Magazine aber, die man nicht mehr Zeit hatte, in die

Stadt zu schaffen, übergab man den Flammen. In Panzer und Harnisch leitete der Erzbischof selbst das Zerstörungswerk.

Er war kaum nach Trier zurückgekehrt, als ein Sickingischer Trompeter vor den Mauern hielt und zur Uebergabe der Stadt aufforderte. Richard erwiderte hochentzündet: der Kurfürst von Trier sei diesmal noch nicht gefangen, seine Stadt zu übergeben. Trage Sickingen aber noch ein weiteres Begehrt, so könne er ihn innerhalb der Mauern finden, aus denen er sich nimmermehr entfernen würde.

Auf diese Antwort führte Sickingen in der Nacht seine Schaaren näher heran, verschanzte sich einige hundert Schritte von der Stadt auf Hügeln und in Gärten, und begann Tags darauf die Beschießung mit jeder Art von Geschütz, wie es die damalige Zeit nur aufwies. Stummmaschinen unterstützten den Angriff, glühende Kugeln und Pfeile bestrichen die Häuser, die zum Theil von der Flamme in Asche gelegt wurden: doch die Belagerten hielten sich standhaft; sie löschten das Feuer, ersetzten die Breschen der Mauern durch neue Wälle, und hatten einmal sogar mit 60 ihrer Tapfersten einen Ausfall gewagt, bei welchem sie dem Feinde mehrere Kanonen vernagelten.

So war der 12. September herangekommen, als im Lager wie in der Stadt Abgeordnete des Erzbischofs von Köln erschienen, mit dem Auftrage, Waffenstillstand und Frieden zu vermitteln. Die Unterhandlungen blieben aber bei beiden Theilen ohne Erfolg; denn Sickingen forderte als Preis des Abzugs 200,000 Dukaten, worauf ihm Richard erwiderte, diese Summe verlange er vielmehr von ihm als Ersatz für zugefügten Schaden.

Auf's Neue wurde der Kampf mit aller Macht und Heftigkeit fortgesetzt. Die Geschütze der Belagerer schossen frische Breschen, und der Sturm auf Leitern schien vorgebahnt. Furchtbar war das Handgemenge, welches sich jetzt unten und auf den Mauern entwickelte. Balken und siedende Stoffe flogen auf die Stürmenden, in der Nähe ward mit Streitägten zu nicht geringem Verlust von beiden Theilen gekämpft. Eine ganze Nacht hindurch dauerte dieser Kampf und Widerstand. Richard von Greiffenklau und Franz von Sickingen standen überall an der Spitze.

Für den Letzteren traten aber, nachdem er bereits fünfmal gestürzt und über 20 Tonnen Pulver verschossen hatte, zwei sehr mißliche Umstände

ein: der Mangel an Pulver und das Ausbleiben seiner Bundesgenossen, auf deren Zuzug er bestimmt gerechnet hatte, die aber allenthalben aufgehalten oder geschlagen wurden.

Der Herzog von Cleve und der Kurfürst von Köln geboten den Reitern, welche in ihren Gebieten geworben waren, bei Verlust ihrer Lehnen, ja ihres Lebens, zu Hause zu bleiben. Dem jungen Landgrafen von Hessen gelang es, die 1500 Mann starke Truppe des Nikolaus von Minkwitz, welche von Braunschweig daher zog, zu übermannen, ihres Anführers nebst der Kriegskasse und allen seinen Papieren habhaft zu werden, und hierauf dessen Leute für seinen eigenen Dienst zu gewinnen.

Nicht genug aber, daß Sickingen die so fest erwartete Hülfe ausblieb, sondern die Fürsten rüsteten nun selbst wider ihn, sowohl der Kurfürst von der Pfalz, sein alter Gönner, wie der Landgraf von Hessen, sein erbitterter Gegner, der es Sickingen nicht vergessen konnte, daß er ihn mehrere Jahre früher heftig befehdet und ihn, den Unmündigen, in Noth und Schaden gebracht hatte. Beide Fürsten trafen jetzt Anstalten, ihrem Nachbar und Einungsgenossen von Trier zu Hülfe zu kommen.

Sickingen, im Angesicht einer tapfer vertheidigten Stadt, im offenen, durch Verwüstungen erbitterten Lande, wagte es nicht, das Zusammentreffen so übermächtiger feindlicher Streitkräfte abzuwarten, sondern entschloß sich am 14. September, die Belagerung aufzuheben und Trier zu verlassen. In raschen Märschen trat er längs der Mosel hin seinen Rückzug an.

In diesen acht Tagen einer vergeblichen Belagerung lag eine große Wendung der deutschen Geschichte. Sie gaben der so gefährdeten fürstlichen Macht die Oberhand über das Ritterthum.

Trier, Pfalz und Hessen beschworen jetzt ein neues Bündniß, demgemäß Sickingen mit ihrer ganzen Macht bekämpft werden sollte. In Betreff der zu hoffenden Eroberungen ward ausbedungen, daß jeder von ihnen behalten solle, was er allein in seinem Gebiet von Sickingen und dessen Anhängern erobern werde. Ueber sämtliche Kriegsangelegenheiten sollte gemeinsam Beschluß gefaßt werden, und sich Keiner in einseitige Unterhandlungen oder gar in besondere Friedensschlüsse einlassen.

Nachdem sie das Erzstift vom Feinde gesäubert hatten, wandten sich aber die Fürsten nicht sofort gegen Sickingen selbst, sondern zunächst gegen

die Freunde desselben. Sickingen's Ebernburg schien ihnen in dieser Jahreszeit unbezwingbar; andererseits glaubten sie auch den Ritter nicht minder erheblich zu schwächen, wenn sie die Bundesgenossen vernichteten oder unschädlich machten und dadurch diejenigen, welche ihm etwa noch Beistand zu leisten gedächten, einschüchterten und abschreckten.

Der Kurfürst von Mainz, welchem man vorwarf, daß er einer Anzahl Sickingen'scher Reiter den Uebergang über den Rhein nicht gewehrt habe, mußte den Frieden mit 25,000 Goldgulden erkaufen, nachdem der Landgraf von Hessen sein Gebiet verwüstet hatte. Hartmuth von Kronenberg, Sickingen's gefährlichster Anhänger, ward in dem Hauptsitz der Familie, Stadt und Schloß Kronenberg unweit Frankfurt, aufgesucht und belagert. Nach tapferer Vertheidigung mußte sich die Burg am 16. October ergeben; Hartmuth selbst war glücklich entkommen. Die drei Fürsten nahmen die Huldigung in Person an, und die Stadt wurde an 20 Jahre hindurch als heffische Landstadt behandelt. Aber auch dann, als das Geschlecht der Kronenberger auf viele und dringliche Vorstellungen bei Kaiser und Reich und dem Landgrafen selbst die väterlichen Güter zurückerhielt, empfing es die ursprünglich reichsfreien nur als ein Mannlehen vom Landgrafen und seinem Hause.

Nun ging der Zug gegen Frowen von Gutten, dessen Burg Saalmünster man eroberte, weil er sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht und erklärte Mechter bei sich aufgenommen habe. — Gleiches Schicksal betraf Philipp Waif zu Hausen in der Fulbaischen Mark, Rudelen in Autingen u. s. w.; Andere suchten sich durch Vertrag zu retten.

Auch in entfernteren Gegenden drohte Sickingen's Verbündeten ein ähnliches Ungewitter. Der fränkische Adel hatte ihn zwar nicht eigentlich unterstützt, aber doch in seinem Vorhaben bestärkt, sich im Ganzen zu ihm gehalten; der schwäbische Bund dagegen war mit den Fürsten, namentlich mit der Pfalz, in Einung getreten, und forderte jetzt die fränkischen Ritter vor sein Bundesgericht, um sie wegen einiger Landfriedensbrüche zu vernehmen. Die Ritter hielten sich nicht für verpflichtet, einer solchen Mahnung Folge zu leisten, und kamen in Schweinfurt zusammen, um Beschluß dagegen zu fassen. Sie waren noch Willens, sich zu vertheidigen; ja dem Bischof von Würzburg, der zuletzt in den Bund getreten war, kündigten

seine Untersassen, darüber entrüstet, im Anfang des Jahres 1523 alle seine Aemter auf. Ganz Schwaben und Franken gerieth in Bewegung. Bei der Uebermacht des Bundes ließ sich jedoch das Ende des Kampfes leicht voraussehen, wofern nicht das Regiment ihn zu verhindern wußte.

Diese höchste Reichsbehörde sollte sich bald in der Lage befinden, den Ereignissen eine ganz andere Bedeutung beizulegen als früher. Früher nämlich war die Autorität des Regiments von Sickingen und dessen Freunden verspottet und bekämpft worden, und auf die Anklage des Anwalts von Trier hatte man Sickingen dafür, ohne ihn den Reichsstatuten gemäß vorgeladen und verhört zu haben, bereits am 8. October in die Acht erklärt; allein in eine eben so trotzig, dem Regiment gefährliche Haltung warfen sich nun die Gegner des Ritters: statt den Geächteten ausschließlich zu verfolgen, griffen sie dessen vermeinte Verbündete an, deren Schuld nicht immer nachgewiesen war, und nahmen ihre festen Häuser ein; auch griff der schwäbische Bund, der ohnehin behauptete, nur mit Vorbehalt seiner Einung in das Regiment gewilligt zu haben, durch jene Ladungen offenbar in das Gebiet der Reichsgerichte über, und auf eine Erinnerung, Niemand über den Landfrieden zu beschweren, hielt er es nicht der Mühe für werth, auch nur eine Antwort zu geben.

Da die Unternehmungen Sickingen's, die Vährungen des fränkischen Abels nicht durch das Regiment unterdrückt worden waren, sondern durch die Uebermacht und Kriegsgewalt der Nachbarn, so setzten diese nun auch den Kampf nach ihrem eigenen Gutdünken fort, ohne viel Rücksicht auf die höchste Gewalt im Reiche.

Daher kam es, daß das Regiment gar bald diejenigen in Schutz nahm, die es noch eben als seine Feinde betrachtet hatte. Frowen von Gutten brachte ohne viele Mühe, nachdem die Meinungen der angesehensten Mitglieder des Kammergerichts vernommen worden, ein Mandat aus, durch welches die Fürsten aufgefordert wurden, ihm seine Häuser zurückzugeben, und kurz darauf erfolgte ein förmliches Urtheil zu seinen Gunsten. Zugleich drang das Regiment in die Fürsten, den Erzbischof von Mainz der ihm so gewaltsam auferlegten Verpflichtungen zu entlassen. Die Fürsten hätten gewünscht, gegen den geächteten Sickingen mit der Hilfe des Reichs unterstützt zu werden, aber das konnten sie — wie die Sachen jetzt

lagen, in den ersten Monaten des Jahres 1523 — weder bei dem Regiment noch bei den Ständen auswirken; ja, wäre die Acht nicht schon ausgesprochen gewesen, so wäre sie jetzt wohl unterblieben. Einige Mitglieder des schwäbischen Bundes trugen auf ein Verbot der ritterlichen Zusammenkünfte und Verbindungen an: das Regiment war jetzt nicht mehr dahin zu bringen und kündigte vielmehr den Rittern an, es werde sie mit Ausnahme derer, welche gegen den Landfrieden gehandelt, in seinen Schutz nehmen.

Dadurch, daß sich das Regiment sowohl als die Ritter für die neue evangelische Lehre erklärten, war zwischen beiden eine Annäherung herbeigeführt; auch war die wilde, Umsturz drohende Erhebung des Ritterthums schon gebrochen und von dieser Seite also keine Gefahr für das Allgemeine mehr zu befürchten.

So schien die Erhaltung des geächteten Sickingen sogar im Interesse der Reichsordnung zu liegen, die von der andern mächtigen Partei nicht minder Willkür und Nichtachtung besorgen mußte. Sickingen selbst gab seine Sache keineswegs für verloren; er glaubte Hülfe von Niederdeutschland und vom Oberrhein erwarten zu dürfen, Zugug fränkischer und böhmischer Ritter, Beistand der Lutheraner. Alles kam darauf an, sich bis zum Eintreffen dieser Hülfsstruppen gegen die fürstliche Macht zu halten. Da eröffnete er trotzigen Muthes zu Anfang des Frühjahrs 1523 selbst den neuen Feldzug. Er brach in das pfälzische Gebiet ein, brandschatzte die Stadt Kaiserslautern und eroberte die Beste Bogberg. Dagegen wurde sein Sohn Hans, welcher Stein-Kallenfels an der Nahe entsetzen wollte, von den Pfälzern gefangen, das Schloß selbst genommen und den Flammen übergeben.

Diese und andere Unfälle dämpften allmählig Sickingen's kühne Erwartungen so sehr, daß er mindestens einen Waffenstillstand zu erlangen suchte; aber die Fürsten waren zu klug, ihm eine so gefährliche Frist zu gönnen; sie beschloßen vielmehr, ihn anzugreifen, ehe noch alle die Verstärkungen, welche er erwartete, bei ihm eingetroffen wären. Sie wollten ihn, damit er gar nicht mehr zu Athem komme, in einer seiner Burgen mit Macht einschließen, „also daß er nicht mehr herauskönnte.“

Am 22. April trafen der Landgraf von Hessen, der Pfalzgraf und der

Erzbischof von Trier in Kreuznach zusammen und hielten dort mehrere Tage Kriegsrath. Unter Anderem beschloffen sie, das Gerücht zu verbreiten, als sei der Hauptanschlag auf die Ebernburg gerichtet, während sie es vornehmlich auf Landstuhl abgesehen hatten, wo sich, wie sie erfahren hatten, Sickingen mit seinem Sohne befand. Um sein Entkommen zu verhindern, schickten sie den Schenk zu Erbach mit einem reißigen „Gezeug“ nebst etlichen Fähnlein Knechten und dem nöthigen Geschütz (Kartthauen und Feldschlangen) vorläufig gegen Landstuhl ab, und Ausgangs April waren sie selbst mit ihrer ganzen Macht dort versammelt.

Sickingen hatte sich dieser Belagerung so wenig versehen, daß, als er eines Tages Reiter in den entfernten Gebüschern erscheinen sah, er sich schmeichelte, es seien Lutheraner, welche sehen wollten, was er mache; aber sie kamen nicht näher, sie banden die Pferde in einem Buschwerk an: es war der Vortrab der Feinde, welche anlangten, um ihn zu belagern.

Zunächst hielt es Sickingen für das Gerathenste, einen Theil der ihm hier ganz unnützen Reiterei herauszuschaffen, damit den Uebrigen der Raum weniger beengt und der Mundvorrath nicht geschmälert würde. Dies geschah mittelst eines blinden Ausfalls, und nun war er der tröstlichsten Hoffnung, sich in der Burg, welche vor Kurzem erst starke Befestigungen erhalten hatte, wenigstens ein Vierteljahr halten zu können, binnen welcher Zeit seinen Verbündeten wohl Zeit blieb, herbeizukommen und ihn zu entsetzen. Bei dem Anblick der zahlreichen Streitkräfte, die sich vor seiner Feste sammelten und mit denen man ihn einschloß, sagte er freilich zu einigen seiner Leute: „Dies ist ein nicht gemein Berennen; der gewaltige Haufen wird nachrücken!“ Doch verlor er den Muth nicht, sondern ließ vom höchsten Thurm der Burg so gewaltig auf die Belagerer zurückfeuern, während er zu gleicher Zeit sehr heftige Ausfälle unternahm, daß er einen Theil der mit so viel Anstrengung errichteten Werke der Fürstlichen zerstörte und unter ihrem Kriegsvolk ganze Reihen niederstreckte.

Zwar hatten ihn die Seinigen schon früher gebeten, das Schloß zu verlassen, aber Sickingen weigerte sich und erklärte, es würde ihm schimpflich sein, aus einem guten Hause zu reiten und nicht erst sich beschließen zu lassen; er wolle schon noch herauskommen. Mit bitterem Spott neckte er sofort die fürstlichen Vorposten und ließ hinausagen: er wolle ihnen von

seiner Armuth etwas Brod und Wein mittheilen, wenn sie abziehen wollten. So sorglos war sein Gemüth; an Landstuhls Mauern, so meinte er, müsse die Geduld und die Anstrengung der Fürsten ermüden, bis Entsatz käme.

Trotz des heftigen Feuers jedoch von der Thurbatterie herab und trotz der vielen, dasselbe unterstützenden Ausfälle wurde Sickingen bei jedem seiner Versuche, das Belagerungsheer zurückzuschlagen, wieder in das Städtchen gedrängt, und die Gefangennehmung einer Schaar Reisiger nebst ihrem Anführer Heinrich von Elz war das einzige Ergebniß dieser Bemühungen. Letzterer löste sich durch 600 Gulden, die dem Ritter in die Burg gesendet werden mußten.

Nach diesem Vorfall sandte Sickingen einen Knappen in's Lager und ließ den Fürsten melden: „Er sei zwar Ihrer Churfürstlichen und Fürstlichen Gnaden Ankunft nit also hoch erfreut; doch hätte er neue Mauern und sie neu Geschütz, dasselbe wollte er gern hören. Er selbst — wurde der Botschaft beigefügt — sei gezogen vor Trier, hätte sein Pulver und seine Kugeln mit Freuden verschossen und mit Unlust wieder abziehen müssen; er hoffte, es würde ihnen, den Fürsten, auch also geschehen!“ — Die Fürsten ließen ihm aber auf diesen neuen Spott zurückerwidern: „Er möge gemach thun, es solle ihr Geschütz ihm zu hören werden!“

Sie erfüllten in der That dies Versprechen im reichlichsten Sinne des Wortes; denn nachdem sie ihr Geschütz vollkommen aufgestellt hatten, erfolgte ein so mörderisches und ununterbrochenes Feuer aus demselben, daß am ersten Tage (30. April) allein über 600 Schüsse auf Landstuhl fielen und der vorerwähnte hohe Thurm, von welchem aus das Lager übersehen und bedroht wurde, völlig zusammenbrach, unerachtet die Dicke seiner Mauern 14 Schuh betrug. So konnte die alte Vertheidigung der neuen Kriegskunst nicht Stand halten. Mit diesem Thurm war das Hauptbollwerk der Beste zu Grunde gerichtet. Die durch den furchtbaren Einsturz aufgewirbelten Staubwolken ließen dieselbe eine gute Weile gar nicht mehr sehen. Schreck und Verwirrung ergriff in diesem Augenblick auch die kühnsten Ritter und die vertwegensten Landsknechte in der Burg. Sickingen erkannte sein Geschick, und „nun wäre er gern herausgewest, aber es war ihm nicht mehr möglich.“

Auf diesen ersten Schlag folgte bald ein zweiter. Am 2. Mai berichtete man ihm, daß bereits ein Stück Mauer von 24 Schuhen in der Länge niedergelegt sei. Sickingen, der das kaum glauben konnte, ließ sich, da die immer zunehmenden Schmerzen seines Podagra's ihn am Gehen hinderten, von Einigen hinausführen, um den Schaden zu besichtigen und in Ueberlegung zu ziehen, wie man dem daraus zu befürchtenden Uebel steuern möge. In demselben Augenblick fiel ein Schuß aus einer Nothschlange und traf einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Stück davon in Sickingen's Seite schlug und eine Wunde machte, durch die man „ihm Lunge und Leber im Leibe sah.“ Der gleiche Schuß verwundete auch den Büchsenmeister und des Ritters treuen, redlichen Kammerdiener, welche beide den alten Herrn zu der Bresche geführt hatten. Alle drei lagen einige Zeit sinnlos am Boden, bevor es Jemand nur bemerkte. Endlich sand sie in diesem Zustande der Durgkaplan und traf Anstalten, daß man den Ritter in die Stube trug, die sein gewöhnliches Gemach war. Aber das Höllefeuer verfolgte sie auch hier mit so unbeschreiblicher Wuth, daß man sich genöthigt sah, ihn in ein ausgehauenes Gewölbe zu tragen, um ihn vor weiterer Beschädigung zu sichern. Da sagte der Ritter: „Ich halt' dafür, es sei einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, damit so sehr zu uns geschossen wird.“ Noch einige Tage hielt er sich hart, erklärte aber doch zuletzt: „Solch unchristliches Schießen hab' ich mein Tage noch nie erfahren.“

Des Ritters Argwohn, daß Verrätherei mit im Spiele sei, war wirklich nicht ungegründet; denn die Fürsten hatten durch Bestechung einen Maurer, der in Sickingen's Diensten war und Ebernburg und Landstuhl früher besetzten half, zur Entdeckung aller Geheimnisse und inneren Einrichtung dieses letzteren Schlosses gewonnen.

Als der Wundarzt Sickingen's Wunde untersuchte und Gefahr für sein Leben befürchten ließ, ergriff der Schreck hierüber einen neben ihm sitzenden Edlen so sehr, daß er das Bewußtsein verlor. Da bat Sickingen, dem Ohnmächtigen zunächst beizustehen, und als der Wundarzt zögerte, erklärte er, er würde sich nicht eher angreifen lassen, als bis jenem geholfen wäre.

Kaum war Sickingen einigermaßen verbunden und gepflegt, so schrieb

er mit zitternder Hand einen Brief in Ziffern an Balthasar Stör, seinen Geheimschreiber, der auf einer andern Burg verweilte, und übergab ihn einem Knappen, um ihn heimlich durch das Lager zu bringen. Derselbe wurde jedoch von den wachsamen Posten des Belagerungsheeres angehalten, des Schreibens beraubt und der Inhalt desselben den Fürsten ver-rathen. Dieser lautete also: „Lieber Meister Balthasar! Ich gebe Euch zu erkennen, daß ich hart belagert und mit dem Geschütze härter allbereits, denn ich gemeinet in einem Vierteljahr hätte geschehen sollen, genöthiget bin. Es hat mich auch ein Holz geschlagen, hoff' aber in Gott, es soll mir nichts schaden. Darum wollet Euch eilends zu Graf Wilhelm von Fürstenberg fügen und ihn auf's Fleißigste bitten und anhalten, daß er mit sammt denjenigen, als er und Ihr wisset, mich entsetzet. Denn ich hab' ein trotziges Gefinde, das sich zu wehren Lust hat, und bin ganzer Zuversicht, Graf Wilhelm und Ihr werdet keinen Fleiß hierinnen unter-laffen!“ —

Dies Schreiben bestätigte den Fürsten, daß sich Sickingen wirklich zu Landstuhl befinde, und sie setzten die Belagerung so kräftig fort, daß der starre Sinn des Ritters doch gebrochen wurde und er eine Uebereinkunft versuchte. Am 6. Mai erschien ein Trompeter im Lager mit folgendem Brieflein:

„Ich Franz von Sickingen befind', daß Ihr gegen mir mit Ungnaden bewegt (seid); bitte, Euer Churfürstlichen und Fürstlichen Gnaden wollen etliche der Meinen zu sich eine Stunde versichern, und mich bei denselbigem E. Churf. und Fürstl. Gnaden Gemüth, was das gegen mir sei, verständigen, dann will ich mich mit Antwort vernehmen lassen.“

Auf diese Zuschrift ließen die Fürsten mit dem Schießen eine Weile innehalten und sendeten Herrn Wilhelm von Renneburg, Eberhard Schenk, Reinhard von Neuenack und Adolf von Ruspheim auf den bestimmten Platz vor dem Schlosse; Sickingen dagegen seinerseits den Herrn von Waldeck nebst zwei andern Edlen, um die Unterhandlung zu eröffnen. Jene erklärten im Namen der Fürsten: „Franz (von Sickingen) habe versucht, daß sie ihn hätten überziehen müssen; darum sei nun ihr Wille, daß er sich mit all Demjenigen, was er bei sich habe, ihnen gefangen gebe und alle seine Güter zu ihren Händen stelle. Wolle er das thun, so sollte mit dem



Der Tod Franz von Sickingen's.

Geschütz innegehalten, wo aber nicht, so müßte es zu erobern getrachtet werden.“ —

Solch ein Ansinnen schien Sickingen und den Seinigen doch zu hart, und diese baten ihn dringend, nicht darein zu willigen, um so mehr, als er fast wie ein Todter zu betrachten und es ihm, meinten sie, bloß um ein Sterben zu thun wäre. So ließ denn Sickingen den Fürsten zurückerwidern: „Das (was sie als Bedingungen des Waffenstillstandes vorangestellt) wär' er nit bedacht anzunehmen; wollten aber die Fürsten ihn und die Seinen mit ihrem Leib, Hab' und Gut ungefangen passiren und abziehen lassen, so wollt' er ihnen Landstuhl, wie es stünde, übergeben.“ Die Fürsten aber, denen seine Person die Hauptsache war, und denen mit Landstuhl allein wenig gedient sein konnte, so lange Sickingen von der Ebernburg aus all ihrer Macht zu trogen und durch Entsatztruppen vielleicht dem ganzen Kampf eine andere Wendung zu geben im Stande war, nahmen, seiner gegenwärtigen Noth nur zu sicher, den gemachten Vorschlag nicht an, sondern verharrten auf den von ihnen gestellten Bedingungen.

Jetzt wandte sich Sickingen, den seine körperlichen Kräfte mit jeder Stunde mehr verließen, zu den Seinigen und sprach: „Liebe Gesellen! Was wollen wir machen? Ich hatte gestern wohl ein Anderes vorgenommen; gebt's frei auf: ich will nicht drei Tage der Fürsten Gefangener sein. Denn ich habe auch also viel guter Gefangener von Adel, die Euch wohl lebigen werden!“ Und nun ließ er den Fürsten melden: „Wollten sie ihn und die Seinen des Lebens gesund und ewigen Sitzens versichern, und in ritterlich Gefängniß annehmen, einen Kriegsmann gegen den andern zu lebigen, so wollte er sich mit den Seinigen, die er auf dem Schlosse hätte, gefangen geben, und ihnen Landstuhl, wie es stünde, überantworten.“

Die Fürsten gingen endlich auf diesen Antrag ein, obgleich nur auf dringende Fürbitten der in ihrem Lager befindlichen Grafen, Ritter und Dienstleute, denen das Schicksal eines so tapferen und berühmten Ritters zu Herzen ging, begehrten aber seine eigene Handschrift dafür.

Dies geschah, so gut es ihm bei der großen Schwäche seines körperlichen Zustandes möglich war. Hierauf eröffneten ihm die Fürsten, daß er diese Nacht das Schloß noch inne haben, aber nichts darauf verwenden,

d. h. zu seiner Befestigung unternehmen dürfe; am folgenden Tage sollte dann die Besetzung vollständig vor sich gehen.

Als Franz von Sickingen die harten und ungroßmüthigen Bedingungen eingegangen war, unter denen ihm seine Feinde erlaubten, ohne Kanonendonner sein Leben vollends auszuhauchen, wandte er sich tief bewegt zu seinen Leuten und sprach: „Wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arnberg (Robert von der Mark), der von Fürstenberg, der von Horn, die Schweizer, die von Straßburg und die in der Brüderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten? Darum, Lieben, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung!“

Am folgenden Tage ganz in der Frühe erschienen die Bevollmächtigten der Kriegsfürsten, und zwar zwei Rätthe für jeden derselben; bald darauf folgten ihnen die Fürsten selbst. Der Landgraf trat zuerst in das Gewölbe, in welchem der Schwerverwundete, Todtfranke lag. Sickingen, dessen Auge bereits dunkel geworden war und die Gegenstände um sich her nicht mehr recht unterscheiden konnte, fragte einen der Umstehenden: „Welches ist der Landgraf?“ Man zeigte ihm denselben. Da richtete er sich, so viel er's vermochte, vom Bette auf, nahm sein Barett ab und sagte: „Gnädigster Herr Landgraf!“ Nach diesem gelobte er in die Hände Wilhelm's von Renneburg sein ritterlich Gefängniß. Philipp der Großmüthige aber näherte sich ihm und that die in diesem Augenblick eben nicht sehr großmüthige Frage: „Franz, was hast Du Dich gezeigen und mich in meinen unmündigen Jahren überzogen und unschuldig mich und meine Land' und Leut' beraubt und merklich beschädigt, und bin ich Dir je mein Tage nichts schuldig geworden?“ — „Gnädigster Herr“, erwiderte ihm Sickingen, „es führt Mancher eine Sach' an und meint, es soll ihm wohl ersprießen und fehlet ihm dennoch. So ist hier auch geschehen. Meine Zeit will's jezt nicht leiden, davon viel zu berichten. Wollt' Gott, sollt' ich leben, ich habe auf Wege gedacht, es sollt' Euer Gnaden doppelt erstatet werden.“ —

Der ihm zunächst stehende Diener sagte nun zu Sickingen: „Da steht mein gnädigster Herr, der Pfalzgraf und Kurfürst!“ — Darauf Zener: „Wo ist er? Steht er da?“ — Nach diesen Worten zog er mit seiner Linken das Barett und versuchte es, ebenfalls gegen den Pfalzgrafen sich

aufzurichten. Der aber rief ihm zu: „Franz, bleib' liegen und setz' wieder auf!“ Gleichwohl machte ihm auch der Pfalzgraf einige Bortwürfe, worauf Sickingen bloß zur Antwort gab: „Ich hätt' vermeint, es sollte eine andere Gestalt gehabt haben und also, daß die Kosten und Mühe eines Theils vermieden, auch daß Ihr Erstattung hättet bekommen mögen!“ — Mehr zu sprechen hinderten ihn die Schmerzen seiner Wunde.

Vor dem dritten Quäler in der Todesstunde, dem Erzbischof Richard, seinem Todfeind, nahm er stolz das Varet nicht ab, sondern erwiderte auf die Frage eines Umstehenden nach der Ursache: „Ich konnte werden was er, denn ich bin eben so adelich geboren!“ — Auf die bitteren Bortwürfe des Erzbischofs, wie sehr er, Sickingen, ihn an Land und Leuten beschädigt, sagte er bloß mit sichtbarer Hestigkeit: „Da wär' viel davon zu reden! Nichts ohne Ursach'; hab' jetzt mit einem größern Herrn zu reden!“ —

Sein Kaplan Nikolaus fragte ihn, ob er zu beichten verlange. Er antwortete: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“

Der Kaplan rief ihm Worte des letzten Trostes zu und hob die Hostie empor. Die Fürsten entblöhten ihr Haupt und knieten nieder: in diesem Augenblick verschied Sickingen. — Die Fürsten beteten ein Vater-unser für seine Seele.

Sein Todestag war der 7. Mai 1523.

Der Pfalzgraf erkundigte sich bei dem Kaplan, ob Sickingen nicht den Wunsch geäußert, bei seiner Hausfrau in Kreuznach begraben zu werden; in diesem Falle sei er geneigt, ihn, den Priester, auf Ehrenwort zu entlassen, damit das heilige Werk durch ihn verrichtet werden könne. Allein der Kaplan entgegnete, Sickingen habe sich geäußert: „er sterbe an welchem Orte er wolle, da sollte man ihn auch begraben.“ Somit wurde er denn durch einige Bauern und durch des Landgrafen Koch in einen alten Kleider- oder Harnischkasten gelegt, daß Haupt und Knie sich ihm bogen, darauf mit einem Seil den Berg herabgezogen und unter Landstuhl in einer kleinen Kapelle beigesetzt, nicht viel über eine halbe Spanne unter der Erde. Der Leiche folgte Niemand als Reinhard von Neuenek mit neun Rittern.

Als seine Söhne später das Erbe ihres Vaters wieder erhielten, wurde

sein Bildniß in Lebensgröße aus Stein gehauen und in der Pfarrkirche des Städtchens nebst folgender Inschrift an der Wand aufgestellt:

„Hier liegt der edel und ehrenvest Franciscus von Sickingen, der in Zeit seines Lebens Kaiser Carolen des fünften Rathe, Kammerer und Hauptmann gewesen und in Belägerung seines Schlosses Manstein durch das Geschütz tödtlich verwundet, vollens uf Donnerstag den siebenten Mai, Anno M. D. XXIII um Mittag, in Gott christentlich von dieser Welt seliglich verschiede.“ —

Sickingen war hier im Harnisch abgebildet. Ein Kind, das durch einen Ring eine große Kugel werfen zu wollen scheint, deutet wahrscheinlich an, daß dieses Mannes Wille und Muth größer als seine Kraft gewesen. Leider blieb dies einfache Denkmal in den Revolutionskriegen der Neunziger Jahre nicht verschont. Ein Franzose schlug der Bildsäule den Kopf ab und schleppte ihn als Trophäe mit fort.

Zubel und Trauer erfüllten, je nach dem verschiedenen Partei-Standpunkte, bei der Nachricht von des Ritters unerwartetem Ende einen großen Theil von Deutschland: besonders die geistlichen Fürsten athmeten frei auf. Auch in Rom legte man diesem Ereignisse so viel Gewicht bei, daß der Papst an den Erzbischof von Trier, mit besonderer Rücksicht auf die Beendigung der Sickingischen Unruhen, ein verbindliches Schreiben sandte. Luther und die Häupter der Reformation sahen in diesem Ausgang einen Fingerzeig der Vorsehung, die sich feierlich gegen alles gewaltsame Wesen ausgesprochen, und Luther rief daher in tiefer Erschütterung des Herzens aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“

Alle Burgen Sickingen's und seiner Freunde fielen nun in die Hände der Fürsten. Mit denen, welche im Herbst erobert worden, waren es im Ganzen 27. Was auf dem rechten Rheinufer lag, fiel dem Landgrafen zu, was auf dem linken, theilten der Pfalzgraf und der Erzbischof. Auf der Ebernburg, dem einzigen Schlosse, das sich eine Zeit lang hielt, machte man eine prächtige Beute: herrliche Kleinodien zu weltlichem und geistlichem Gebrauch, vor Allem 36 Stück Geschütz; das schönste, die Rachtigall genannt, war 13½ Schuh lang und wog über 70 Centner. Sickingen's und seiner Gemahlin Ahnen, nebst des Ersteren Bildniß und dem des

Heiligen, den sie früher vor Allem verehrten, der heilige Franz, waren darauf gegossen mit folgender Inschrift:

„Die Nachtigall heiß ich,
Lieblich und schön ist mein Gesang,
Wem ich sing, dem wird die Zeit lang.
Meister Stephan zu Frankfurt goß mich.“

Ein anderes Stück hieß der Hahn und hatte 11 Schuh in der Länge. Es trug nachfolgenden Spruch:

„Das wollt Gott,
Meister Stephan zu Frankfurt goß mich;
Ich heiß der Hahn,
Im Lager bin ich allzeit voran.“

Beide Stücke fielen bei der Theilung dem Landgrafen zu. — Am 6. Juni schieden die Fürsten von einander, nachdem sie sich verpflichtet hatten, was sie mit einander gewonnen hätten, auch mit einander zu behaupten.

Von Seiten der kaiserlichen Regierung sah man diesem eigenmächtigen Zugreifen und Erobern der drei Fürsten durchaus nicht gleichgültig zu; sondern der Erzherzog Ferdinand, als bestellter Reichsverweser in Abwesenheit des Kaisers, erließ noch vor Einnahme der Ebernburg ein Schreiben, in welchem er über die allzuhabsüchtige Rache des Pfalzgrafen und seiner Verbündeten großes Mißfallen äußerte und den Wunsch ausdrückte, daß „Gütigkeit, Gnade und Sanftmuth, die bei so trefflichen adligen Fürsten allezeit statthaben sollten“, auch von den drei Verbündeten gegen die Nachkommen Sickingen's geübt werden möchten. Dennoch blieb Alles beim Alten, d. h. die Fürsten behielten, was sie besaßen, und ließen sich die Noth der Sickingen'schen Erben wenig zu Herzen gehen. Erst nach beinahe zwanzig Jahren und in Folge vieler und mächtiger Verwendungen wurden sie in einen Theil ihrer Güter wieder eingesetzt.

XI.

Der Zug Carl's V. gegen Tunis.

Horuk und Chaireddin, die Söhne eines griechischen Renegaten, erwarben sich zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts als Seeräuber in den Gewässern des mittelländischen Meeres einen sehr gefürchteten Namen.

Im Jahre 1512 standen sie an der Spitze von zwölf Galeeren und befehligten ein tapferes, meist aus Türken bestehendes Schiffsvolk. Mit der zunehmenden Macht nahm auch die Kühnheit und Unternehmungslust der Piraten zu, die nun aus Seeräubern Eroberer wurden.

Horuk's Tapferkeit bewog die Einwohner des kleinen Fürstenthums Gigeri, am Nordrande Afrika's, ihn zum Beherrscher zu wählen. Er vergrößerte sein Besitzthum durch die Stadt und das Gebiet von Ehserschel, dessen Oberhaupt Kara Hassan, einen Abenteurer, der unter ihm selbst gedient hatte, er ermorden ließ. Noch größeren Gewinn erlangte er durch den Beistand, den er dem Könige von Algier gegen den ausländischen Bruder desselben leistete. Er besiegte freilich die Rebellen, ließ aber seinen Schützling selbst im Bade umbringen und sich an seiner Statt zum Könige von Algier ausrufen. Als der König von Tennes, in Sorge um sein eigenes Land, ein zahlreiches Heer wider ihn führte, schlug ihn Horuk und eroberte sein Reich mitsammt der Hauptstadt. Sodann verjagte er

gleichfalls den König von Tremisene, und befestigte sich hier wie in Algier durch Gewaltstreichs und Mordthaten.

Bis hieher war ihm das Glück treugeblieben: plötzlich ließ es ihn fallen. Ein Heer von 10,000 Spaniern kam dem vertriebenen Könige zu Hülfe und schloß Horuk in Tremisene ein, dessen Festungswerke der spanischen Artillerie wenig Widerstand leisteten. Mit seinen Reitern und Schützen flüchtete Horuk durch einen unterirdischen Gang aus der Stadt; um die Verfolger aufzuhalten, ließ er Gold, Silber und kostbare Stoffe auf den Weg streuen, aber es half ihm nichts: bei Zara wurde er eingeholt und trotz muthiger Gegenwehr — er selbst focht tapfer mit seiner linken Hand, denn die rechte war von Eisen — nebst seinen 1500 Begleitern niedergelassen.

Die Spanier verfolgten indeß ihren Sieg nicht weiter, und Chairedin, der Bruder des Gebliebenen, trat an dessen Stelle. Gleich Horuk nannte er sich Barbarossa, unter welchem Namen er vorzugsweise bekannt ist. Er war so kühn und grausam, wie sein Bruder, und verstand es, sich die Herrschaft auch durch Klugheit zu sichern. Da sein Heer, dem er allein vertrauen konnte, durch die vorangegangenen Kämpfe sehr zusammengeschmolzen war und die Macht Spaniens ihm einen kräftigen Rückhalt wünschenswerth machte, so begab er sich im Jahre 1518 unter die Oberherrlichkeit des gewaltigen Türkenkaisers Soliman. Für den größten Theil der nordafrikanischen Küste war dieser Schritt von sehr wichtigen Folgen. Soliman ernannte Barbarossa, dessen Königreich nun eine Provinz der Pforte war, zu seinem Pascha in Algier und sandte ihm 2000 türkische Soldaten zu Hülfe. Um seine einheimischen und nächsten Feinde möglichst zu verringern, gab Barbarossa dem Könige von Tennes seine Staaten auf Lebenszeit zurück und suchte sich mit den arabischen Scheiks in der Umgegend zu befreunden, nachdem er die mächtigsten unter ihnen verjagt oder ermordet hatte.

Aber den Gipfel seiner Macht erreichte Barbarossa im Jahre 1534, wo sich die günstige Gelegenheit zu einer neuen und bei weitem der wichtigsten Eroberung darbot. In Tunis, welches damals das blühendste Reich an der afrikanischen Küste war, regierte seit länger als 300 Jahren die Familie der Benihafs. König Mahomet hinterließ 34 Söhne, von

denen aber nicht der älteste, sondern Muley Hassan, einer der jüngeren, durch die Ränke seiner Mutter zur Herrschaft gelangte. Bei seiner Thronbesteigung wurden die unglücklichen Brüder, deren Rache der König fürchtete, geblendet; nur zwei entkamen, von denen jetzt der nachälteste, Prinz Reschid, den Beistand Barbarossa's wider Muley Hassan nachsuchte, dessen Grausamkeit ihn überdies seinen Unterthanen schon verhaft gemacht hatte.

Barbarossa war eben im Begriff, sich nach Constantinopel zu begeben, denn der Sultan hatte ihn zum Beglerbeg des Meeres, d. i. zum Groß-Admiral der gesammten türkischen Seemacht ernannt, weil er der Fähigste schien, den christlichen Flotten Widerstand zu leisten, die unter dem berühmten Seehelden Andreas Doria Griechenland zu erobern angingen.

Prinz Reschid, welcher den Versprechungen Barbarossa's volles Vertrauen schenkte, begleitete ihn auf der Fahrt nach der türkischen Residenz, um dort den Sultan selbst zum Kriege gegen Tunis zu gewinnen. Auf die Rathschläge des treulosen Barbarossa beschloß aber Soliman, dies Königreich unter dem Anschein, die Rechte des Prinzen zu vertheidigen, seinem eigenen Scepter zu unterwerfen. In kurzer Zeit befanden sich 90 wohlbewaffnete Galeeren nebst 200 Fahrzeugen segelfertig, und der mit dem Oberbefehl betraute Barbarossa empfing überdies aus dem Schatze des Sultans die Summe von 800,000 Goldstücken. Als aber die Einschiffung vor sich ging und die türkischen Großen den Admiral in feierlichem Zuge zur Flotte begleiteten, wurde Reschid plötzlich und zwar so heimlich verhaftet, daß in dem Heere selbst kein Zweifel entstand, der tunesische Thronbewerber befinde sich auf dem Admiralschiffe. Ueber das weitere Schicksal des unglücklichen Prinzen ist nichts bekannt geworden, doch ist es leicht zu errathen.

Barbarossa machte zunächst (im Juli 1534) einen Streifzug nach Italien. Angst und Schrecken ergriff Neapel, als die Corsarenflotte plötzlich bei Capri erschien. Ein ernstlicher Angriff, welchem die Stadt schwerlich widerstanden haben würde, schien aber diesmal nicht in Barbarossa's Absicht zu liegen; er begnügte sich damit, Schiffswerfte an der Küste zu zerstören, Castelle von geringer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlassen, einige Meilen weit in das Land zu streifen und Gefangene wegzuführen. Dann kehrte er plötzlich um, plünderte noch die Küsten von Sardinien

und richtete seinen Lauf gegen das Gebiet von Tunis. Zunächst fiel ihm die Stadt Biserta zu, dann Goletta, ein wichtiges Fort, das als der Schlüssel von Tunis zu betrachten war. An beiden Orten wurden die Unterhandlungen durch den Glauben gefördert, es gelte der Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Thronerben. Nun rückte Barbarossa gegen Tunis, wo das ihm schon vorangeeilte Gerücht große Verwirrung erzeugt hatte. Der geängstigte Muley Hassan, von dem Aufruhr seines eigenen Volkes bedroht, ergriff die Flucht, und zwar so hastig, daß er seine Kroninsignien, seine Schätze und selbst einen Beutel mit 200 kostbaren Diamanten zurückließ.

An der Spitze von 9000 Türken hielt Barbarossa seinen Einzug zur Burg, von der Menge freudig begrüßt. Aber der Jubel verwandelte sich bald in Ausbrüche des Hasses und der Wuth, als der ersehnte Prinz vergebens erwartet wurde und einige Vertraute desselben, die man aus Constantinopel mitgenommen hatte, den Betrug entdeckten. Man belagerte die Burg — selbst der verhasste Muley wurde zurückgerufen. Aber ein Ausfall der Türken, bei welchem mehrere tausend Tuneser ihren Tod fanden, war entscheidend. Auch hatte Muley zum zweiten Male die Flucht ergriffen. Schließlich kam es doch dahin, daß man den Sultan als Oberherrn von Tunis, und Barbarossa als seinen Vizekönig anerkannte. Die übrigen Städte, Festungen und Häfen des Königreichs geriethen sämmtlich fast ohne Schwertstreich in seine Gewalt.

Das Seeräuberwesen gedieh nun, nach der Besitznahme von Tunis, auf dem mittelländischen Meere zur vollsten Blüthe. Auf allen Inseln, an allen Küsten landeten die Piratengeschwader Barbarossa's, plünderten und schleppten die Einwohner haufenweise als Sklaven hinweg. Wie ansehnlich dieser Menschenraub war, geht daraus hervor, daß sich im Jahre 1535 allein in Tunis über 20,000 christliche Sklaven befanden. Die Unsicherheit des mittelländischen Meeres, der so wichtigen Verbindungsstraße dreier Erdtheile, gereichte dem Handelsverkehr zum größten Nachtheil. Ganz besonders empfanden dies Spanien und Italien.

Dies Alles wäre Grund genug gewesen, um Kaiser Carl V., welcher ja gleichzeitig auch König von Spanien war, zu kriegerischen Maßregeln gegen Tunis zu bewegen: noch eine neue Veranlassung sollte hinzukommen, die keinen Aufschub gestattete. Die Johanniter nämlich, welche in Tripoli

eine Besatzung hatten, verzweifelten nicht nur, seit Barbarossa's gefährlicher Nachbarschaft, die Festung selbst erhalten zu können, sondern sie mußten sogar für das eigene Malta, den Sitz des Ordens seit 1530, besorgt sein. Ein Heer nach Afrika zu senden, der Eroberungslust Barbarossa's ein Ziel zu setzen, war der Inhalt einer dringenden Botschaft, welche die Ritter dem Kaiser sandten.

Zu gleicher Zeit traf auch ein Abgesandter des vertriebenen Muley Hassan ein, der von der kaiserlichen Macht seine Wiedereinsetzung in Tunis hoffte.

Mit Freude, ja mit Begeisterung ergriff Carl die Gelegenheit, in dem Feinde, der sein Spanien so hart beschädigte, der ihm in Afrika, das ein Neu-Spanien hatte werden sollen, jede Zukunft abzuschneiden drohte — zugleich den Ungläubigen zu bekämpfen. Es war ein Unternehmen, das ihm des kaiserlichen Namens besonders würdig schien, und die Minister und Feldherren, mit denen er darüber zu Rathe ging, gaben, indem sie sämmtlich für den Krieg stimmten, die letzte Entscheidung.

Im Frühjahr 1535 finden wir Carl in voller Thätigkeit, den Kriegszug in's Werk zu setzen. Auch beschloß er, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. Die Befehlshaber und Statthalter in den verschiedenen Staaten seines weitläufigen Reiches mußten schleunigst rüsten; unzählige Hände waren in den Häfen von Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien und Belgien damit beschäftigt, eine Menge von Fahrzeugen, Kriegs- und Transportschiffe, segelfertig zu machen. Einladungsschreiben, die an Genua, Venedig, den Papst und die Könige von Portugal und Frankreich ergingen, forderten sie auf, sich an dem Kampfe gegen die Feinde des Christenthums zu betheiligen.

Da erschienen 5000 Italiener, theils im Solde des Kaisers, theils von einigen Großen, wie dem Fürsten von Salerno, zusammengebracht. Aus Deutschland kamen unter Maximilian von Oberstein 8000 Landsknechte, in der Gegend von Augsburg geworben. Die Genueser und der Herzog Andreas Doria rüsteten im Hafen von Genua eine eigene treffliche Flotte; auch die Malteser thaten, was ihre Kräfte vermochten. Auf seine Kosten stellte der Papst 12 Galeeren, sandte dem Groß-Admiral Doria einen geweihten Degen, und segnete von der Meeresküste herab die vorbeiz-

segelnden Geschwader ein. 25 Karavellen (Schiffe) des Königs von Portugal brachten 2000 Mann, und mehr als 60 Schiffe zählte ein belgisches Geschwader mit Truppen und Vorräthen. Der Kaiser hatte sogar, um Leute für den beschwerlichen Matrosendienst zu gewinnen, einer Menge zum Tode verurtheilter Verbrecher das Leben geschenkt. Aus den vornehmsten Familien ganz Europa's eilten junge Männer herbei, um unter den Augen des Kaisers die Rittersporen zu verdienen. Auch fehlte es nicht an ausgezeichneten Männern jedes Berufes, die sich dem kaiserlichen Heere anschlossen. Fast die ganze Familie der Doria, der Infant von Portugal, Carl's erster Minister Granvella, der damals 27jährige Herzog von Alba, welcher den Tod seines Vaters an den Seeräubern rächen wollte, und so viele Andere — selbst Dichter und Geschichtschreiber — fanden sich hier zusammen, um die Mühseligkeiten, die Abenteuer und den Ruhm der Unternehmung zu theilen. Es war, als wiederhole sich die Zeit der Kreuzzüge.

Nur zwei Staaten, Frankreich und Venedig, schlossen sich von der Theilnahme aus: Franz I., weil er zu Soliman in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und überdies als ein Gegner des Kaisers diesem so viel Schwierigkeiten als möglich zu bereiten wünschte; Venedig, weil man es klüger und dem Handel der Stadt ersprießlicher fand, sich durch Verträge zu sichern. Der Sultan hatte überdies der Republik die Ernennung des Barbarossa zum Groß-Admiral angezeigt, „damit sie ihn ferner nicht mehr als Seeräuber, sondern als Offizier der Pforte ansehen möchten.“ Sie begnügten sich also, den Kaiser durch einen Gesandten begleiten zu lassen und dem Corsaren, der ihnen gleichfalls manchen Schaden zugefügt hatte, alles Unheil zu wünschen.

Cagliari, die Hauptstadt Sardiniens, wurde zum Sammelplatz der von Italien und Spanien kommenden christlichen Flotten bestimmt. Carl V., eingedenk des Todes, den Ludwig der Heilige vor Tunis gefunden, machte, als die Rüstungen ihrem Ende nahten, sein Testament, übertrug die Regentschaft der Königreiche seiner Gemahlin Isabella, und begab sich auf eine Wallfahrt nach Monserrat, wo er an einer feierlichen Prozession Theil nahm. Hierauf ging der Kaiser nach Barcellona, wo am 28. April die portugiesische und die spanische Flotte, am 1. Mai die genuesische unter Doria eintrafen.

Nachdem der Kaiser am 28. Mai die versammelten Streitkräfte gemustert und dem Gottesdienste beigewohnt hatte, verließ er Barcellona und begab sich an Bord des Admiralschiffes, welches, ein Meisterwerk genuesischer Baukunst, ebenso durch seine riesige Größe, wie durch den königlichen Reichthum an Vergoldungen, Gemälden, Stuccaturen und Drapperieen von Purpur und Seide Bewunderung erregte. Selbst die Matrosen waren auf diesem schwimmenden Palast, um der Würde des hohen Gastes in Allem zu entsprechen, in seidene Stoffe gekleidet. Zwei Hauptfahnen wehten auf dem Schiffe, von denen eine mit einem Adler, dem Wappenbilde des Kaisers, geschmückt war, die andere das Bild des Kreuzigten, neben ihm Johannes und Maria, darstellte.

„Wer soll unser Anführer sein?“ fragten die Großen den Kaiser. „Der da“, antwortete er, indem er ein Crucifix hervorzog, „und ich bin sein Fährdich.“

Am letzten Tage des Mai lichteten die Geschwader, 204 Segel stark, die Anker und nahmen, das Admiralschiff voran, die Richtung nach den Balearen. Am 13. Juni traf man bei Cagliari ein, vereinigte sich mit den Schiffen der Italiener und Malteser, und verließ am 14. Juni die Küste Sardinien's. Die gesammte Flotte bestand aus etwa 400 Galeeren, Tartanen, Durken und andern Fahrzeugen; sie war mit 30,000 Mann besetzt, unter denen sich 2000 Reiter befanden. Den Oberbefehl übertrug der Kaiser zweien der ausgezeichnetsten Feldherren ihrer Zeit, dem Herzog Andreas Doria, welcher die Flotte, und dem Marquis del Vasti, welcher die Landtruppen kommandiren sollte.

Schon am folgenden Tage wurde die Küste von Afrika erreicht, und bald hatte man das furchtbare Fort von Goletta vor Augen. Goletta war ein kolossaler vierseitiger, oben abgeplatteter Thurm, aus Ziegeln erbaut. Er stand am Eingange eines Canals, der aus dem Meere in einen salzigen Landsee führt, an dessen anderem Ende die Hauptstadt Tunis gelegen ist. Dieser Canal war nur einen Armbrustschuß lang, auf beiden Seiten mit Mauern eingefast und so eng, daß ihn eine Galeere nur mit Gewalt der Ruder passiren konnte. Eine hölzerne Brücke, die Barbarossa über ihn hatte anlegen lassen, setzte die Festung mit der entgegengesetzten Seite in Verbindung, wo ein Landweg nach Tunis führte. Sener Land-

see, nicht über 12 Miglien lang und breit, und an beiden Seiten so seicht, daß er nur auf der tieferen Mitte durchschiffet werden konnte, diente den Tunesern als eine Art von Hafen. In ihm besand sich die Flotte Barbarossa's, welche hier nicht leicht beschossen werden und das Fort, von Tunis aus, mit Vorräthen versorgen konnte. 6000 Türken, darunter auch eine Menge christlicher Renegaten, bildeten die Besatzung Goletta's.

Dieses Fort war übrigens nicht der einzige feste Punkt dieser Gegend, es war vielmehr nur das äußerste Glied einer ganzen Kette von ähnlichen Thürmen, Castellen und Werken, die sich an der felsigen Küste und zur Deckung derselben bis nach Utika erstreckte. Sie waren an den günstigsten Stellen in verschiedener Größe angelegt und sämmtlich mit Geschütz und Besatzung versehen, die jeder Landung wehrten und durch Feuer-signale in telegraphischer Art die Annäherung feindlicher Flotten einander und nach der Hauptstadt meldeten. Gleich am 15. Juni, wenige Stunden nach seiner Ankunft, ließ der Kaiser zwei dieser Thürme beschießen, welche Goletta zunächst und etwa 1000 Schritte von einander entfernt lagen. Der eine, wegen der Nähe eines salzigen See's der Salzhurm genannt, wurde noch an dem nämlichen Tage von seinen Vertheidigern verlassen. Der andere, welcher der Wasserturm hieß, weil die Golettaner, ihre Nachbarn und die Schiffer hierher nach süßem Wasser gingen, ergab sich in der Dämmerung des folgenden Morgens (16. Juni).

Nun wurden die Truppen, während die Flotte mit guter Bewachung vor Anker liegen blieb, ohne weiteres Hinderniß ausgeschifft. Als bald bemächtigte man sich der Küste, stellte Wachen aus und schickte Soldaten ab, um die nächsten Dörfer, einige Anhöhen und kleine Castelle zu besetzen, die umherstreichenden Schaaren feindlicher Reiter zu vertreiben, Brunnen und Cisternen zu entdecken und die Umgegend zu erforschen. Da die Mannschaft sich willkürlich zerstreute und in unsinnigem Uebermuth mit den Wohnungen zugleich die gefundenen Vorräthe von Getreide, Heu und Stroh verbrannte, so setzte der Kaiser auf diesen Unfug die Todesstrafe. Soldatische Zucht und Ordnung, wie sie in neuerer Zeit zum größten Theil geübt werden, waren bei den Heeren der damaligen Zeit eine fast unbekante Sache.

Die Gegend, fruchtbar und lieblich, aber wasserarm, gewährte das

eigenthümliche Bild einer schönen afrikanischen Landschaft. Sie war mit Weinstöcken, Feigenbäumen und allerlei Gewächsen, Pflanzen und Stauden reichlich besetzt. Besonders an großem, wohlschmeckendem Fenchel fand man Ueberfluß und die Hirse stand in der Reife. Ein großer Olivenwald zog sich wellenförmig über einige Hügel bis zu den Ringmauern von Tunis. Dagegen war die nächste Umgebung von Goletta eine offene, sandige, dürre Ebene, auf der die Kugeln der Festung freien Spielraum hatten; kein Baum, keine Hütte oder Anhöhe verlieh den Belagerern einigen Schutz.

Einen besonderen Reiz jedoch gewann das Land durch die Erinnerungen, die sich aus dem Alterthum an diese Ufer knüpften. Man war der Stätte nahe, wo Karthago gestanden hatte. Noch sah man die Gemäuer eines Tempels der Juno, eines Theaters, so wie die Trümmer eines Aqueducts, welcher Karthago einst mit Wasser versehen hatte. Oberhalb des Wasserturms sollten die Stallungen der Karthagischen Elephanten, und auf einem Hügel, auf dem sich jetzt eine Moschee erhob, die Burg der Dido gewesen sein.

Der Kaiser schlug sein Zelt zwischen den beiden Thürmen auf; 1500 Schritte von Goletta, auf das zunächst der Angriff gerichtet werden sollte, wurde das Lager befestigt. Man warf Wälle auf, zog Laufgräben und brachte Geschütze, Munition und Maschinen an's Land. Als Schanzkörbe dienten eine Anzahl Weinfässer, die, mit Sand gefüllt, reihentweise aufgestellt wurden.

Der Marquis del Basti und der Kaiser waren überall gegenwärtig und die Arbeit ging so rasch von Statten, daß man bereits am fünften Tage daran denken konnte, Blockhäuser zu errichten.

Dabei waren die Belagerer nicht geringen Gefahren und Mühseligkeiten ausgesetzt, denn nicht nur suchte die Besatzung von Goletta die Arbeiten durch häufige Ausfälle zu stören, sondern gleichzeitig umschwärmten auch an 30,000 Mauren, die sich mit einigen Kanonen im Olivenwalde postirt hatten, unaufhörlich das kaiserliche Lager. Namentlich war ihre eigenthümliche Art der Kriegsführung dem christlichen Heere sehr lästig; denn die Feinde brachen oft so blitzschnell hervor, daß es schien, als seien sie aus der Erde gewachsen. Mitten in der Hitze des Gefechts ergriffen sie die Flucht, wandten sich aber plötzlich wieder gegen ihre unvorsichtigen

Verfolger und verwundeten oder tödteten sie. Dabei kamen ihnen ihre behenden Pferde, ihre um die Hälfte längeren Speere, Zagagla genannt, so wie ihre genaue Ortskenntniß sehr zu statten. Unermüdtlich benutzten sie jeden Vortheil und ließen dem Gegner keine Ruhe. Bald waren sie in der Nacht da, bald in der glühenden Mittagshitze, dann wieder bei Sturm und Ungewitter. Oft griffen sie an ein und demselben Tage mehrere Male an. Im Kopfabschneiden besaßen sie eine fürchtbare Fertigkeit.

Obgleich die Posten enger zusammengezogen und andere Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, hatte das christliche Heer dennoch fast täglich Verluste zu beklagen. Besonders schmerzlich war dem Kaiser der des Fürsten von Sarno, welcher sich am Johannisfest (24. Juni) mit den Tapfersten seiner Italiener zu weit verlocken ließ und niedergehauen wurde. Ähnlich ging es in der folgenden Nacht einem Corps spanischer Veteranen. Aber die unglücklichste Stunde erschien am Sonntag den 4. Juli. Ein Theil der Flotte war an diesem Tage auf Holz und Wasser, ein zahlreiches Corps der Landtruppen in die nächsten Dörfer auf Fütterung und Beute ausgezogen, als die Feinde von zwei Seiten, die einen aus dem Fort, die andern vom Olivenwald heranbrängten. Dazu erhob sich noch ein plötzlicher Sturm, der den Sand säulenweise emportwirbelte und die Luft so verfinsterte, daß nur der grelle Schein der Blitze den Gegner für einen Augenblick unterscheiden ließ. Drei Stunden lang währte der fürchtbare Kampf, der von den Christen so tapfer ausgehalten wurde, daß sich die Türken, dießmal in vollem Ernst, zur Flucht wandten. Fast zugleich mit den Fliehenden langten die hitzigen Verfolger bei den Festungswerken von Goletta an, und glaubten die Eroberung derselben mit einem Schlage vollenden zu können. Aber das offene Thor von Goletta wurde rasch geschlossen und die Sieger waren dem feindlichen Geschütz, welches sie hier von den Festungswällen angriff, dort von den türkischen Galeren auf dem See, vollständig preisgegeben. Die Zahl der Gebliebenen und Verwundeten war beträchtlich. Der Kaiser selbst wurde von einer Kugel gestreift.

Eine friedliche Abwechslung dieser kriegerischen Vorgänge gewährte das Erscheinen Muley Hassan's im kaiserlichen Lager. Er machte dem Kaiser große Verheißungen und versicherte unter Anderem, daß 800 Ka-

meele mit Lebensmitteln und anderm Bedarf ihm nachfolgten, und daß in den Gebirgen 16,000 Pferde bereit ständen, die nächstens eintreffen würden — Versicherungen, auf welche der Kaiser mit gutem Grund keinen Werth legte. Dagegen gab der vertriebene König von Tunis manche erwünschte Auskunft über die Befestigung dieser Stadt und über die Eigenthümlichkeiten des Landes.

Inzwischen begann das europäische Kriegsheer allmählig die schlimmen Folgen der veränderten Lebensweise und des ungewohnten Klima's zu empfinden. Von der großen Hitze hatte man, zumal in den langen Tagen des Juni und auf der schattenlosen Ebene, Unsägliches zu erdulden; doch war dieses Ungemach nicht das einzige, denn nach der Gluth des Tages folgte in den kalten Nächten ein starker, fast regenähnlicher Thau, der die Krieger in ihren schlechtbedeckten Lagerstätten heimsuchte, durch Panzer, Kleidung und jede Hülle auf die erglühten Körper drang, und obgleich er Pflanzen und Früchte erquickten mochte, doch für Menschen und Thiere, die an einen solchen schnellen Wechsel der Temperatur nicht gewöhnt waren, verderblich, ja lebensgefährlich wirkte. Dabei mangelte es an süßem Wasser. Die wenigen Brunnen, welche man vorgefunden oder angelegt hatte, wurden nach und nach durch unmäßigen Gebrauch erschöpft oder getrübt, die sieben oder acht Quellen in dem Wasserturm waren oder wurden durch einen salzig-widerlichen Beigeschmack ungenießbar; Citronen oder andere durststillende Mittel gaben nur einen unvollkommenen Ersatz, standen auch, wie andere Lebensmittel, in hohen Preisen. Ein Ei kostete einen Silberling, drei Unzen frisches Brod, ein Schluß Wein, zehn Feigen, jedes eben so viel, ein Huhn funfzehn u. s. w. In Folge aller dieser Umstände brach die Ruhr aus, die auch im Jahre 1270 das französische Heer unter Ludwig dem Heiligen auf dem nämlichen Boden ergriffen hatte. Die Stimmung der Soldaten, namentlich der gemeinen, die jede Entbehrung tragen mußten, wurde täglich misanthischer; nur das große und erhebende Beispiel des Kaisers selbst, welcher die Kranken besuchte, sie tröstete und beschenkte, für Lazarethe, Aerzte und Pflege sorgte und in aller nur möglichen Weise bemüht war, die Noth des Heeres zu lindern, hielt den Muth noch aufrecht. Ueberhaupt war die Thätigkeit des Kaisers bewunderungswürdig; er erschien bei jeder Berathung, wie bei jeder Arbeit, er ging keiner Gefahr

aus dem Wege, zuweilen kämpfte er an den gefährlichsten Stellen, und die besorgten Feldherren baten ihn vergebens um Schonung und Vorsicht; kaum vermochte jenes schmerzhaftes Sichtübel, welches ihm später Kronen und Leben verleidete, seinen Eifer zu mäßigen. So war er der lebendige Geist, welcher das Ganze durchdrang. Was aber ganz besonders rühmendwerth erscheint, ist die große Gewissenhaftigkeit, mit welcher er das Leben seiner Soldaten zu schonen suchte.

Um die Mitte des Juli, nach einer vierwöchentlichen Arbeit, stand Alles zum Sturm bereit; 3 starke Batterien waren errichtet und 46 Stücke schweren Geschützes nebst einer Anzahl Felschlangen aufgepflanzt. Gleichzeitig machte sich auch die Flotte bereit, den Angriff des Landheeres von der Seeseite zu unterstützen. Am Morgen des 14. Juli wurde die Beschießung der Festungswerke mit furchtbarer Gewalt begonnen und so heftig fortgesetzt, daß nach Verlauf von 8 Stunden Bresche geschossen war. Um 2 Uhr Nachmittags befahl der Kaiser Generalsturm. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurde die zu Lande und zu Wasser angegriffene Beste überwältigt. Nach einem Verlust von 2000 Mann retteten sich die Türken durch die Flucht über die hölzerne Brücke des Canals nach der Hauptstadt; 150 der entschlossensten blieben zurück, um die Festung mitsammt den Siegern in die Luft zu sprengen, aber der Plan wurde noch rechtzeitig entdeckt, und die ihn versucht hatten, bis auf den letzten Mann niedergehauen.

Der Kaiser, begleitet von dem portugiesischen Infanten und den vornehmsten Herren seines Gefolges, hielt durch die Bresche seinen Siegeszug in Goletta. Auch Muley Hassan war gegenwärtig, zu welchem sich der Kaiser mit den Worten wandte: „Seht da das Thor geöffnet, durch welches Ihr in Eure Staaten zurückkehren werdet.“

Mehrere Tage vergingen nun in erfreulicher Ruhe und Erquickung, deren die erschöpften Truppen nach so viel sorgenvollen Nächten sehr bedurften. In der Tiefe des Thurmes von Goletta entdeckte man eine große Cisterne, die das Regenwasser vom ganzen Gebäude in sich aufnahm, so wie mehrere bombensichere Gewölbe, die als Niederlagen für Lebensmittel, Munition und Waffen dienten. An Gold, Silber und Kleinodien wurde wenig gefunden, desto reicher war die Beute an Kriegsgeräthschaften. Man fand allein 300 Stück meistens metallene Kanonen von verschiedener Größe,

eine für die damalige Zeit erstaunliche Menge. Einige davon waren mit Lilien bezeichnet, was den Verdacht, daß Franz I. von Frankreich die Piraten mit Waffen unterstütze, bestärken mußte.

Auch die ganze Flotte, welche Barbarossa auf dem See aufgestellt hatte, gerieth ohne Mühe in die Gewalt des Kaisers. Sie bestand aus 87 bis 90 Galeeren, Gallioten und andern großen und kleinen Fahrzeugen; es befanden sich darunter auch mehrere spanische Kriegsschiffe, die Barbarossa genommen hatte.

In dem Kriegsrathe, welcher am Tage nach dem Einzuge gehalten wurde, waren die Meinungen getheilt. Die Meisten hielten dafür, daß man sich mit der Eroberung von Goletta und der Wegnahme der Flotte begnügen und nach Europa zurückkehren solle. Dagegen stimmten besonders der portugiesische Infant und Herzog Alba für die Eroberung von Tunis. Die Schwierigkeiten derselben waren nicht zu verkennen. Muley's Verheißungen auf den Beistand der Araber blieben unerfüllt, vielmehr waren neue Verstärkungen derselben bei Barbarossa eingetroffen, der das Gerücht verbreitet hatte, der Kaiser wolle das Land sich selbst unterwerfen und den Islam vertilgen. Allerdings war in Tunis selbst eine Partei, welche sich den Benihaf's zuneigte, doch die Gegenwart des mächtigen Corsaren hielt Alles im Zaum.

Auch die Seuchen im Heere des Kaisers dauerten fort, und jeder Tag vermehrte die Zahl der Kranken, besonders unter den Deutschen, die, aus dem kälteren Norden, der ungewohnten Hitze am schnellsten erlagen. Auch wurde die Zufuhr immer schwieriger, je weiter sich das Heer von dem Meere und der Küste entfernte, und leicht konnte es sogar von der Flotte abgeschnitten werden. Fast noch größer war die Gefahr, womit dasselbe in diesem Lande des Durstes der Mangel an trinkbarem Wasser bedrohte. Bis nach Tunis, wohin der Weg zwischen dem Salzsee und den Olivenwäldern durch einen dürrn Landstrich führte, waren nur wenige Brunnen, und diese wenigen selbst konnten von den Feinden leicht verschüttet oder vergiftet worden sein. Endlich hatte der Marsch noch eine eigenthümliche Schwierigkeit; da es nämlich an Zugvieh gebrach, so mußten die Geschütze von Menschenhänden gezogen, Kugeln und Pulverfässer auf den Schultern

der Soldaten getragen werden, was in dem tiefen Sande und unter dem glühenden Himmel nichts weniger als eine leichte Arbeit war.

Andererseits erwog der Kaiser, daß der Corsar vollständig bezwungen werden müsse, wenn er nicht später den Verlust seiner Festung und Flotte schwer vergelten sollte. Auch war der Gedanke an die zahlreichen Christensklaven, die in den Kerker von Tunis schmachteten, zu mächtig, um den Kaiser sein Werk nur halb vollenden zu lassen. Von ritterlichem Gefühl bewegt, mit dem Bewußtsein, daß das Auge der ganzen civilisirten Welt auf ihn gerichtet sei, glaubte er nichts gethan zu haben, wenn ihn Europa nicht auch als Sieger in die Hauptstadt dieses Reiches einziehen sehe. Er erklärte daher, daß er fest entschlossen sei, entweder das Leben zu verlieren oder seinen Feldzug zu vollenden.

Am 20. Juli noch vor Tage brach das Heer gegen Tunis auf. Links, dem See zunächst, zogen die Italiener unter dem Fürsten von Salerno; rechts, nach dem Walde, die Spanier unter Basti; in der Mitte die Deutschen unter Eberstein. Auf den beiden Flügeln wurden die Geschütze, sechs große und sechs kleine, von Deutschen und Matrosen fortgeschleppt; Herzog Alba führte die Hinterhut mit den spanischen Fußvölkern. Der Kaiser selbst, von Kopf bis zu Fuß gepanzert, umgeben von 400 Edelknechten, ritt im Centrum; vor ihm ward das Hauptbanner des Heeres getragen, geschmückt mit dem Bilde des Kreuzes. Von Zeit zu Zeit sprengte er an den Fronten vorüber, ordnend und ermunternd. Den Soldaten verhieß er zehnfachen Sold und leider auch die Plünderung der Hauptstadt!

Diese Versprechungen riefen eine ausgelassene Freude hervor, die aber allmählig, je weiter man zog, ganz anderen Empfindungen Raum machte. Es war schon weit am Tage, die Sonne stand glühend auf den Köpfen der langsam Dahinziehenden, und erstickend heiße Südwinde nahmen ihnen Kraft und Athem. Da stürzten Viele, welche die Qual des Durstes und die Last ihrer Waffen nicht mehr zu tragen vermochten, besinnungslos im Sande nieder; Andere boten für einen Schluck laues Wasser, für eine Citrone oder eine ähnliche Erfrischung zwei, drei, ja eine Menge Goldstücke. In dieser Noth erblickte man in der Ferne einige Cisternen. Sogleich lösten sich alle Bande der Ordnung; die erschöpften, lehrenden Soldaten

verließen ihre Reihen, ihre Fahnen und Führer und stürzten massenweise den Brunnen zu. Es half nichts, daß die Befehlshaber, welche von der plötzlichen Verwirrung bei der Nähe des Feindes die schlimmsten Folgen fürchteten, schalten, drohten und schlugen: mit Gefahr seines Lebens suchte Jeder nur seinen Durst zu löschen. Man verschlang sogar, als der Wasservorrath erschöpft war, den trüben Schlamm. Dazwischen erhoben sich tausend Verwünschungen wider Muley Hassan, als den Urheber des ganzen Zuges und solcher Noth. Allmählig stellte sich die Ordnung wieder her und man rückte dem Feinde entgegen, dessen zahlreiche Schaaren das christliche Heer schon erwarteten.

Barbarossa nämlich hatte beschlossen, dem Kaiser lieber ein Treffen zu liefern, als sich in der wenig befestigten Stadt, deren ganze Stärke auf der Citadelle beruhte, einschließen zu lassen. Vor seinem Auszuge sprach er bei einer geheimen Berathschlagung, zu welcher nur die Türken, als die einzigen, denen er vertrauen konnte, gezogen wurden, die Absicht aus, sämtliche Sklaven zu erdrosseln, damit sie nicht, wenn ein Verräther ihre Kerker öffne, sich zu Herren von Tunis machten. Indes der Jude Sinan, einer der vornehmsten Befehlshaber, dessen Hauptreichthum ein großer Theil jener Unglücklichen ausmachte, wußte ihn von einer so grausamen Maßregel abzubringen. Dagegen ließ Barbarossa die Gefangenen mit neuen Ketten beschweren und unter den Gefängnissen mehrere Tonnen Pulver niederlegen, um sie, im Fall er Tunis aufgeben müßte, sammt dem in der Nähe befindlichen Arsenal in die Luft zu sprengen. Hierauf zog er an der Spitze seiner Truppen dem Kaiser entgegen und lagerte einige Miglien von Tunis in einer Ebene, in welcher sich Baumpflanzungen und Wasserquellen befanden.

Als Carl mit seinem ganz erschöpften Heere in der Nähe dieses Plazes ankam, auf dem er zu übernachten gemeint hatte, erschrak er doch, denn die Schaaren der Feinde waren den seinigen bei weitem überlegen.

„Was thun wir nun, mein Vater?“ sagte er zu dem Grafen Marcone. „Herr“, antwortete dieser, „wir greifen sie an und werden sie schlagen, so gewiß als Ihr der Kaiser seid.“

Die kaiserlichen Truppen mochten 26,000 Mann betragen; das Heer Barbarossa's zählte beinahe das Doppelte. Doch diese Uebermacht war

nur scheinbar, weil der Kern derselben, auf welchen Barbarossa sich allein verlassen durfte, nur aus den Türken und Renegaten bestand, deren Zahl sich aber auf nicht mehr als etwa 8000 Mann belief. Daß die Uebrigen, die Araber wie die von Tunis selbst, weit entfernt waren, dem Corsaren, welchem sie augenblicklich als dem Mächtigeren gehorchten, mit gleichem Eifer anzuhängen, ist leicht erklärlich.

Die afrikanischen Reiter, welche den Kampf eröffneten, wurden zurückgeworfen und ergriffen die Flucht; eben so wenig hielten die Tuneser Stand, und als die Türken selbst, wenn auch zögernd, weichen und einen Theil ihres Geschüßes aufgeben mußten, da eilte Barbarossa, nur die Thore seiner Hauptstadt wieder zu gewinnen.

Mit diesem Siege waren nun zwar die Brunnen erobert, doch das Ziel noch lange nicht erreicht. Das Wasser, welches man fand, reichte für das Bedürfniß des Heeres nicht zu, und ob dieses, so erschöpft und Mangel leidend, überdies ohne alle Belagerungswerke, im Stande sein würde, Tunis zu erobern, schien doch sehr zweifelhaft. Der Kaiser selbst gesteht, es sei ein Augenblick gewesen, in welchem er gewünscht hätte, die Sache gar nicht angefangen zu haben. „Gott aber“, setzte er freudig hinzu, „half allem Uebel ab.“

Ein außerordentliches Ereigniß sollte dem Kaiser den Weg in die Hauptstadt bahnen.

Barbarossa hatte Anfangs zwar die Absicht, seine Truppen noch einmal in's Feld zu führen; als er aber wahrnahm, wie tief ihr Muth gesunken sei, als er erfuhr, daß die Araber schon heimlich davongingen und die Tuneser schaarenweise mit den Ihrigen in's Gebirge flüchteten, so raffte er nur schleunig seine Schätze zusammen und beschloß, sie nach Bona in Sicherheit zu bringen. Zugleich gab er den grausamen Befehl, die Gefängnisse mit den Christensklaven in die Luft zu sprengen. Unter den Kerkermeistern befanden sich aber zwei Renegaten, die so von Mitleid mit ihren vormaligen Glaubensgenossen bewegt wurden, daß sie ihnen nicht allein die Gefahr entdeckten, sondern sogar die Hand zur Befreiung boten. Der Fesseln entledigt, brachen Tausende aus den geöffneten Kerkerthüren hervor und stürzten sich, mit dem Ersten Besten, was ihnen in die Hand kam, bewaffnet, auf die Türken, welche die Burg bewachten. Kaum gelang es

dem Commandanten derselben, mit einem Theile der Besatzung sich zu retten. Während er seinem Herrn die Schreckensnachricht brachte, sprengten die Besreiten das Arsenal, bemächtigten sich der Waffen und gelangten vollständig in den Besitz der Citabelle. Unter Leitung eines tapfern Malteserritters, Simeoni, trafen sie schleunig die nothwendigen Vertheidigungsmaßregeln und wiesen, als Barbarossa selbst am Thore erschien, ihn so kräftig zurück, daß der Corsar es für das Beste hielt, die Stadt nun gänzlich aufzugeben und die Flucht zu ergreifen.

Inzwischen rückte am 21. Juli das christliche Heer gegen Tunis vor, sehr erstaunt, nirgends auf Feinde zu stoßen. Endlich zeigten sich einige Flüchtlinge, welche die Wendung der Dinge berichteten, und nicht lange, so erschien auch eine Abgesandtschaft der vornehmsten Tuneser, um die Schlüssel der Stadt dem Kaiser zu Füßen zu legen. Doch ihre Bitte, die auch von Muley Hassan unterstützt wurde, die Stadt mit Plünderung zu verschonen, fand kein Gehör. Es lag in dem gewaltfamen Geiste jener Zeit, keine Schonung zu üben. Auch hatte die Beuteluft, angespornt durch des Kaisers eigene Verheißung, und der Gedanke an die erlittenen Drangsale die Soldaten so erhitzt, daß viele von ihnen ohne weiteres forteilten, die Mauern der Stadt erkletterten und die Thore aufbrachen, um die übrigen einzulassen.

Als der Kaiser seinen Einzug hielt, trat ihm auf dem Wege zur Burg der Ritter Simeoni an der Spitze von 20,000 Mitgefangenen entgegen, die vor ihm auf die Knie fielen, ihm unter Thränen für ihre Erlösung dankten und die Hände und Füße ihres Befreiers mit Küssen bedeckten. Der Kaiser versprach, für ihre Rückkehr zu sorgen.

Diesem erhebenden Auftritt folgten leider andere von entgegengesetzter Art, die gleich sehr die Menschheit wie das Christenthum entehrten. Zügellos verübten die plündernden Soldaten in dem rohesten Ausbruch aller Leidenschaften jeden nur denkbaren Frevel. Man kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, wenn man weiß, daß die vom Kaiser begnadigten Verbrecher, die Matrosendienste verrichteten, an der Plünderung Theil nahmen. Die unglücklichen Einwohner wurden auf unmenschliche Weise gemartert, um zum Geständniß ihrer verborgenen Schätze gebracht zu werden. Wehrlose, die nichts zu geben hatten, wurden mit kaltem Blute ermordet.

Es war ein blutbefleckter Thron, den Muley Hassan bestieg, welcher zugleich mit dem Kaiser seinen Einzug in eine Stadt hielt, in welcher seine geblendeten Brüder noch umherirrten und ihn an seine eigene schwere Schuld erinnerten. Wie groß zum Theil der Abscheu der Tuneser vor ihm war, obgleich er bei dem Kaiser um Gnade für sie flehte und viele von den Gefangenen auslöste, mußte er jetzt in den Stunden des Schreckens erfahren. Ein junges Mädchen, deren Lösegeld er zahlen wollte, rief ihm zornig zu: „Geh' fort, Du Treulofer und Nichtswürdiger, der Du, um ein Königreich wieder zu gewinnen, was Dir nicht gehörte, Dein Land und Dein Volk schändlich verrathen hast.“ Als Muley dessenungeachtet fortfuhr, ihrem Herrn eine beträchtliche Summe für sie zu bieten, schrie sie außer sich vor Wuth: „Geh' fort, sage ich, ich will keinen Tyrannen zu meinem Befreier.“

Viele Tausend der unschuldigen Einwohner kamen an diesem Tage um's Leben, vielleicht nicht weniger verschmachteten vor Hitze und Durst in den benachbarten Gebirgen und Wüsten, in welche sie geflüchtet waren. Man fand dort ganze Haufen toder Frauen und Kinder. Mehr als 10,000 wurden in die Sklaverei geschleppt.

Auch die Wissenschaft hatte an diesem Tage einen großen Verlust zu erleiden, denn Muley's kostbare Büchersammlung, von welcher er versicherte, daß er sie mit dem Preise einer ganzen Stadt ausgelöst haben würde, fand durch die unsinnige Zerstörungswuth der rohen Plünderer ihren Untergang. Eben so hatte man in den Moscheen die vorgesundenen Gefäße, Bilder und Zierrathen zertrümmert und große Vorräthe von Balsam und seltenen Farbstoffen, deren Ankauf der Regierung unglaubliche Summen gekostet hatte, ausgegossen und zerstreut.

Am folgenden Tage endlich, als der Kaiser sah, daß die Soldaten sogar ganze Häuser niederrissen, um die versteckten Kleinodien aufzufinden, versuchte er, dem Unfug Einhalt zu thun und befahl ihnen bei Todesstrafe, insgesammt die Stadt zu verlassen, zu ihren Fahnen zurückzukehren und rings um den Platz sich zu lagern. Aber auch jetzt hörten die Ausschweifungen noch nicht gänzlich auf. Diejenigen, deren Habgier in Tunis unbefriedigt geblieben war, holten wenige Tage später das Versäumte bei Goletta nach.

Wenige Tage nach dieser allgemeinen Verwüstung hielt man dem Apostel St. Jakob zu Ehren, welcher den Spaniern von jeher als ihr Schutzpatron in den Kriegen gegen die Muhamedaner galt, am Namens-tage desselben (25. Juli) ein feierliches Hochamt im Franziskanerkloster. Am 27. Juli verließ der Kaiser Tunis und befand sich schon am 1. August wieder in seinem alten Lager beim Wasserthurm. Hier erschien am 6. des nämlichen Monats Muley Hassan, um einen feierlichen Vertrag abzuschließen, der die Bedingungen seiner Wiederherstellung enthielt. Die Hauptpunkte waren folgende: Der König erhielt sein Reich, doch als ein Lehn der Krone Spanien, zurück. Das Fort Goletta und dessen Gebiet zwei Miglien im Umkreise wurde dem Kaiser abgetreten. Zur Unterhaltung einer spanischen Besatzung des Forts hatte Muley jährlich 12,000 Goldthaler zu zahlen. Außer Goletta überließ Muley dem Kaiser noch seine Rechte auf Bona, Biserta und verschiedene andere von den Türken noch besetzte Seeplätze. Der König verpflichtete sich, keine Corsaren in seine Häfen zu lassen, geschweige denn sie zu unterstützen, den neubekehrten spanischen Mauren in Tunis keine Freistätte zu geben, keine Verträge oder Bündnisse zum Nachtheil der Krone Spanien zu schließen, allen kaiserlichen Unterthanen im Königreiche Tunis freien Handel zu gestatten und den Christen zu erlauben, sich darin niederzulassen, Kirchen zu bauen, Geistliche zu haben und Gottesdienst zu halten. Endlich sollten alle christlichen Sklaven im ganzen Umfange des tunesischen Reiches ohne Lösegeld freigegeben und zur Rückkehr in ihre Heimath mit Reisegeld versehen werden. Auch sollten Muley und seine Nachfolger nie dulden, daß je wieder ein Unterthan des Kaisers oder seines Bruders Ferdinand zum Sklaven gemacht werde.

Barbarossa inzwischen war glücklich nach Bona entkommen und von da nach Algier. Das erstere wurde von Doria ohne Mühe genommen und auch hier eine christliche Besatzung eingelegt, zu deren Unterhalt Muley jährlich noch besonders 8000 Goldthaler zu zahlen verpflichtet wurde. Nachdem der Kaiser Goletta neu befestigt und 1000 spanische Veteranen nebst 10 Galeeren daselbst zurückgelassen hatte, trat er am 17. August mit den italienischen Schiffen die Rückkehr an. Am 22. landete er im Hafen von Trapani, wo er einen Theil seiner Truppen entließ, mit der ersten

und sehr charakteristischen Weisung, auf dem Rückwege keine Räubereien zu verüben, und hielt am 25. November einen glänzenden Einzug in Neapel, wo er den Winter über zubrachte.

Die politischen Folgen dieses Unternehmens waren allerdings nicht von erheblicher Wichtigkeit, um so mehr aber hatte dasselbe zur persönlichen Verherrlichung des Kaisers beigetragen, und 20,000 aus den Banden der Knechtschaft Befreite waren durch ganz Europa die Verkündiger seines Ruhmes.

XII.

Die Verschwörung des Fiesco.

Andreas Doria, der Doge von Genua, hatte einen Neffen, Giannettino Doria, der seinem trefflichen Oheim nichts weniger als gleichkam, und vielmehr in Folge seines hochmüthigen und beleidigenden Benehmens den allgemeinen Haß auf sich gezogen hatte. Der Doge, welcher ihn zärtlich liebte, schien die Fehler seines Neffen gänzlich zu übersehen; er setzte ihn zum Erben seines Vermögens ein, und es stand zu befürchten, daß Jener bei dem Ableben des kinderlosen Greises auch der Erbe seiner Macht sein würde. Es war dies um so wahrscheinlicher, als sich der alte Doria große Mühe gegeben hatte, ihm auch sämtliche Ehrenstellen und Würden zu sichern, welche er selbst an dem Hofe des deutschen Kaisers Carl V. bekleidete. Dennoch hätte vielleicht die allgemeine Unzufriedenheit keinen gewaltsamen Ausdruck gefunden, wäre sie nicht von dem Grafen von Lavagna, Johann Ludwig Fiesco, für seine hochstrebenden Pläne benutzt worden.

Fiesco, welcher damals erst 22 Jahre alt war, gehörte einer der reichsten und vornehmsten genuesischen Familien an. In jeder Weise bevorzugt, schien er berufen, eine hervorragende Stelle einzunehmen. Mit einem scharfen Verstande verband sich ein kühner und unternehmender Charakter. Sein Benehmen hatte, im Gegensatz zu dem des jungen Doria,

etwas durchaus Gewinnendes. Er bezeugte sich in angemessener Weise jederzeit höflich, zuvorkommend und leutselig. Der edle Gebrauch, den er von seinem väterlichen Vermögen machte, die verschwenderische Großmuth, die er übte, und die einnehmende Art, mit der er zu geben verstand, trugen nicht wenig dazu bei, ihm alle Herzen geneigt zu machen. Auch sein Aeußeres war von der Natur besonders begünstigt, und so mit glänzenden Eigenschaften reich ausgestattet, prachtliebend und freigebig, bildete er den Mittelpunkt und die Zierde des geselligen Lebens.

Aber die Offenherzigkeit und die sorglose Lebenslust, welche Fiesco zur Schau trug, waren nur äußerlich: sein von Leidenschaft bewegtes Gemüth quälte der Ehrgeiz, und gleichzeitig die Eifersucht auf das große Ansehen und die Macht der Familie Doria. Besonders stand ihm der Jüngere im Wege, dessen stolze Aeußerungen ihn überdies persönlich gekränkt hatten. Fiesco faßte den verwegenen Plan, die bisherige Regierung umzustürzen und den alten wie den jungen Doria seiner eigenen Erhebung zum Opfer zu bringen. Dazu bedurfte es aber mächtiger Bundesgenossen, und diese hoffte Fiesco an Frankreich und dem Papst zu gewinnen. Er begab sich zu diesem Zwecke selbst nach Rom, wo er bei Paul III., der eben so wenig wie sein Sohn, der Herzog von Parma, mit der Regierung in Genua zufrieden war, und außerdem die Macht des Kaisers in Italien zu schwächen wünschte, günstige Aufnahme fand. Hier kam er gleichfalls mit dem Cardinal Trivulce zusammen, einem Franzosen, welcher damals sogenannter Protector von Frankreich war. Der Cardinal bestärkte ihn nicht nur in seinen Absichten, sondern versprach ihm auch unter folgenden Bedingungen den Beistand seines Königs: Fiesco sollte die alte Regierungsform in Genua wiederherstellen, d. h. die Stadt sollte die französische Oberherrschaft anerkennen und französische Besatzung einnehmen. Der König von Frankreich dagegen würde auf seine Kosten 6 Galeeren unterhalten, welche gänzlich von Fiesco's Befehl abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von 200 Mann für die Festung Montobio, und endlich würde ihn der König zum Befehlshaber einer Compagnie Gensd'armen ernennen, mit einer Pension von 36,000 Livres, einer damals ungeheuren Summe.

Dennoch beeilte sich Fiesco nicht, sondern beschloß, erst von Genua aus eine bestimmte Erklärung zu geben. Inzwischen kaufte er in Piacenza

4 Galeeren, deren Mannschaft der Papst zu stellen versprach. Sie sollten — so sagte das Gerücht, welches man zu verbreiten suchte — unter Anführung des Geronimo Fiesco gegen die Türken kreuzen. Auch der Herzog von Parma hatte für den Fall der Noth 2000 Mann Hülfsstruppen zugesagt.

Als Fiesco nach Genua zurückkehrte, fand er das Benehmen, welches der junge Doria insbesondre gegen ihn an den Tag legte, hochmüthiger und beleidigender als je, und da der Cardinal von Trivulce ihn durch den Ritter Sfondrato aus Savonna nochmals zum Entschluß drängte, so nahm er die französischen Bedingungen ohne Weiteres an. Doch bevor diese Antwort an den Cardinal abging, zog Fiesco, der bisher in Genua selbst sein Unternehmen Niemandem mitgetheilt hatte, drei Männer zu Rathe, welche sein ganzes Vertrauen besaßen. Diese waren: Calcagno von Varese, Berrina und Sacco.

Calcagno, ein treuer Anhänger des Hauses Fiesco, insbesondre dem jungen Grafen aufrichtig ergeben, war ein verständiger, uneigennütziger, aber furchtsamer Mann. Berrina, Bürger von Genua und ein geschworener Feind des Adels, war der Nachbar des Grafen. Seine Freundschaft für denselben war nicht ganz ohne Eigennutz; denn nicht nur, daß er jetzt die Vergnügungen Fiesco's theilte und von dem großen Aufwande desselben Vortheil zog, so hoffte er noch weit mehr für die Zukunft. Sacco, der einen Richterposten auf den Gütern des Fiesco bekleidete, war kein Mann von besonderer Einsicht, aber so diensteifrig, daß er den Willen seines Herrn blindlings ausführte.

So waren die Männer, welche Fiesco zu Rathe zog, das heißt, nicht darüber, ob er seinen Plan, sondern wie er ihn ausführen solle. Calcagno, welcher zuerst seine Meinung aussprach, stellte nachdrücklich alle Schwierigkeiten des Unternehmens vor, das ganz besonders durch den Beistand, welchen der Kaiser ohne Zweifel der Republik leisten würde, gefährdet erscheine. Unsicher sei die Hülfe Frankreichs, doch auch im besten Fall dürfe der Graf darauf rechnen, durch seine eigene Erhebung den Neid und den Haß seiner Mitbürger zu erregen. Leicht dürfte Alles zu Gunsten der Doria ausschlagen und schließlich den verhassten Giannettino, statt zu stürzen, nur erhöhen.

Als Berrina die Wirkung bemerkte, welche die eindringlichen Vorstellungen Calcagno's auf den Grafen machten, suchte er um so mehr die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges darzuthun. Vor Allem wies er die französische Hülfe zurück, als unnöthig und gefährlich. In Genua seien nur 200 Soldaten und des Doria 20 Galeeren unbemannt. Ein von Frankreich abhängiger Gouverneur von Genua sei keine Stellung eines Fiesco würdig, der eben so durch Geburt und Geist, wie durch die Stimme des Volks zum herzoglichen Thron berufen, ja dem wahrscheinlich eine für ganz Italien bedeutsame Rolle von der Zukunft aufbewahrt sei.

Die Worte Berrina's schmeichelten dem Ehrgeiz Fiesco's zu sehr, um sich durch Sacco für ein Anschließen an Frankreich bestimmen zu lassen. Demnach wurde Sponderato statt der zuerst gegebenen Antwort mit einem Briefe, dessen Inhalt nur aus unbestimmten Dankfagungen bestand, an Tribulce zurückgesandt. Fiesco aber traf jetzt weitere Maßregeln zur Ausführung eines Planes, der vor Allem den Tod beider Doria zum Ziele hatte. Berrina, Calcagno und Sacco übernahmen es, in aller Stille Anhänger zu werben, und Fiesco bemühte sich mehr als je um die Gunst des Volkes.

Die Noth, in welcher sich die sehr zahlreiche Klasse der Seidenspinner zu Genua in Folge der bisherigen Kriegszustände befand, gab ihm die nächste Gelegenheit dazu. Er hatte kaum von ihrer Lage Kenntniß erhalten, als er die Bedürftigsten derselben zu sich kommen ließ und Geld und Lebensmittel unter sie austheilte. Die Armen, welche sich allezeit schaarenweise vor seinem Palast versammelten, entfernten sich nie mit leeren Händen, sondern empfingen reichliche Gaben. Auch äußerte er gelegentlich zu dem Einen oder Andern, wie tiefes Mitleid er mit dem Zustande des Volkes empfinde, wie sehr er, wenn auch selbst von Adel, die Tyrannei des Adels verabscheue. So gewann er die Gunst aller Arbeiter, deren Zahl nicht gering war.

Dabei benahm sich Fiesco den Doria's gegenüber mit großer Vorsicht. Dem Älteren bezeugte er ein ehrfurchtsvolles Benehmen, dem Jüngeren näherte er sich mit anscheinender Vertraulichkeit, fragte ihn um Rath, überhäufte ihn mit Freundschaftsversicherungen und brachte es in der That da-

hin, daß Giannettino die kleinen Zwistigkeiten, welche früher zwischen ihnen stattgefunden hatten, ganz vergaß.

Aber die Volkspartei, die auf Fiesco's Seite stand, schien ihm gleichwohl nicht ausreichend, um die Ausführung seines Planes zu sichern; dazu waren Soldaten nothwendig. Er begab sich daher auf seine Güter und übte dort den ganzen Sommer hindurch seine Lehnsleute in Führung der Waffen ein. Dies geschah unter dem Vorwand, daß er einen Angriff des Herzogs von Parma befürchte, dessen Staaten an seine Ländereien grenzten, desselben Fürsten, der, wie schon erwähnt wurde, ihm im Gegentheil 2000 Mann Hülfstruppen versprochen hatte. Die nämliche Anzahl etwa konnte Fiesco von seinen eigenen Leuten stellen. Von den 4 Galeeren, welche er gekauft hatte, ließ er eine nach Genua kommen, indem er vortrug, daß er sie wider die Türken ausrüsten wolle. Da er den jungen Doria davon in Kenntniß setzte und ihm außerdem mittheilte, er habe eine Menge Leute von seinen Gütern hierher befohlen, um die besten davon zur Bemannung der Galeere auszuwählen, so gab ihr Eintreffen keinen Grund zum Verdacht.

Inzwischen hatte auch Berrina einige hundert Bürger gewonnen, die ihm ihre Dienste zusicherten, ohne daß er nöthig gehabt hätte, sie selbst in das Geheimniß zu ziehen. Die Umstände waren so günstig, als sie nur immer sein konnten, und es kam nur darauf an, einen geeigneten Zeitpunkt zur Ausführung zu finden. Ein großes Gastmahl, welches Fiesco in seinem eigenen Palast veranstaltete, als der Bruder seiner Gemahlin, Giulio Gibo, Marchese von Massa, die Schwester des jungen Doria heirathete, schien eine gute Gelegenheit darzubieten. Beide Doria's sollten eingeladen und nebst einigen Anderen, deren man sich entledigen zu müssen glaubte, von Meuchelmördern niedergestochen werden. Nachdem dies geschehen sei, wollte sich Fiesco auf die Straße begeben, das Volk versammeln und des Palastes der Republik sich bemächtigen. Während dieser Zeit sollte Berrina ihn zum Dogen ausrufen lassen.

Beide Doria's lehnten jedoch die Einladung ab: Andreas, weil er die Macht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufällig an diesem Tage eine wichtige Angelegenheit aus der Stadt entfernte.

Nun wählte man die Nacht vom 2. zum 3. Januar (1547). Jeder

weitere Aufschub schien Fiesco gefährlich; denn wenn er auch der Verschwiegenheit seiner drei genuesischen Mitverschworenen gewiß sein konnte, so fürchtete er doch, sein Vorhaben könne durch die Höfe von Frankreich oder Parma, an denen mehrere Personen im Besitz des Geheimnisses waren, entdeckt werden. In der That geschah es auch, daß der Statthalter von Mailand, Don Ferrante Gonzaga, durch einen jener Höfe davon benachrichtigt und Fiesco namentlich als das Haupt der Verschwörung bezeichnet wurde, eine Entdeckung, welche er sogleich dem Andreas Doria und Don Gomez Suarez, dem Gesandten Kaiser Carl's V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber so wenig Argwohn gegen Fiesco, daß jene Nachrichten durchaus keinen Glauben fanden. Doria und Suarez unterhielten sich eben davon, als Fiesco in's Zimmer trat. Er schien aber so ruhig zu sein und sprach mit so viel Offenheit, daß Andreas Doria sich nicht enthalten konnte, dem Suarez leise in's Ohr zu sagen: „Nun urtheilt, ob die Nachricht des Gonzaga die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“

Das Geheimniß Fiesco's war indeß noch von einer anderen Seite, wenn nicht vollständig erforscht, doch geahnt worden: von einem Freunde, dem es Fiesco aus dem einzigen Grunde verhehlt hatte, weil er die Mißbilligung desselben fürchtete und seinen Abmahnungen entgegen wollte. Dieser Freund, Namens Pansa, war der Lehrer des jungen Grafen gewesen, der seiner Erziehung viel zu danken hatte. Er war ein kenntnißreicher und begabter Mann, dabei von aufrichtiger Liebe für seine Vaterstadt. Er kannte Fiesco zu genau, um nicht das künstliche Wesen, mit welchem dieser seine innere Bewegung verdeckte, zu durchdringen und aus mehrfachen Anzeichen ein bedenkliches Vorhaben zu muthmaßen. Er beschwor ihn, das gewisse Glück nicht ehrgeizigen Hoffnungen zum Opfer zu bringen; da Fiesco aber ausweichend antwortete, so begnügte er sich, ihn gewarnt zu haben.

Inzwischen trafen die bewaffneten Vasallen des Grafen nach und nach in Genua ein. Um nicht durch ihre große Anzahl Aufsehen zu erregen, mußten sie durch verschiedene Stadthore in kleinen Haufen oder auch einzeln hereinkommen; viele waren verkleidet, manche gebunden und von Soldaten begleitet, damit sie wie zur Ruderbank bestimmte Verbrecher aussähen, — so wurde jedem Verdacht vorgebeugt. Uebrigens wurde die

Galeere, deren Bemannung man zum Vorwand genommen hatte, in der That auch bemannt und ausgerüstet; freilich zu anderem Zweck.

Der prächtige und so geräumige Palast Fiesco's hatte für das ganze Unternehmen eine vortreffliche Lage. Er befand sich in dem hochgelegenen, Carignano genannten Theile der Stadt, der am Ufer des Meeres von mehreren Seiten durch Mauern geschützt und von den andern Stadttheilen fast ganz abgesondert ist. Der Palast lag ganz vereinsamt auf einem Hügel, und der Tumult der Zurüstungen und das Geräusch der Waffen konnte daher von keinen Nachbarn gehört werden.

Am 2. Januar ging Fiesco zu dem jungen Doria und sagte ihm, er sei willens, seine Galeere die kommende Nacht auslaufen zu lassen; er fürchte jedoch, Andreas Doria werde diesen Kreuzzug wider die Türken nicht gestatten, weil der Kaiser einen Waffenstillstand mit ihnen abgeschlossen habe; er bat also Giannettino, dies zu vermitteln und am Hasen die nöthigen Befehle zu geben, damit man die Galeere hinauslasse. Auch möge es ihn nicht befremden, wenn er in der Nacht Lärm höre, denn ganz gewiß werde es sehr geräuschvoll dabei zugehen. — Doria, durch dies Vertrauen Fiesco's geschmeichelt, versprach Alles. Das herzliche Benehmen des Grafen, welcher die kleinen Kinder Giannettino's auf den Arm nahm und zärtlich liebte, ließ den Gedanken an eine so große und unedle Täuschung gar nicht aufkommen.

Wie nöthig jedoch dieselbe dem Unternehmen gewesen war, zeigte sich bald; denn der Hauptmann, welcher im Palast der Republik die Wache hatte, ward durch die vielen bewaffneten Leute, die er nach dem Palast des Fiesco gehen sah, so beunruhigt, daß er dem Doria davon Nachricht gab. Er erhielt aber die Antwort: es sei nichts zu befürchten, der Zusammenlauf gelte nur der Galeere, die in der kommenden Nacht auslaufen würde.

Fiesco hatte Befehl gegeben, daß Jedermann in seinen Palast herein, aber Niemand herausgelassen werden solle. Die Zugänge zu demselben, so wie die Thore, waren mit seinen kühnsten und getreuesten Leuten besetzt. Hierauf begab er sich nach dem Hause des Asseretto, der ein Freund von Berrina war. Der Letztere hatte hier wie zufällig 23 Edelleute von

der Volkspartei versammelt, welche Fiesco sämmtlich zum Abendessen zu sich einlub.

Sie waren jedoch nicht wenig überrascht, als sie bei ihrer Ankunft statt der Zubereitungen zu einem Gastmahl unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen fanden. Ihr Erstaunen vermehrte sich noch, als Fiesco den anwesenden Edelleuten, Bürgern, Soldaten und Vasallen seinen Plan, Genua von den Doria's zu befreien, eröffnete und sie aufforderte, an dem Ruhm dieser Befreiung Theil zu nehmen. Er habe, sagte er, schriftliche Beweise, daß Giannettino sich zum unumschränkten Herrn von Genua *) aufwerfen wolle. Wie schlimm der Hochmuth des Adels dem Volke begegne, wisse Jeder. Er, Fiesco, wolle die Volksherrschaft wiederherstellen. Seine Maßregeln seien so getroffen, daß die Ausführung nicht fehlschlagen könne. Er habe hier 300 bewaffnete Soldaten und im Hasen eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an den Stadthoren und am Palast der Republik seien gewonnen. 1500 Arbeitsleute warteten nur auf seinen Wink, um die Waffen zu ergreifen; 2000 seiner Vasallen und 2000 Soldaten des Herzogs von Parma seien stündlich zu seiner Unterstützung bereit. Die Tyrannen selbst seien in dem Glauben an ihre Sicherheit zur Gegenwehr unvorbereitet.

Das Feuer, mit welchem Fiesco sprach, überwältigte die Zuhörer, so daß sie, Anfangs wie betäubt von der Vorstellung eines so gewaltfamen Unternehmens, sich bereit erklärten, dazu behülflich zu sein. Nur zwei von den Eingeladenen baten inständigst, da sie im Gebrauch der Waffen gänzlich ungeübt seien, sie von der Theilnahme freizusprechen. Auch zeigten sie so große Furcht, daß Fiesco ihre Unthätigkeit gern zugestand; sie mußten es sich aber gefallen lassen, in einem Zimmer seines Palastes eingeschlossen

*) Als Doria im Jahre 1528 Genua von dem französischen Vögte befreite, gab er dem Staate eine neue Verfassung, der zufolge nur 28 adlige Familien Zutritt zu den höchsten Würden erhielten; die Wahl derselben fand jährlich statt. Die oberste Leitung aber führte der Doge mit seinen Räten, die beide alle 2 Jahre neu gewählt wurden. Doria, der „Vater und Befreier des Vaterlandes“, welchen ehrenvollen Beinamen er für die Vertreibung der Franzosen erhielt, war jedoch zum Dogen auf Lebenszeit ernannt worden.

zu bleiben. Hierauf trug man eine leichte Mahlzeit auf, die sämtliche Verschworene stehend verzehrten.

Inzwischen begab sich Fiesco auf einige Augenblicke zu seiner jungen und schönen Gattin Leonore, die er bisher aus zärtlicher Sorgfalt in völliger Unkenntniß über das, was vorbereitet wurde, erhalten hatte. An diesem Abend hatte er Pansa bitten lassen, ihr Gesellschaft zu leisten, um ihre Aufmerksamkeit von den Bewegungen im Palast abzulenken, was um so leichter schien, als die Zimmer der Gräfin von dem Eingange entfernt lagen. Doch der Tumult war zu groß, um unbemerkt zu bleiben, und die Gräfin zitterte in Todesangst um ihren Gemahl, als dieser eintrat und, der eigenen Unruhe nicht länger mächtig, Alles offenbarte. Leonore warf sich zu seinen Füßen und beschwor ihn unter Thränen, von dem gefährlichen Unternehmen abzustehen. Nicht minder beweglich flehte Pansa. Aber Fiesco war schon zu weit gegangen, um jetzt noch stillzustehen; denn das letztere war sein gewisses Verderben. Er suchte Beide zu beruhigen, sprach ihnen Muth ein und riß sich endlich aus den Armen seiner Gattin mit den Worten: „Entweder bin ich in einer Stunde todt, oder ganz Genua liegt zu Deinen Füßen.“ Leonore fiel in Ohnmacht, und der Graf eilte zu den Verschworenen, um die letzten Anstalten zu treffen.

Es wurde beschlossen, Berrina solle auf der Galeere des Fiesco eine Kanone abfeuern lassen, und auf dieses Zeichen wollte sich Fiesco in Person der Galeeren des Doria bemächtigen; denn der Besitz des Hafens schien den Verschworenen von hauptsächlichster Wichtigkeit. Einige Abtheilungen waren bestimmt, die vornehmsten Straßen, andere, die wichtigsten Gebäude der Republik zu besetzen. Dann sollten sich die Brüder des Fiesco der Thore bemächtigern, nach dem herzoglichen Palast eilen und die Doria's umbringen, während welcher Zeit man das Volk zu den Waffen zu rufen und den Palast der Republik zu stürmen gedachte.

Es war Mitternacht und heller Mondschein; auf den Straßen war Alles ruhig und in den Häusern lagen die Einwohner im Schlaf, als den zahlreichen und verwegenen Haufen der Befehl zum Ausbruch gegeben wurde. Man gab den Soldaten ihre Anführer, und Alle verließen den Palast.

Es dauerte sehr lange, ehe Berrina das Signal gab. Seine Galeere

nämlich war auf den Grund gekommen, als sie am Ausgang des Hafens ihren Posten hatte einnehmen wollen, um verabredetermaßen die Schiffe des Doria abzusperren. Man brauchte über eine Stunde, um sie wieder flott zu machen. Endlich vernahm man den Kanonenschuß und Jeder eilte nun, das Seinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Der große Lärm auf den Galeeren weckte die Doria's auf, deren Palast nicht weit entfernt lag. Nun hatte freilich Fiesco dem Verdacht vorgebeugt, Giannettino aber hielt seine eigene Gegenwart doch für nöthig, um der Unordnung, auf welche das Getöse schließen ließ, abzuhelpen. Er verließ also seinen Palast, nur mit seinem Degen bewaffnet. Ein Page ging vor ihm her mit einer Fackel, und ein einziger Bediente folgte ihm. Als er an das Thor kam, welches zum Hafen führte, rief er, man solle öffnen. Da die Verschworenen seine Stimme erkannten, öffneten sie zwar das Thor augenblicklich, aber nur, um ihn niederzustößen. Er fiel, ganz von Stichen durchbohrt, zu Boden.

Nun hätte man der Abrede gemäß auch unverzüglich den alten Doria umbringen sollen; doch Geronimo Fiesco, dem sein Bruder diesen Auftrag gegeben hatte, säumte damit, einestheils, weil er glaubte, daß ein 80jähriger Greis, der überdies an der Sicht krank lag, nicht zu fürchten sei und ihm schwerlich entrinne werde, andererseits, weil er den reichen Palast vor der Plünderung retten wollte.

Als Andreas Doria von dem Aufruhr vernahm, beschloß er, sich nicht zu entfernen; er wolle, sagte er, von den Händen der Aufrührer sterben, um nicht den Untergang der Republik zu überleben. Endlich gab er doch den Bitten seiner Gemahlin und seiner Hausgenossen nach, die ihn mit Thränen beschworen, sich durch die Flucht für das Vaterland zu erhalten. Seine Bedienten trugen ihn aus dem Palast, setzten ihn zu Pferde, und glücklich entkam er durch ein Thor, welches zufälliger Weise unbefetzt geblieben war. Er flüchtete nach Masona, einem festen Schlosse, welches funfzehn italienische Meilen von Genua entfernt war und der Familie Spinola gehörte.

Unterdessen hatten sich an 200 Verschworene, nachdem sie den Hafen und die Thore wohlbesetzt hatten, in den Straßen zerstreut, um das Volk durch den wiederholten Ruf: „Fiesco und die Freiheit!“ aufzuwiegeln.

Wirklich griff auch ein Theil der Bürger zu den Waffen, während die andern in großer Unruhe und Bestürzung das Weitere abwarteten. Die Edelleute hätten sich gern in den Palast der Republik gerettet, da sie aber fürchten mußten, man werde inzwischen ihre Häuser plündern, so verammelten sie die Thüren und verhielten sich ruhig.

Dagegen hatten sich in jenem Palast, nach welchem auch der kaiserliche Gesandte seine Zuflucht genommen, bereits einige Senatoren versammelt, und die kühnsten unter ihnen, darunter die Häupter der mächtigen Familien Lomellino, Pallavicini und Galvo, wagten sich mit einer Anzahl Soldaten hinaus. Sie wurden jedoch von den Verschworenen zurückgeschlagen, Lomellino gefangen genommen und die übrigen gezwungen, sich in den Palast des Centurione zu flüchten.

Da beschloßen endlich die versammelten Senatoren, Friedensvergleiche zu versuchen, und schickten einige aus ihrer Mitte ab, um zu hören, was die Aufrührer eigentlich verlangten, denn bis jetzt wußte man noch gar nicht, was dieser furchtbare Ausbruch bezwecken solle; Alles, was man erfahren hatte, war, daß sich der Graf Fiesco an der Spitze der Aufrührer befinde.

Doch dieser Unglückliche hatte das Unternehmen bereits mit dem Leben gebüßt. Die Verschworenen suchten ihn schon die längste Zeit, aber vergebens. Gleich zu Anfang des Tumults hatte er sich nach dem inneren Hafen, Darsena genannt, begeben und gerufen: „Es lebe die Freiheit!“

Die Galeerenflaven, durch dies Geschrei aufgeweckt, wiederholten die Losung mit furchtbarem Gebrüll und dem Geklirr ihrer Ketten. Da Fiesco befürchtete, sie möchten einen Versuch machen, sich in Freiheit zu setzen, und im Fall ihnen dies gelänge, zügellose Ausritte herbeiführen, so beabsichtigte er, selbst die Galeeren zu besteigen, um rechtzeitig dem entgegenzuwirken. Als er aber seinen Fuß auf ein Brett setzte, welches von dem Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug dasselbe um und Fiesco fiel in's Meer. Das Wasser war zwar an dieser Stelle nicht tief, allein der Grund war schlammig und der Graf trug eine schwere Rüstung. Er konnte sich von ihr nicht freimachen, Niemand war bei ihm, und sein Geschrei um Hülfe ward in dem gewaltigen Getöse weit umher nicht vernommen oder nicht beachtet.

Fiesco erkrankt, und ein elendes Brett hatte über das Schicksal Genua's entschieden.

Als man den Grafen nirgends fand, hielt man seinen Tod für gewiß. Berrina wollte dies schlimme Ereigniß so lange geheim halten, bis man den Sieg verfolgt und mit dem Senat einen Vertrag abgeschlossen hätte. Allein die andern Anführer dachten nicht so vorsichtig, und in Kurzem war die Nachricht von dem Untergange Fiesco's verbreitet.

Geronimo Fiesco, der durch den Tod seines Bruders nun das Haupt der Familie wurde, war jetzt auch das Haupt der Verschworenen geworden, er besaß jedoch weder in gleichem Grade ihr Zutrauen, noch die Fähigkeiten und liebenswürdigen Eigenschaften seines Bruders. Auf die Todesnachricht zog er sogleich an der Spitze eines bewaffneten Haufens nach dem Palast der Republik, um sich desselben zu bemächtigen. Unterwegs begegneten ihm die Abgeordneten, welche im Namen des Senats mit dem Grafen Fiesco zu reden verlangten.

Geronimo entgegnete ihnen, es sei jetzt kein anderer Graf von Fiesco als er; man solle ihm den Palast der Republik übergeben, dann wolle er hören, was sie zu sagen hätten.

Dieser so oft erwähnte Palast der Republik, der zur Versammlung der Senatoren diente, und in welchem das Archiv und die Schatzkammer der Regierung sich befanden, war ein sehr festes Gebäude und außerdem mit einer starken Mauer umgeben. Die Verschworenen hätten sich nun vor allen Dingen in den Besitz dieses Palastes setzen müssen, der wenig Widerstand erwarten ließ. Eben so mußte man sich des Palastes der Doria bemächtigen, was noch leichter geschehen konnte. Aber der plötzliche Tod des Fiesco ließ diese zur Behauptung der Stadt so nothwendigen Maßregeln verabsäumen.

Als die Abgeordneten durch die unüberlegte Antwort des Geronimo erfuhren, daß dem Aufstande der fehle, welchen sie als die Seele des Ganzen am meisten zu fürchten hatten, beeilten sie sich, dem Senat diese glückliche Nachricht zu hinterbringen. Die Senatoren beschloßen nun, den Palast nicht zu verlassen und den weiteren Verlauf in Ruhe abzuwarten. Auch irrten sie nicht, als sie hofften, es werde jetzt ganz von selbst eine günstigere Wendung für sie eintreten.

Als der Tag anbrach, fing schon der Aufruhr an sich zu legen. Die Weiber riefen aus den Fenstern mit Geschrei und Klagen ihre Männer, Brüder und Söhne von den Straßen zurück, und das Volk, welches aus Liebe zu Fiesco die Waffen ergriffen hatte, ging nun, da es seinen Tod erfuhr, ruhig nach Hause. Auch die Verschworenen, in deren Augen Geronimo wenig galt, zogen sich allmählig zurück, und der unerfahrene Jüngling sah sich plötzlich ohne Anhänger, zuletzt von Allen, selbst von seinen Bedienten verlassen. Er flüchtete ganz bestürzt nach der Kirche des heiligen Laurentius, und da er sich auch hier nicht sicher glaubte, war er schon im Begriff, Genua ganz zu verlassen.

Inzwischen hatte Pansa, jener redliche Freund seiner Familie, sich zu den Senatoren begeben, und so groß war die Achtung, die sein makelloser Charakter einflößte, daß man ihn selbst zum Unterhändler zwischen der Regierung und den Verschworenen wählte. Man einigte sich endlich dahin, daß die letzteren die Waffen niederlegen und dafür vollständig begnadigt werden sollten, so zwar, daß sie dieses Aufruhrs wegen nie zur Verantwortung gezogen würden. Senarega, der Secretair des Senats, leistete für diese Gnadenbewilligung Bürgschaft. Geronimo Fiesco verließ nun sogleich Genua und begab sich auf sein Schloß Montobio; sein Bruder dagegen, Ottoboni Fiesco, schiffte sich mit Berrina, Calcagno und Sacco auf der Galeere des verunglückten Grafen ein und segelte nach Frankreich, wo sie auch sämmtlich glücklich anlangten.

Der Körper des Fiesco wurde erst vier Tage später gefunden; die Regierung verheimlichte dies aber und ließ ihn im Schlamm liegen, bis er nach zwei Monaten ganz in der Stille herausgezogen und in's Meer geworfen wurde.

Als die Ersten der Verschworenen Genua verlassen hatten, kehrte Alles zur Ruhe zurück. Geronimo aber setzte sein Schloß in Vertheidigungszustand, weil er der zugesicherten Begnadigung nicht traute und überdies mit neuen Plänen umging. Berrina, Calcagno und Sacco fanden sich bald wieder bei ihm ein, und auch sein Bruder Ottoboni kehrte aus Frankreich nach Italien zurück, so daß man allen Grund hatte, neue Bewegungen zu fürchten und die Regierung von Genua ihre Wachsamkeit verdoppelte.

Andreas Doria, der unter dem freudigen Zuruf des Volkes wieder nach der Stadt zurückgekehrt war, konnte sich über den Tod seines Neffen nicht beruhigen und brachte es dahin, daß die Vergnadigungs-Akte für null und nichtig erklärt wurde, weil sie durch die Noth erzwungen und nicht von einer hinreichenden Anzahl von Senatoren unterzeichnet sei. Demzufolge wurde die Familie des Fiesco nebst den vornehmsten Verschworenen für alle Zeit aus dem Staate Genua verbannt; die Häuser und Paläste des Grafen, als des Hauptes der Verschwörung, wurden dem Erbboden gleichgemacht und alle seine Güter eingezogen. Nur das Schloß von Montobio blieb, da es sich in der Gewalt des Geronimo befand, von dieser Maßregel vorläufig ausgenommen.

Dieses Schloß war so fest und hatte eine so günstige Lage, daß von ihm aus der Stadt Genua großer Schaden zugefügt werden konnte; man suchte daher seinen Besitzer zu bewegen, es gutwillig abzutreten und schickte Pansa an ihn ab, um ihm im Auftrage des Senats 14,000 Zechinen für dasselbe anzubieten. Fiesco aber weigerte sich, darauf einzugehen, wies alle wiederholten Anträge hartnäckig zurück und war so unvorsichtig, auf die Drohungen des Senats zu erwiedern, er sei nicht mehr der Herr von Montobio, welches jetzt einem viel mächtigeren Herrn gehöre. Er hatte gemeint, die Genueser dadurch in Furcht zu setzen und von jeder gewaltsamen Maßregel abzuhalten, allein die Aeußerung bewirkte gerade das Gegentheil, denn sie fanden es nun für nothwendig, sich um so schleuniger dieses festen und gefahrdrohenden Schlosses zu bemächtigen.

Man faßte den Beschluß, unverzüglich 2000 Mann unter dem Commando des Augustin Spinola abzuschicken und Montobio förmlich zu belagern; an den Grenzen aber wurde Befehl ertheilt, die Hülfsstruppen, welche Frankreich etwa senden möchte, nicht durchzulassen. Die Belagerung mußte jedoch bis zum Mai verschoben werden, weil die schlechte Witterung den Transport der Geschütze unmöglich machte. In der Zwischenzeit starb Franz I. von Frankreich und Heinrich II. folgte ihm in der Regierung.

Für Fiesco gereichte dieser Wechsel zu großem Nachtheil, denn er entzog ihm jede Aussicht auf französischen Beistand. Er verlor dessenungeachtet den Muth nicht, warb so viel Soldaten, als er nur immer zusammenbringen konnte, und bereitete sich zu hartnäckiger Vertheidigung. Das

anhaltende Regenwetter war den Belagerern Anfangs sehr beschwerlich; auch gebrach es ihnen oft an Munition, die sie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen lassen. Zulezt aber wurde dennoch Bresche geschossen, und da die Soldaten Fiesco's ihre Dienste verweigerten, weil sie schlecht bezahlt wurden, so blieb nichts weiter übrig, als schleunig zu kapituliren.

Fiesco erbot sich, nachdem Spinola seine erstgestellten ausschweifenden Bedingungen mit Hohn zurückgewiesen hatte, das Schloß gegen freien Abzug der Besatzung zu übergeben. Auch dieß wurde abgeschlagen, und da es unmöglich schien, durch die Flucht zu entkommen, weil die Feinde Montobio ganz umstellt hatten, so ergab man sich endlich, nachdem die Belagerung im Ganzen 42 Tage gedauert hatte, auf Gnade und Ungnade.

Die Soldaten des Geronimo wurden freigelassen, von den Verschworenen aber erhielt keiner Gnade. Berrina, Calcagno und Assereto verloren ihr Leben auf dem Blutgerüst; auch alle übrigen wurden entweder hingerichtet oder auf die Galeeren geschmiedet. Am längsten währte der Prozeß des Geronimo Fiesco. Endlich wurde auch ihm am 23. Juli des nämlichen Jahres in Montobio der Kopf abgeschlagen und das Schloß sodann geschleift. Ottoboni Fiesco, der sich zu rechter Zeit wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der für den Augenblick den schlimmen Folgen des Aufruhrs entging; aber für immer konnte er doch der Rache des alten Doria nicht enttrinnen, der Allem, was den Namen Fiesco trug, den Untergang geschworen hatte. Ottoboni war in französische Dienste getreten und wurde 8 Jahre später von den Spaniern gefangen genommen. Da verwandte Andreas Doria sein ganzes Ansehen beim spanischen Hofe, um die Auslieferung dieses Gefangenen zu erlangen. Als sie erfolgt war, befleckte er sein langes, ruhmvolles Leben mit einer bedauernswürdigen Handlung der Rache: er ließ den, dessen Schicksal in seine Hand gegeben war, in einen Sack nähen und in's Meer werfen.

Nur Eleonore, die Wittve des ertrunkenen Grafen Fiesco, wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie wohnte seit dem Aufstande in dem Hause ihres Vaters Cibo, der einem altadligen Geschlechte Genua's angehörte, und heirathete später den berühmten General Vitellini, Marchese von Cetona.

Dagegen nahm der Bruder Eleonorens, Julius Gibo, der mit Doria und dem Kaiser unzufrieden war, den Plan Fiesco's wieder auf, ließ sich mit Frankreich in Unterhandlungen ein und versprach, Genua den Franzosen zu überliefern. Seine Absicht wurde aber verrathen, und Doria sowohl wie Gonzaga, der Statthalter von Mailand, erhielten Nachricht davon. Gibo wurde im December 1547 zu Montremoli in Verhaft genommen, nach Mailand gebracht und dort enthauptet. Einige seiner Anhänger, die sich in Genua befanden, wurden gleichfalls hingerichtet.

Andreas Doria, dessen Ansehen und Einfluß sich bis an sein Lebensende erhielten, starb erst im Jahre 1563 in einem Alter von fast 93 Jahren.

Ein Zweig von der unglücklichen Familie Fiesco lebte noch in Frankreich im Jahre 1683. Der Graf Johann Ludwig Maria von Fiesco, damals das Haupt dieses Hauses, wußte den französischen Hof für seine Forderungen an Genua, welche die eingezogenen Güter seines Vorfahren betrafen, so zu interessiren, daß sich Ludwig XIV. seiner sehr ernstlich annahm, und in Folge eines Uebereinkommens zwischen ihm und der Republik Genua der Graf für seine Ansprüche eine Entschädigungssumme von 300,000 Livres erhielt.

XIII.

Die Pulver-Verschwörung unter Jakob I. von England.

Beim Tode der Königin Elisabeth schwankte das Recht an die Krone von England zwischen den Nachkommen Heinrichs VII., Margaretha und Maria Tudor, von denen die erstere an den König von Schottland, die andere an Brandon, Herzog von Suffolk, vermählt gewesen war. Heinrich VIII. hatte in seinem, durch eine Acte der gesetzgebenden Gewalt bestätigten Testamente, die Krone an die Letztere vermacht, falls nämlich keine Leibeserben von ihm selbst mehr vorhanden wären. Das gesetzliche Recht des Hauses Suffolk war daher nicht zu bestreiten. Auf der andern Seite aber neigte sich die allgemeine Stimmung zu unvorbereitet auf die Seite des Erstgeburt- und Erbrechts, und die von der Thronfolge des Königs von Schottland zu erwartenden Vortheile waren so groß, daß die Nation mit aller Bereitwilligkeit in die letzte Verfügung der verstorbenen Königin Elisabeth einging, und Jakob (im Jahre 1603) ohne Widerspruch zum Könige ausrief.

Die ersten Regierungsjahre Jakobs sind durch mehrere Verschwörungen bezeichnet, von denen die berühmteste Pulver-Verschwörung einiger fanatischer Katholiken die furchtbarste war.

Bevor dem Könige die Nachfolge auf den englischen Thron gesichert war, hatte er alle Parteien für sich zu gewinnen gesucht, und die noch

zahlreichen und mächtigen Katholiken in England zu der Hoffnung berechtigt, daß sie unter seiner Regierung eine schonende Behandlung erfahren würden. Sie bemühten sich daher eifrig zu seinen Gunsten, und der König dagegen enthielt sich zwei Jahre lang, die Geldstrafen für die Verweigerung des Uebertritts zur Staatskirche erheben zu lassen. Uebrigens hatte er im Herzen eine sehr geringe Neigung für ihre Religion, und sprach öffentlich mehr als einmal seine Absicht aus, in die Fußtapfen von Elisabeth zu treten. Als nun seine Günstlinge, von denen manche ihr mäßiges Erbtheil verzehrt hatten, dringend in ihren Forderungen um Zuschüsse wurden, so ließ er die Gesetze gegen die Andersdenkenden aufs Neue in Kraft treten, und wies jenen ungestümen Bittstellern Renten von den Gütern und dem sonstigen Vermögen der Katholiken an, die, wie sich denken läßt, mit Strenge und Uebermuth eingetrieben wurden. Dies und die auf dem letzten Parlament (im März 1604) gegen ihre Religion beschlossenen harten Maßregeln, überzeugten die Katholiken, daß sie geringe Gunst zu erwarten hätten. Natürlich wurden sie dadurch erbittert, aber es kam ihnen, da sie bürgerlichen Kämpfen abgeneigt, oder auch ihrer Schwäche sich bewußt waren, nicht in den Sinn, durch gewalthätige Schritte eine Abhülfe zu versuchen; nur einige unruhige Köpfe unter ihnen dachten anders. Robert Catesby, ein Gentleman von ansehnlichem Vermögen in Northampton und Warwickshire, abstammend von dem Minister Richard's III., war im katholischen Glauben erzogen worden, hatte jedoch diese Religion verlassen, und in Ausschweifungen aller Art sein Erbtheil durchgebracht. Hierauf war er zu seiner alten Religion zurückgekehrt, und, indem er seinen Abfall durch fanatischen Eifer gut zu machen suchte, hatte er bei allen den Umtrieben und Verschwörungen, welche die letzten Regierungsjahre Elisabeth's beunruhigten, eine thätige Rolle gespielt.

Catesby entwarf nun den teuflischen Anschlag, das Parlamentshaus mit Pulver in die Luft zu sprengen. Diesen Plan hatte er um die Fastenzeit des Jahres 1604 Johann Wright und Thomas Winter, zwei katholischen Gentlemen von unbescholtenem Ruf, guter Familie und ansehnlichem Vermögen, mitgetheilt. Der Erstere machte anfangs einige Bedenklichkeiten, die er jedoch bald aufgegeben zu haben scheint, denn er ging mit einem doppelten Auftrag nach den Niederlanden, nämlich, erstens den Connetable

von Castilien, der zur Abschließung des Friedens nach England kommen sollte, dahin zu bewegen, daß er auf einige Artikel zu Gunsten der Katholiken dringe, und zweitens, irgend einen muthigen Gentleman von militärischer Kenntniß und Erfahrung für den Plan anzuwerben.

Da er fand, daß der Hof von Spanien, der den Frieden sehr nöthig hatte, diesen um ihretwillen nicht außs Spiel zu setzen wünschte, so schickte er sich an, den zweiten Theil seines Auftrages in's Werk zu setzen, und der Mann, auf welche seine Wahl fiel, war Guy Fawkes, der, einer guten Familie in Northshire angehörig, nachdem er sein mäßiges Vermögen verzehrt hatte, in spanische Kriegsdienste getreten war. Wenn wir dem Pater Greenway, dem Genossen und Lobredner der Verschwörer, glauben wollen, so war Fawkes „ein Mann von großer Frömmigkeit, musterhafter Mäßigkeit und mildem, freundlichem Benehmen, ein Feind von Händeln und Streitigkeiten, ein treuer Freund, und von ausgezeichnete Pünktlichkeit in der Erfüllung religiöser Pflichten;“ — kürzer gesagt, ein Fanatiker, in dessen Augen die Religion jedes Verbrechen rechtfertigte.

Obgleich übrigens jene hochfliegende Lobrede ohne Zweifel bei weitem die bescheidenen Grenzen der Wahrheit überschreitet, so ist andererseits auch kein Grund dafür, Fawkes für nichts besseres, als einen gemeinen Bösewicht anzusehen.

Winter und Fawkes kamen im Monat April nach London. Catesby theilte hierauf seinen Plan auch noch dem Thomas Percy mit, einem Verwandten des Grafen Northumberland, dessen Haushofmeister er war, und der ihn, vor dem Tode der Königin, nach Schottland geschickt hatte, um die Gesinnungen Jakob's, in Betreff der Katholiken, auszuforschen. Er hatte höchst vortheilhaft darüber berichtet, und war nun beschämt, sich so gänzlich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen. Wie Catesby, war er aus einem ehemaligen Wüfling ein Fanatiker geworden.

Catesby, Wright, Winter, Percy und Fawkes hielten Zusammenkunft in einem Hause hinter Clement's Inn (Hof), und schworen bei der heiligen Dreieinigkeit und dem Sacrament, niemals zu verrathen, was jezt gesprochen werden sollte. Nachdem nun Percy und Fawkes in den Plan eingeweiht worden, welchen sie billigten, hörten sodann alle zusammen, in einem obern Zimmer des Hauses, die Messe, und empfangen das Sacra-

ment vom Pater Gerard, einem Jesuiten, dem wenigstens nicht bewiesen werden konnte, daß er von ihrem Gelübde und dessen Zweck eine Kenntniß gehabt hat.

Jetzt wurde unter Percy's Namen ein Haus gemiethet, das an das Parlamentsgebäude stieß, und Fawkes, unter dem angenommenen Namen Johnson, als vorgeblicher Hausmeister Percy's, darein gesetzt. Außerdem mietheten die Verschwörer noch ein zweites Haus in Lambeth, wo das Schießpulver und das Holz zu der Mine, die sie anzulegen gedachten, zusammengebracht werden sollte, und zum Aufseher dieser Wohnung bestellten sie einen Mann, Namens Robert Keyes, der gleichfalls eidlich auf das Geheimniß verpflichtet wurde.

Da das Parlament auf den 7. Februar des folgenden Jahres (1605) vertagt war, gingen die Theilnehmer des Anschlages aufs Land, mit der Verabredung, im November wieder zusammenzutreffen. Im Laufe des Sommers und Herbstes wurden die Maßregeln der Regierung gegen die Katholiken äußerst streng, und mehrere Jesuiten und Seminaristen wurden zur Untersuchung gezogen und hingerichtet, was die Verschwörer in ihrem Vorhaben noch mehr bestärkte.

In der Nacht des 11. December verfügten sich Catesby und seine Genossen, wohlversehen mit Handwerkszeug sowie mit hart gesotteneu Eiern und gebratenem Fleisch für ihren Unterhalt, nach dem Hause in Westminster, und begannen hier die drei Ellen dicke Mauer, zwischen ihrem Hause und dem Parlamentsgebäude, durchzugraben, während Fawkes Schildwache stand. Da sie fanden, daß die Arbeit mühsamer war, als sie erwartet hatten, ließen sie Keyes von Lambeth kommen, und nahmen Wright's Bruder in die Verschwörung auf. Den Schutt, den sie des Tags ausgegraben hatten, streuten sie während der Nacht in dem Garten umher, und keiner von ihnen wagte sich aus dem Hause, ja nicht einmal in den obern Theil desselben, um nicht gesehen zu werden. So arbeiteten sie fort bis zum Tage vor Weihnachten, wo Fawkes die Nachricht brachte, das Parlament sei zum October vertagt, worauf sie sich verabredeten, bis nach den Feiertagen auseinander zu gehen, und dann ihre Arbeit auf's Neue vorzunehmen.

Während des Monats Januar (1605) zog Catesby gleichfalls den

älteren Bruder Thomas Winter's, Johann Grant von Norbrook bei Warwick, und einen alten Diener von sich, Namens Thomas Bates, in die Verschwörung. Im Februar fingen sie ihre Arbeit an der Mine wieder an, als sie, wie versichert wird, eine Glocke in der Mauer unter dem Parlamentsgebäude läuten hörten; sie hielten ein und horchten; Jawkes wurde heruntergerufen, und auch er hörte den geheimnißvollen Klang, der jedoch aufhörte, sobald man den Platz mit Weihwasser besprengt hatte. Das Läuten ließ sich häufig wieder hören, doch dasselbe Mittel zeigte sich jedesmal wirksam, und zuletzt hörte der Spuk gänzlich auf. Eines Tages hörten sie ein kollerndes Geräusch über sich, und glaubten sich schon verrathen; aber Jawkes, welcher nachforschte, fand, daß es von einem Mann, Namens Bright, herrührte, der seine Kohlen aus einem Keller unter dem Hause der Lords ausverkaufte, indem er ausziehen mußte. Dies brachte sie sogleich auf den Gedanken, den Keller für sich zu nehmen; denn abgesehen von der Mühseligkeit ihrer Arbeit, fing auch das Wasser an einzudringen. Sie mietheten daher den Keller, und zwar gleichfalls unter Percy's Namen; zwanzig Pulverfässer wurden von dem Hause in Lambeth hingebracht, und ihre eisernen Werkzeuge, die sie nun nicht mehr brauchten, nebst großen Steinen in die Fässer gesteckt, um die Explosion desto wirksamer zu machen; über das Ganze wurden Holzklöße und Reißigbündel gelegt, und Schutt und leere Flaschen in dem Keller umhergestreut. Hierauf schlossen sie ab, indem sie innerhalb an der Thür gewisse Zeichen anbrachten, um zu sehen, ob während ihrer Abwesenheit Jemand hineingegangen sei. Nachdem sie noch Jawkes nach Flandern geschickt, um Sir William Stanley und andere englische Offiziere von dem Vorhaben zu unterrichten, und sich nach fremder Hülfe umzusehen, trennten sie sich für den Sommer. Im Herbst wurde Sir Edmund Baynham von den Verschworenen nach Rom geschickt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie ihm ihre Pläne anvertraut hatten. Da es nöthig war, Pferde und Waffen in Bereitschaft zu halten, gab Catesby vor, er habe den Auftrag, einen Reitertrupp für den spanischen Kriegsdienst anzuwerben, was ihm einen Vorwand gab, in seinem eigenen Hause und dem von Grant Waffen u. dgl. aufzubäufen, und da mehrere katholische Gentlemen sich erbieten, als Freiwillige zu

ihm zu stoßen, so hieß er sie, sich mit Waffen zu versehen und in Bereitschaft zu halten, wenn man sie aufrufen werde.

Er und Percy hielten es nun für nothwendig, einige reiche Gentlemen zu gewinnen, von denen sie die erforderlichen Geldmittel beziehen könnten, und ihre Wahl fiel auf Sir Everard Digby von Rutlandshire, Ambrosius Hookewood von Suffol, und Franz Tresham von Northamptonshire; die beiden Ersten, welche schwache und bigotte, jedoch rechtschaffene Männer waren, machten erst Schwierigkeiten, traten aber nachher mit ganzem Herzen dem Bunde bei; der Letztere, ein Mann von zweideutigem Ruf, wurde nur seines Reichthums wegen aufgenommen, und Catesby soll ihm nie ganz getraut haben.

Da das Parlament endlich auf den 5. November einberufen war, trafen die Verschwörer ihre letzten, entscheidenden Anstalten. Fawkes sollte die Mine durch eine Zündwurst anstecken, die eine Viertelstunde brauchen würde, um das Pulver zu erreichen; sobald er die Lunte angezündet hätte, sollte er sich in aller Eile nach einem im Flusse bereitliegenden Fahrzeuge begeben, und die Nachricht nach Flandern bringen. Digby sollte am gleichen Tage eine Anzahl von katholischen Gentlemen in Dunchurch in Warwickshire, unter dem Vorwande einer zu haltenden Jagd, versammeln, und sobald sie hörten, daß der Streich gethan sei, sollten sie einen Trupp absenden, um sich der Prinzessin Elisabeth, die bei Lord Harrington in jener Gegend zum Besuche war, zu bemächtigen. Diese wollte man denn, wenn Winter's Anschlag, einen ihrer Brüder festzunehmen, nicht geglückt sein sollte, zur Königin ausrufen.

Ueber einen Punkt waren jedoch von Anfang an die Meinungen uneins gewesen, nämlich, wie man sich gegen die katholischen Edelleute verhalten solle. Catesby, wie es scheint, machte sich wenig daraus, sie mit den übrigen umkommen zu lassen; allein die Mehrzahl stimmte dafür, ihre Verwandten und Freunde zu retten. Namentlich war Tresham höchst angelegentlich bemüht, seine beiden Schwäger, die Lords Stourton und Mounteagle, außer Gefahr zu sehen. Endlich wurde ausgemacht, daß man zwar nicht geradezu eine Warnung geben, wohl aber verschiedene Vorwände brauchen wolle, um die Freunde vom Parlament fern zu halten. Das schien aber Tresham nicht hinreichend, und einige Tage

darauf drang er in Catesby und Percy, Lord Mounteagle zu warnen; da sie Schwierigkeiten machten, gab er ihnen zu verstehen, er habe das versprochene Geld noch nicht beisammen, und schlug vor, die Katastrophe bis zum Schlusse der Sitzung zu verschieben. Doch sein Zureden war vergebens.

Am 26. October verfügte sich Lord Mounteagle nach seinem Hause in Hoxton, wo er seit einem ganzen Monat nicht gewesen war, zum Abendessen. Bei Tische wurde ihm ein Brief überreicht, den sein Page von einem unbekanntem Mann auf der Straße erhalten haben wollte. Es war kein Name unterzeichnet. Auf Lord Mounteagle's Ersuchen las ein Gentleman, Namens Ward, den Brief laut vor. Man rieth ihm darin, unter irgend einer Entschuldigung aus dem Parlamente wegzubleiben, „denn,“ hieß es, „Gott und Mensch haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen,“ und dabei waren noch allerlei geheimnißvolle Winkte gegeben. Lord Mounteagle brachte den Brief noch denselben Abend Lord Salisbury in Whitehall, der ihn einigen andern Lords des Ministerrathes vorzeigte; man beschloß, bis zur Rückkehr des Königs, der sich in Royston auf der Jagd befand, nichts weiter in der Sache zu thun.

Es ist viel darüber gestritten worden, wer der Verfasser dieses Briefes gewesen sei. Am wahrscheinlichsten wird Tresham angenommen, und es ist nicht unmöglich, daß er Lord Mounteagle schon ausführliche Nachricht gegeben hatte, und der Brief nur eine List war, hinter welcher er die wirkliche Art, wie die Sache zu Tage kommen sollte, verdecken wollte. Tresham war außerdem sehr bemüht, seine mitverschworenen Freunde zu retten, und bloß ihre eigene Verblendung vereitelte dies, denn Winter war schon am nächsten Morgen von dem Briefe unterrichtet, und sie alle hätten sich in dem für Hawkes bereitliegenden Fahrzeuge in Sicherheit bringen können. Am 30. kam Tresham vom Lande nach London; Catesby und Winter hielten ihm vor, er habe den Brief geschrieben, und beabsichtigten, ihn zu erstechen, wenn er zögere oder bekenne; er leugnete aber mit solcher Festigkeit, daß sie sich wirklich, oder wenigstens dem Scheine nach, zufriednen gaben und beschloßen, mit Ausführung ihres Planes fortzufahren.

Am folgenden Tage (31.) kehrte der König nach London zurück; es wurde ein Ministerrath über den Brief gehalten, und Jakob selbst soll

dessen geheime Bedeutung errathen haben. Der Beschluß fiel dahin aus, den Keller zu untersuchen, aber nicht vor Montag, den 4. November. An diesem Tage verfügten sich der Lord-Oberstkammerherr, Lord Mounteagle und Andere, nach dem Parlamentsgebäude. Sie fanden Jankes in dem Keller, bemerkten jedoch weiter nichts; am Abend aber wurde Sir Thomas Anebett, ein Friedensrichter, mit einigen Gehülfen an Ort und Stelle gesandt, und bei Durchsuchung des Kellers fanden sich sechsunddreißig Pulverfäßer vor. Jankes wurde vor die Minister gebracht, wo er seine Absicht nicht nur eingestand, sondern sich ihrer rühmte. Da er sich weigerte, seine Mitschuldigen zu nennen, so schickte man ihn nach dem Tower.

Einige von den Verschworenen hatten bereits London verlassen, andere ergriffen die Flucht, als sie hörten, daß Jankes verhaftet sei; sie begaben sich in aller Eile nach Ashby St. Leger, wo sie mehrere von ihren Freunden fanden, und ritten dann alle zusammen nach Dunchurch, um Digby und seine Gäste aufzusuchen. Ihr niedergeschlagenes Aussehen ließ auf den ersten Blick den ganzen Stand der Dinge errathen; alle die, welche nicht zu tief in die Sache verwickelt waren, machten sich sogleich davon, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Catesby und die Andern gingen dann, in der vergeblichen Hoffnung, die Katholiken von Wallis und den angrenzenden Grafschaften zum Aufstande zu bewegen, nach Norbrook and von da nach Huddington und Holbeach, einem Hause Stephan Littleton's. Ihre Zahl war indeß dadurch, daß so viele sie verließen, bis auf etwa sechzig Mann zusammengeschmolzen; die katholischen Gentlemen trieben sie mit bittern Vorwürfen von ihren Häusern; das gemeine Volk begnügte sich damit, sie im Vorbeireiten anzustarren. In Holbeach trennten Digby und Stephan Littleton sich heimlich von ihnen, der Erstere wurde jedoch in Dudley festgenommen. Während sie einen Theil ihres Pulvers, das naß geworden war, trockneten, fiel eine brennende Kohle darein, und Catesby und einige Andere wurden stark beschädigt. In der Nacht machte Robert Winter sich aus dem Staube. Am folgenden Tage (8.) ungefähr um Mittag, erschien der Sheriff mit dem posse comitatus (dem Aufgebot der Grafschaft), umzingelte das Haus und forderte sie auf, sich zu ergeben; da sie sich weigerten, befahl er, mit Gewalt den Einlaß zu erzwingen. Thomas Winter und die beiden Wright wurden verwundet;

Catesby und Percy stellten sich Rücken an Rücken und fielen von zwei Kugeln aus derselben Musquete durchbohrt; der Erstere starb auf der Stelle, der Andere den Tag darauf; auch Rockwood erhielt eine schwere Verwundung, und die ganze Bande wurde gefangen genommen. Robert Winter und Stephan Littleton, nachdem sie sich ungefähr zwei Monate lang verborgen gehalten hatten, wurden von der Köchin in Hagley-House, dem Wohnsitz der Frau Littleton, verrathen.

Die Verhaftung von Guy Fawkes war für Tresham von nicht so gefährlicher Bedeutung, wie für die Andern. Er zeigte sich öffentlich in den Straßen und ging sogar vor den Ministerrath, um seine Dienste gegen die Rebellen anzubieten. Am 12. wurde er jedoch verhaftet und in den Tower geschickt. Wahrscheinlich bezweckten die Minister, von ihm Angaben gegen die Jesuiten zu erzwingen, was ihnen auch theilweise gelang; aber bald nach seiner Gefangensetzung erkrankte er an einer tödtlichen Seuche, und erlag ihr am 27. December. Daß während seiner Krankheit seine Frau und seine Diener um ihn waren, widerlegt das Gerücht einer Vergiftung.

Fawkes zeigte zuerst eine mürrische Verschlossenheit, am 8. November aber legte er ein volles Geständniß ab, ohne übrigens die Namen seiner Mitschuldigen zu nennen, die er jedoch am folgenden Tage gleichfalls angab. Höchstwahrscheinlich hatte man ihn nach damaligem Gebrauch auf die Folter gebracht. Am 15. langten die in Holbeach Gefangengenommenen in London an. Sie hatten sämmtlich öftere Verhöre zu bestehen, und in Folge der Geständnisse, die man von ihnen und namentlich von Bates erzwang, erschien (16. Januar 1606) ein Steckbrief gegen die Jesuiten Garnet, Greenway und Gerard.

Am 27. wurden Sir Everard Digby, die beiden Winter, Fawkes, Rockwood, Reyes und Bates vor einer außerordentlichen Commission, die aus Geheimrathen und Richtern bestand, zu Gericht gezogen. Der Hauptbeweis gegen sie waren ihre eigenen Geständnisse, über ihre Schuld konnte jedoch auch nicht ein Schatten von Zweifel obwalten. Die Commission verurtheilte sie Alle zum Tode, und am 30. wurden Digby, Robert Winter, Grant und Bates, auf der Westseite des St. Paulskirchhofes, gehan-

gen und geviertheit. Den Tag darauf erlitten Thomas Winter, Rockwood, Fawkes und Keyes die gleiche Strafe, gegenüber dem Parlamentsgebäude.

Der Jesuit Gerard entkam von Harwich nach dem Festlande. Greenway verkleidete sich und kam nach London, wo ihn, als er eines Tages unter einem Volkshaufen stand und den Steckbrief las, ein Mann erkannte, ihm nachging und ihn festnahm. Greenway stellte sich, als ob er gutwillig folgen wolle, in einer Seitenstraße aber machte er sich los, floh nach der Grafschaft Essex und gelangte von da nach Flandern.

Heinrich Garnet, der Obere der Jesuiten in England, hatte sich in Hendlip-Hall bei Worcester, dem Landsitze eines Gentleman, Namens Abington, verborgen. Da jedoch verlautete, daß sich daselbst einige Jesuiten versteckt hielten, wurde das Haus am 20. Januar von Sir Henry Bromley umzingelt; der Versteck war aber so gut eingerichtet, daß Garnet und noch ein anderer Jesuit, Namens Hall oder Oldcorne, erst am achten Tage entdeckt wurden. Man brachte sie nach London in den Tower, wo Garnet mit ausnehmender Schonung behandelt wurde; in den vielen Verhören, die sie vor dem Ministerrath zu bestehen hatten, wollte er nichts gestehen. Hierauf wurde ein nicht ungewöhnliches und auch jetzt noch gebräuchtes Verfahren in Anwendung gebracht: der Gefangenwärter sagte zu Garnet und Oldcorne, daß sich eine verborgene Thüre zwischen ihren Zellen befinde, durch welche sie sich besprechen könnten. Inzwischen wurden zwei Personen an einem Platz verborgen, von welchem aus sie Alles, was die Gefangenen sprachen, hören konnten. Dies führte zu wichtigen Entdeckungen. Garnet hatte sich zur Regel gemacht, alles ihm zur Last gelegte, und zwar mit Eiden und den feierlichsten Betheuerungen, abzuleugnen, bis er ein längeres Beharren auf seinen bisherigen Aussagen für nutzlos erkannte.

Aus Garnet's eigenen Geständnissen und den Aussagen Anderer ging hervor, daß er im Juni 1604 von Catesby und Winter erfahren hatte, daß ein Anschlag im Werke sei, und im Juni 1605 befragte Catesby ihn um seine Meinung, ob es recht sei, in einem zur Förderung der katholischen Religion entworfenen Unternehmen das Leben einiger unschuldigen Katholiken aufzuopfern, was er bejahte. Kurz darauf wurde ihm, und zwar, wie er von Anfang an behauptete, nicht in der Beichte, der ganze

Plan von Greenway mitgetheilt, mit welchem er von da an sich ab und zu über den Fortgang desselben besprach. Auch wurden noch so viele andere schlagende Thatsachen gegen ihn bewiesen, daß seine Theilnahme an dem Verrath außer allem Zweifel stand. Sein Prozeß wurde am 28. März vor einer Jury von Londoner Bürgern, in Gegenwart des Grafen von Salisbury und anderer Commissaire, vorgenommen, und Garnet für schuldig erkannt; am 3. Mai wurde er an einem, im St. Paulskirchhofe errichteten Galgen, gehängt. Auf ausdrücklichen Befehl nahm man die weitern Verstümmelungen mit ihm nicht vor, bis er ganz todt war.

Ein abscheulicherer Plan, als der der Pulver-Verschwörung, wurde nie erfunden, und doch waren die darin Verwickelten meistens Leute von mildem Charakter, unbescholtenem Wandel und unabhängigem Vermögen und, wie wir behaupten dürfen, von keinem unedlen Bemeggrunde, sondern von dem festen Glauben beseelt, daß sie der Sache Gottes einen Dienst thäten. „Ich bin versichert,“ sagte Johann Grant am Tage seiner Hinrichtung, „unser Plan war so wenig eine Sünde, daß ich mein Verdienst, daran Theil genommen zu haben, als eine reichliche Genußthuung und Sühne aller der in meinem ganzen übrigen Leben von mir begangenen Sünden ansehe.“ „Nichts betrübt mich,“ bemerkte Robert Winter gegen Hawkes, „als daß nicht Einige aufstehen und unser Thun bei diesem Handel recht fertigen; unser Tod wird aber eine genügende Rechtfertigung dafür sein, es ist ja Alles für die Sache Gottes.“ Greenway erzählt, daß, als Rockwood zur Richtstätte geschleift wurde, seine Frau an einem offenen Fenster in der Strandstraße gestanden, und ihn getröstet und ermahnt habe, „guten Muthes zu sein, da er für eine große und herrliche Sache leide.“

An der Wahrheit dieser Angabe möchte es übrigens wohl erlaubt sein zu zweifeln; denn schon die bloße Furcht wäre, wie man annehmen darf, hinreichend gewesen, sie von solchen Ausdrücken zurückzuhalten.

Die englischen Katholiken waren bekanntlich in zwei beinahe feindliche Parteien, in die der Jesuiten und die der Weltpriester, getheilt. Die Verschworenen hatten alle der erstern angehört, und die Letztern, die von dem Anschlag durchaus keine Kenntniß gehabt hatten, äußerten einstimmig, und wie wir wohl glauben dürfen, aufrichtig ihren Abscheu dagegen. Digby spricht in einem Briefe an seine Gemahlin seine Betrübniß darüber aus, finden

zu müssen, daß die Sache, für die er Alles aufgeopfert, von Katholiken und Priestern gemißbilligt, und das Unternehmen, das ihn zum Tode bringe, von ihnen als eine große Sünde betrachtet werde. Aber auch sie trugen einen Theil an der Buße, denn es wurden neue und strengere Strafbestimmungen gegen sie erlassen. Die Lords Montague, Mordaunt und Stourton wurden außer einer Gefängnißstrafe noch mit einer Geldbuße für ihre verdächtige Abwesenheit vom Parlamente belegt. Der Graf von Northumberland hatte dreißigtausend Pfund Sterling zu bezahlen, verlor alle seine Würden, und wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Tower verurtheilt.

XIV.

Die Belagerung und Einnahme von Magdeburg

im Jahre 1631.

Am 31. März des Jahres 1631 ist der kaiserliche General Graf von Tilly mit großer Macht gegen Magdeburg marschirt, und hat sich in kurzer Zeit aller außerhalb der Stadt gelegenen Schanzen, deren einige 20 waren, bemächtigt. Am 21. und 23. April verließen die Magdeburger gleichfalls die Neustadt und die Sudenburg, steckten beide in Brand und zogen die dort liegenden Soldaten nach der Hauptfestung zurück, zu deren Bertheidigung die Bürger allein nicht ausreichten. Am 24. April zog Feldmarschall Pappenheim in die halb abgebrannte Neustadt ein, und begann jetzt an vier Orten gegen die Stadt Laufgräben zu ziehen, woraus hervorging, daß es wider Verhoffen auf eine ernstliche Belagerung abgesehen sei. Die Besatzung der Stadt belief sich aber auf noch nicht 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Pferde; denn viele der Neuangeworbenen waren wieder davongelaufen, bei Eroberung der Schanzen gefangen genommen oder getödtet worden.

Die Belagerten brachten nun ein Geschütz auf den Pfortenthurm gegen die Neustadt und erlegten damit eine Menge von den Kaiserlichen. Einige Feuerkugeln, welche Nachts in die Stadt geworfen wurden, thaten keinen

Schaden. Die einzelnen Posten der Vertheidigung wurden jetzt in folgender Weise vertheilt: der schwedische Oberst Falkenberg hatte das Generalcommando und verwahrte den Heydeck; der Generalmajor von Amsteroth das Werk an der Neustadt; die Fischer das Fischerufer; Oberstlieutenant Trost den Durchschnitt auf dem Werder; der Administrator (des Erzbisthums, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg) nebst dem Oberstlieutenant Longius den Gebhard und das Neue Werk hinter dem Dom; die Bürgerschaft den obern und die Soldaten den untern Theil des Walles.

Um den Muth der Feinde zu dämpfen, hielten die Bürger und einige Offiziere beim Commandanten um Erlaubniß eines Ausfalls an, den Oberst Falkenberg der geringen Mannschaft wegen Anfangs verweigerte, endlich aber doch gestattete. Hierauf wurden an einem Tage 3 Ausfälle gemacht. Den ersten machte der Generalmajor von Amsteroth in die Neustadt mit 40 Mann, nahm dem Feinde die Schanzkörbe und eine Menge Gewehre fort, tödtete 16 Mann in den Laufgräben und brachte 2 Gefangene ein. Den andern Ausfall auf den Werder that Herr von Falkenberg selbst mit dem Oberstlieutenant Trost und einigen 100 Mann zu Fuß und zu Pferde. Sie drängten die Kaiserlichen, deren an 150 auf dem Platz blieben, so sehr, daß diese weichen mußten, und wären sie selbst nur ein wenig stärker gewesen, so hätten sie den ganzen Werder und die Hornschanze wieder in ihre Gewalt bekommen. Der dritte Ausfall geschah von dem Generalmajor von Amsteroth abermals in die Neustadt, wobei wiederum einige 40 Kaiserliche in den Laufgräben ihr Leben ließen, auch gute Beute gemacht wurde. Am 29. April fielen die Magdeburger noch einmal in Neustadt aus, erschlugen an 100 Feinde und nahmen einen General-Adjutanten gefangen.

In den ersten Tagen des folgenden Monats rückten die Arbeiten der Belagerer, die unablässig Minen legten und Gräben zogen, so weit vor, daß am 7. Mai Alles zum Sturm fertig war; er unterblieb aber noch, weil der Thurm an der hohen Pforte und das steinerne Rondel dabei dem Geschütz der Feinde immer noch Widerstand leisteten. Indes waren bereits 20 Mann durch einen Keller bis an den Stadtwall vorgedrungen, allein die Magdeburger entdeckten sie, erschossen einen, nahmen 2 gefangen und verjagten die übrigen.

In der Stadt war Alles in Waffen und bereit, den erwarteten Sturm abzuschlagen. Auch hoffte man, es werde bald das Heer des Schwedenkönigs zum Entsatz heranrücken. Aus demselben Grunde fuhr aber Tilly nur noch heftiger mit der Belagerung fort. Da wurde, wie ein Augenzeuge schreibt, also mit „Stücken, Doppelhaken und Musqueten gegen einander geblißt, daß der Erdboden erzitterte und es gleichsam Kugeln regnete.“ Von beiden Theilen geschah ihr Bestes. Der Feind war den Magdeburgern schon ganz nahe an die Wälle gerückt, und Oberst Falkenberg that seinerseits einen Ausfall in den Laufgraben an der Sudenburg, wobei 60 Mann Kaiserliche ihr Leben verloren.

Am 8. Mai schickte Tilly abermals einen Trompeter mit 3 Schreiben in die Stadt: an den Administrator, an den Rath und an den Herrn von Falkenberg, worin die vor Augen schwebende große Gefahr dargestellt und zur Uebergabe aufgefordert wurde. Dieser Trompeter ward bis zum 10. Mai in der Stadt behalten und sollte dann mit einer wohlüberlegten Antwort zurückgesandt werden. Inzwischen wurde das Feuer der Belagerer mit Macht fortgesetzt. Auf den Thurm an der hohen Pforte und das Rondel dabei fielen wohl noch an 300 Stückschüsse, bis er endlich — aber nicht, wie der Feind hoffte, in den Graben, sondern seitwärts auf den Wall fiel. So ging es bis zum 9. Mai Mittags, ohne weiteren Erfolg, als daß der Heydeck am Wall, weil eine Kugel auf die andere in ihn geschossen wurde, dadurch nur noch fester wurde.

Am 9. Abends hielt Tilly Kriegsrath. Er selbst aber zweifelte, ob ein Sturm zu wagen wär', und besorgte vielmehr, daß er mißlingen möge. Als jedoch ein vornehmer Offizier das Beispiel der Stadt Mastricht anführte, woselbst die Wachen in der Morgenstunde geschlafen und die Bürger sich zu Hause begeben hatten, durch welches Versehen jene Stadt genommen worden, wurde beschlossen, am nächsten Morgen einen Generalsturm zu versuchen. Feldmarschall Pappenheim sollte mit den Bronsfeldischen, Wanglerischen und Savellischen Regimentern das große Werk an der Neustadt, Herzog Adolph von Holstein das Werk am Kröckenthor, Graf Wolff von Mannsfeld den Heydeck, und 3 kaiserliche Regimenter nebst etlichem liguistischem Kriegsvolk das Neue Werk auf dem Werder bei der Brücke anfallen; auch sollte der Sturm, sobald mit den groben Stücken

die Lösung gegeben sein würde, an allen vier Orten zugleich seinen Anfang nehmen.

Vor allen Andern war Pappenheim in großem Vortheil, denn er hatte nur einen trockenen Graben vor sich, und der Wall war an jener Stelle so schräg, daß man ihn leicht und fast ohne Mühe hinanlaufen konnte; auch waren dort keine Streichwehren und Flanken. Schon in der Nacht hatte Pappenheim Alles zum Sturm fertig machen lassen, und seine Leute hatten sogar den Wall hinauf bis unter die Sturmpfähle Stufen eingehauen.

Ob nun zwar am vorigen Abend verabredet worden, gleich bei Tagesanbruch den Sturm zu beginnen, so hat es sich, weil Tilly so sehr am Erfolg gezweifelt, daß er des Morgens noch einmal Kriegsrath darüber gehalten, damit bis nach 7 Uhr verzogen — zum Unglück der Stadt.

In der Stadt war die Anordnung getroffen, daß während der Nacht die gesammte Besatzung, Bürgerschaft und Soldaten, auf dem Wall sein mußte; des Morgens ging die Hälfte nach Hause, kam auf den Mittag aber wieder hinauf und löste die andere Hälfte ab, welche dann ihrerseits bis gegen Abend Ruhe hatte, wo sich Alle zusammen wiederum auf dem Posten versammelten.

Als nun am 9. Mai die in der Stadt beschlossenen, den Tilly'schen Trompeter am folgenden Morgen mit ihrem Bescheid abzufertigen, inzwischen aber die ganze Bürgerschaft nebst den Soldaten die Nacht über auf dem Wall im Gewehr gewesen und des Feindes gewartet hatte, vermeinten sie, weil dieser die Nacht über sich still gehalten, würde es nunmehr bei hellem Tage nicht viel zu bedeuten haben. Zudem hatte Tages vorher Tilly einige Stücke grobes Geschütz fortführen lassen, und sie mutmaßten daher, daß die Kaiserlichen, weil sie sicher Nachricht von dem bevorstehenden Entsatze Magdeburgs hätten, sich zum Abzug anschiickten. Also begab sich, ihrer Gewohnheit nach, die Hälfte der Bürgerschaft um 5 Uhr Morgens nach Hause und zur Ruhe, während Falkenberg nach dem Rathhause geritten war, um den Tilly'schen Trompeter mit den Antwortschreiben zu entlassen.

Doch wie nun die Einen in ihrer besten Ruhe lagen, die Andern auf dem Wall, größtentheils müde und schläfrig, sich keines Unheils, viel

weniger eines Generalsturms versehen, ein dritter Theil endlich mit dem Commandanten in emsiger Berathschlagung war, gingen die Kaiserlichen ernstlich an's Werk. Nach 7 Uhr Morgens griff Feldmarschall Pappenheim, wie bestimmt war, das Neue Werk bei der Neustadt mit ganzer Macht an, nachdem er seinem Kriegsvolke die Losung Jesus Maria und ein weißes Band um den Arm als Abzeichen gegeben, trieb die Soldaten, deren etwa 15 dort standen, aus dem Unterwall auf den Oberwall, ließ auch diesen heftig anlaufen und war schon bis über die Brustwehr gekommen, als der Commandant, der eben vom Rathhause kam und den Lärm vernahm, in der Eil' einige Mannschaft zusammenraffte, auf dem Wall anlangte und die Kaiserlichen mit Verlust wieder zurücktrieb.

Inzwischen hatten die Feinde auch bei der hohen Pforte einen Versuch gemacht und waren bald Meister geworden; denn die wenigen Soldaten, welche den Posten besetzt hielten, lagen halb im Schlaf, und die Schildwache wurde die Hinausflimmenden erst gewahr, als sie vor ihr standen. Da wurden Alle leicht übermannt und die Kaiserlichen kamen über den Wall bis an die Pforte.

Obgleich nun hierauf allenthalben in der Stadt Lärm entstand, die Sturmglocke geklätet und tapfer Widerstand geleistet wurde, so war doch Alles vergebens; denn es entstand, ganz besonders durch den Tod des Commandanten von Falkenberg, der im Gefecht erschossen wurde, unter Bürgern und Soldaten so viel Schrecken und Verwirrung, daß man den Wall und die Pforte gänzlich aufgab und sich in die Stadt zurückzog. Ohne das würden, bei der eigenen Verwirrung des Feindes, vielleicht 500 Reiter hingereicht haben, ihn hinauszuschlagen.

Inzwischen hatte der Herzog von Holstein am Kröden Thor, wo er angegriffen, starken Widerstand gefunden. Weil aber die Pappenheimer vom Wall aus zu dem obengenannten Thore eingebrungen und den Magdeburgern in den Rücken gefallen waren, sind diese überwältigt und größtentheils niedergehauen worden.

Der Graf von Mansfeld verzog eine geraume Zeit mit dem Sturm am Heydeck, bis die Pappenheimer bereits über die Hälfte in der Stadt waren. Dennoch mußte er zweimal zurückweichen, bis er endlich, da schon

Alles in der Stadt den Muth zur Gegenwehr verloren und die Hände hatte sinken lassen, durch ein offenes Thor hineinkam.

Auf dem Werder haben die Kaiserlichen gleichfalls harten Stand gehabt, bis zuletzt die dort stehenden Soldaten, als sie sahen, daß gleichwohl Alles verloren sei und der Feinde mehr als 20 auf ihrer einen kamen, sie gutwillig einließen.

Nach dem Tode des Commandanten Oberst von Falkenberg haben zwar die Bürger und Soldaten auf Anordnung und Zureden des Generalmajors von Amsteroth, Oberstlieutenants Trost und anderer Offiziere sich in der Stadt aufs Neue gesetzt und den Feind schon wieder gegen den Wall zurückgebrängt: als aber die Anführer theils schwer verwundet, theils getödtet wurden, und die Feinde, deren Zahl je länger je mehr anwuchs, die zunächst liegenden Häuser anzündeten, das Geschütz auf dem Wall umkehrten und damit Feuer gegen die Stadt gaben — da war an eine weitere Gegenwehr nicht mehr zu denken. Zwischen 11 und 12 Uhr Mittags befand sich die Stadt gänzlich in Feindesgewalt. Von den Bürgern flüchteten sich die meisten in ihre Häuser; die Kaiserlichen hieben Alle nieder, welche sie draußen im Gewehr fanden. Dasselbe geschah großentheils mit denen, welche sich auf den Wällen verspätet hatten, denn die Tilly'schen Soldaten gaben nicht leicht Quartier, am wenigsten die Pappenheimer, die von allen die wildesten und grausamsten waren.

Drei Bürgermeister haben ihr Leben erhalten; der vierte sammt mehreren Rathsherrn, so wie von Offizieren die Oberstlieutenants Longius, Trost u. A. sind todt geblieben. Der Leichnam Falkenberg's ist mit dem Hause, in welches man den tödtlich Verwundeten gebracht hatte, verbrannt. Der Administrator ward auf dem Breiten Wege, nachdem er in den linken Schenkel einen Schuß bekommen, mit einer Partisane am Haupte verwundet und mit Musketen arg gestochen worden, gefangen genommen. Er wurde, fast gänzlich ausgeplündert und ausgezogen, auf ein Pferd gesetzt, weil er des Schusses wegen nicht gehen konnte, zunächst ins Pappenheim'sche Lager, von da nach Wolmirstädt und endlich nach Wolfenbüttel geführt. Eben so mußte sich der Generalmajor von Amsteroth, der aber schon am andern Tage in Folge einer empfangenen tödtlichen Quetschung gestor-

ben ist, nebst andern höheren Offizieren und der gesammten Reiterei, die am Thurm auf dem Neumarkt gehalten, dem Feinde gefangen geben.

Wie nun nach völliger Eroberung die Thore geöffnet und die Reiter und Croaten haufenweise hereingebrochen sind, da ist das Plündern, Rauben und Morden im Verein mit allen nur ersinnlichen Schandthaten gegen Wehrlose und Unmündige erst recht angegangen. In der St. Katharinenkirche schlugen die Croaten 53 Personen, zur Mehrzahl Frauen, die um ihr Leben flehten, die Köpfe ab. Kein Geschlecht und kein Alter schützte vor der Grausamkeit jener Rotten, die, in Greuelthaten erfinderisch, das Thier noch an Rohheit überboten. Auf den gemordeten Müttern schlachtete man die wimmernden Säuglinge; doch das Gemälde, welches die Augenzeugen von jenem Schreckenstage entwerfen, ist so furchtbar und abscheuerregend, daß wir nicht weiter in das Einzelne eingehen wollen.

Zu all' dem Elend gesellte sich noch die Wuth des Feuers, welches Rappenheim bei seinem ersten Einfall in die Stadt, um den Widerstand der Vertheidiger zu brechen, in den nächstliegenden Gassen und Häusern hatte anzünden lassen. Als sich unversehens ein Sturmwind erhob, nahm der Brand mit solcher Eile überhand, daß die Soldaten an der Plünderung gehindert wurden und bis auf einige Regimente, welche den Wall besetzt hielten, der zu großen Hitze wegen die Stadt wieder verlassen mußten. Sie führten jedoch, nebst Vieh und Pferden, auch eine Menge Gefangener, Männer, Frauen und Jungfrauen, mit sich in's Lager.

Innerhalb 12 Stunden, von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Nachts, ist nun die Stadt mit ihren 6 schönen, großen Pfarrkirchen und Thürmen, nebst allen Stifts- und Klosterskirchen, ganz und gar abgebrannt und in Asche gelegt worden, mit Ausnahme von etwa 139 Häusern oder Hütten vielmehr, welche zum größten Theil am Fischerufer lagen. Doch wurde der Dom und das Kloster Unserer lieben Frauen, und zwar das letztere nur dadurch gerettet, daß die Mönche an 100 Soldaten dazu vermochten, das Feuer mit ganzer Macht abzuwehren.

Am Tage nach dem Brande singen die Soldaten, des Dampfes und Rauches ungeachtet, die Keller aufzuräumen und zu durchsuchen an. Weil nun die Bürger, der Feuerkugeln wegen, welche der Feind in die Stadt warf, ihre besten Sachen daselbst verwahrt hatten, so machten die Plün-

bernden an Kleibern, Kleinodien, Silbergeschirr und Anderem gute Beute; sie fanden auch von Speck, Butter und dergleichen einen ziemlichen Vorrath, ferner etliche tausend Faß Bier. Hierauf ging ein Belage an, welches 3 volle Tage währte und von Tilly unwürdiger Weise die Magdeburger Hochzeit genannt wurde.

Als am 12. Mai die Domkirche geöffnet wurde, fand man darin über 1000 Personen, die sich hierher geflüchtet und 3 Tage ohne Speise und Trank zugebracht hatten, Männer, Frauen und Kinder, Geistliche und Weltliche, Bürger und Soldaten, Knechte und Mägde. Der Domprediger Dr. Baten, der sich mit seinen Amtsgenossen und deren Familien darunter befand, warf sich Tilly zu Füßen und bat für Alle gegen ein leidliches Lösegeld, nach eines Jeden Vermögen, um Quartier, welches der kaiserliche General auch gewährte und sofort unter Trommelschlag verkündigen ließ. Hierauf ließ Tilly Commißbrod unter die Hungernden austheilen, die Bürger nach dem Bischofshof, die Geistlichen nach der Mollen-Bogtei bringen, und die Soldaten, denen er einen tüchtigen Verweis gab, daß sie ihrer Schanze so übel wahrgenommen, unter die kaiserlichen Regimenter stecken und vertheilen.

Was die Zahl derer betrifft, welche in dieser Eroberung umgekommen, so ist sie, weil das Feuer, wo nicht mehr, doch auch gewiß nicht weniger als das Schwert gefressen, nicht leicht zu bestimmen. Es haben zwar Einige gezählt, daß der todten Körper, welche Tilly nach der Elbe bringen und über die Brücke in's Wasser werfen ließ, bis zum 21. Mai an 6400 und einige vierzig gewesen: dabei sind aber diejenigen nicht mitgerechnet, welche in den zusammengestürzten Häusern, Gewölben und Kellern in Haufen gelegen haben oder vom Brande verzehrt wurden.

Den gewöhnlichen Annahmen zufolge sind etwa noch an 400 Bürger am Leben geblieben, die man gefangen in's Lager brachte und welche dort bis zur Erlegung ihres Lösegeldes verweilen sollten. Es ist aber bei einer Feuersbrunst, die am 14. Mai zur Nacht im Lager ausbrach, ein Theil wieder entkommen.

An dem nämlichen Tage ließ auch Tilly den Befehl ergehen, das Plündern einzustellen, und unter Trommelschlag Allen, die in der Stadt noch am Leben sein möchten, Quartier versprechen, worauf unter den

großen Haufen der Todten, die aller Orten umherlagen, noch manche mehr oder minder verwundete Frauen und Männer hervorkrochen. Damit das Verbot der weiteren Plünderung besser gehalten werde, wurden auch die 3 Regimenter, welche bisher auf dem Neumarkt und alten Markt lagen, auf den Wall logirt.

Am 15. Mai berief Tilly seine sämtlichen hohen Offiziere in die Stadt, um der Messe in der Domkirche beizuwohnen und dieselbe für den katholischen Gottesdienst wieder einweihen zu helfen. Sodann wurde das Te Deum laudamus gesungen und alles Geschütz um die Stadt dreimal losgebrannt, — ein Victoria-Schießen zu Ehren der Eroberung Magdeburg's.

XV.

Erlebnisse eines Predigers bei der Eroberung Magdeburgs

im Jahre 1631.

Nachdem ich, erzählt der Prediger Christoph Thodanus, am Dienstag den 10. Mai 1631 meine ordentliche Wochenpredigt abgehalten, dieselbe mit dem Gebet und gewöhnlichen Friedenswunsch geendigt und hierauf zu Hause gegangen, ist schon die Botschaft von etlichen Leuten aus der St. Jakobspfarre verbreitet worden, der Feind sei schon auf dem Wall und in der Stadt. Darüber erschrafen wir heftig und wollten solches anfänglich nicht glauben. Als es nun aber allzu wahr, habe ich mein Haus und Alles offen stehen lassen, und bin nebst meiner Hausfrau und unserer Magd zu meinem Herrn Collegem, dem Herrn Senior und Pfarrherrn zu St. Catharinen, Johannes Malsius, in das Haus gegangen, wohin auch sehr viel andere Leute gelaufen kamen, wo wir dann einander getröstet, mit einander gebetet und in Furcht und Schrecken erwartet haben, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Unterdessen schickte ein vornehmer Oberster unseres Kriegsvolks aus dem Gasthof zum langen Halse zu mir und beehrte, weil er sehr gefährlich verwundet war, ich solle zu ihm kommen und ihn trösten, er würde es wohl nicht lange machen; ich weigerte mich dessen nicht, ließ meinen

Amtstrock holen und nahm Abschied von meiner Frau, welche ich, so wie alle Andern, dem getreuen Gott befohl. Und ob zwar meine Frau unter Vergießung vieler bitterer Thränen sagte: „Ach, wollet Ihr mich nun hier alleine lassen, so sei es Gott geklagt“, so habe ich sie doch zufrieden gesprochen und angedeutet, solches wäre mein Amt, ich könnte es dem guten Herrn nicht abschlagen. Also bin ich in Gottes Namen zum Hause hinausgegangen.

Als ich nun auf den Breiten Weg kam, sind etliche fromme Herzen von Frauen und Jungfrauen zu mir gelaufen und haben gefragt, was sie doch thun sollten; denen habe ich geantwortet, ich wüßte jetzt keinen andern Rath zu geben, als sie sollten fleißig beten und sich Gott dem Herrn befehlen.

Darauf bin ich in das Haus zum langen Halse gegangen, wo ich in der vordersten Stube den Verwundeten, auf der Erde liegend, sehr schwach fand und ihn, so gut ich damals im Schrecken konnte, tröstete.

Als nun der Feind schon in der Stadt war und das arme Volk auf dem Breiten Wege vor sich her wie eine Heerde Vieh trieb und darunter schoß, so daß, wer getroffen wurde, der lag, und wer laufen konnte, der lief, kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube. Weil aber dieselbe voll Büchsen und Gewehren war, daß die Feinde, wann sie solches sähen, sehr erbittert sein würden, so hat sie mich mit Gewalt, da man schon vor den Fenstern schoß, daß der Rauch hineinstob, aus der Stube gezogen, und sind wir alle drei in das hinterste Gemach nach dem Hofe gegangen, wo wir uns nicht weit von der Thür neben einander gestellt, erwartend, wie es uns ergehen würde. Flugs darauf waren sie vor der Thür, weil dieselbe aber verriegelt, schlugen sie mit Macht daran. Auf Befehl des Wirths wurde sie aufgemacht, und also kamen sie mit großem Sturm zu uns hinein.

Der erste Haufen beehrte alsbald von mir, „der Pfaff solle Geld geben.“ Nun hatte ich ein Schächtlein bei mir, darin ohngefähr 6 oder 7 Thaler waren. Das gab ich dem Einen, welcher es auch gern annahm; weil aber kein Gold dabei war, wie er denn fleißig darnach sah, wollt' er's nicht haben; ich sollt' ihm auch Gold verschaffen. Als er jedoch meine Entschuldigung hörte, nahm er's und ging davon.



Erlebnisse bei der Zerstörung Magdeburg's.

Unter dessen wurde Alles aufgeschlagen in Stube und Kammer, genommen, eingesteckt und weggetragen. Unter den Plünderern war auch ein feines, mitleidiges Bürschlein, zu dem sagte meine Frau, bitterlich weinend: „Ach, ich bitte Euch um Gotteswillen, beschützet uns!“ Aber er antwortete: „Liebe junge Frau, das können wir nicht thun, wir müssen noch unsern Feind verfolgen.“ Und damit liefen sie wieder davon.

Also war die erste Angst vorüber. Da vermeinten wir, es sei nun Alles vorbei und ausgestanden, weil ich in einer solchen Kriegeſnoth noch nie gewesen war.

Aber es währte nicht lang, da kam wieder eine Rotte, welche gleichfalls von uns Geld begehrte. Wir befriedigten sie mit 2 Thalern und 2 silbernen Löffeln, die unsere Magd in unserem Hause eingesteckt hatte. Sie nahmen solches und gingen davon, versuchten auch sonst nichts Feindseliges gegen uns. Bald darauf kamen Etliche, unter denen Einer aussah, wie der leidige Teufel, hatte 2 Musketen und im Maul in jedem Backen eine Kugel. Mit grimmigem Blick mich ansehend, sagte er: „Pfaff, gib Geld!“ denn das war auf ihrer Seite die Losung. Als ich mich aber entschuldigte, ich hätte nichts mehr bei mir und gehörte auch nicht in dieses Haus, so wollte er damit nicht zufrieden sein, sondern zielte mit einer Muskete auf mich, und da ihm die Lunte nicht recht anbrennen wollte, blies er sie an und drückte los. Unter dessen ermannte sich meine Frau, schlug ihm die Muskete in die Höh, daß mir die Kugel über den Kopf in die Wand hinein flog, und hielt ihn bei den Armen, daß er sich nicht regen konnte. Und weil er Geld forderte, wir aber nichts mehr hatten, sprach er: „So gib mir Silberwerk.“ Da fiel ihr ein, daß sie noch silberne Haken an ihrem Brustleibchen hatte, die schnitt sie ab und gab sie ihm. Ein Anderer wollte auch von mir Geld haben, und als ich in die Tasche griff, fand ich noch 3 alte böhmische Groschen darin, von denen ich nichts wußte, legte sie ihm auf den Tisch und sagte, daß ich in Wahrheit ein Mehreres nicht hätte; er strich sie in die Hand und ging davon. Hoch zu verwundern war es, daß unter allen diesen Keiner gewesen, welcher nachsuchte, ob wir doch nicht etwa Gold oder Silber an uns verborgen trügen.

Endlich kamen ihrer Vier oder Fünf mit Spießen oder Partisanen,

und als sie mich in meinem priesterlichen Habit stehen sahen und vernahmen, wie ich dahin gekommen sei, begehrten sie nichts von uns, sondern sagten: „Wir wollen sehen, ob Du Pfaff hier wirst Stand halten“, und gingen also davon. Weil wir nun kein Geld, noch sonst mehr etwas hatten, auch zu besorgen war, solche Plackerei würde immer gewährt haben, verließen wir das Gemach, stiegen zwei Treppen hinauf, auf den obersten Boden des Hauses, so daß wir nicht höher steigen konnten und gingen in eine Kammer, worin eine Menge gemachter Betten nebeneinander standen. Was wir aber allda eine geraume Zeit für Furcht, Schrecken und Todesangst ausgestanden, das weiß der liebe Gott. Unterdeß mußten wir ein gräßliches Trommelschlagen hören, Geschrei und Pferdegetrappel. Im Hause und unter uns wurde Alles mit Aexten gewaltsam aufgehauen, so wüthend und grimmig, daß einem die Haare zu Berge standen und das Herz zitterte und bebte. Unser Trost war nur, daß wir noch lauter deutsch reden hörten. Wir baten den lieben Gott, daß doch ein Oberster da einquartirt sein möchte, mit dem man besser als mit den gemeinen Soldaten verhandeln könnte; aber wir mußten in Geduld aushalten.

Als endlich unten und auf dem mittlern Boden Alles aufgehauen war, da kamen sie auch zu uns hinauf und wir stellten uns bald vor die Treppe, daß sie uns sehen könnten. Unter der ersten Rotte war Einer, der hatte in der Hand eine große, spizige Keilhaue, damit wollte er mir auf den Kopf spielen. Sein Kamerad aber wehrete ihm und sprach: „Was willst Du machen, Du siehest ja, daß es ein Prediger ist“, da ließ er's bleiben und ging davon. Endlich kommt ein toller Eisenresser die Treppe hinauf und hatte einen spizigen Stichdegen in der Hand und als er den letzten Schritt hinauf that, hieb er mich flugs damit auf den Kopf und sprach zugleich: „Pfaff, gib Geld.“ Weil ich nun aber sehr blutete, so daß mein weißer Priesterfragen und mein Rock voller Blut wurde und deswegen die Meinigen sehr übel thaten, setzte er der Frau den spizigen Degen gerade auf den Leib, daß ich nicht anders dachte, als er würde sie jetzt durchstechen.

Weil ich nun aber so sehr blutete, sah mich der Kerl an, und weil wir so geduldig waren, dächte mich, es jammre ihn unser, deswegen sagte ich: ach laßet mich doch mit Euch reden, ich gehöre nicht allhier in's

Haus, sondern bin geholt worden, brunten den verwundeten Patienten zu trösten, den er wohl würde gesehen haben. Er sollte mit uns in unser Haus gehen, so wollten wir ihm geben, was wir noch hätten. Darauf sprach er: „Nun so komm, Pfaff, gieb mir Dein Geld, will Dir's Wort sagen: Jesus Maria ist das Wort, wenn Du das sagest, thut Dir Soldat nichts mehr.“ Darauf faßte ihn meine Frau fest bei dem Mantel und wanderten also die Treppen hinunter in den Hof, vermeinten, wir hätten nun wohlgefischt.

Als wir auf den Breiten Weg kamen, wie viel tausend Menschen sahen wir da reiten und gehen, rufen und schreien! Da wir nun auf unsere Kirche St. Katharinen zingingen und unterwegs die todten Körper liegen sahen, siehe, da hielt nicht weit davon ein vornehmer Oberster auf einem braunen Pferde, der wurde uns bald gewahr und sagte zu unserm leidigen Tröster, dem Eisenfresser: „Kerl, mach's gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten.“ Frau, sagte er ferner: ist das Euer Haus? — Ach nein, mein Herr Oberster. — Da sprach er: nun fasset an meinen Steigbügel, nehmt Euren Herrn bei der Hand und führt mich in Euer Haus, Ihr sollt Quartier haben. Zu mir aber sagte er etwas leiser, mit der Hand drohend: „Ihr Herrn, Ihr Herrn, Ihr hättet es auch wohl anders machen können.“ Ich wußte aber nicht, was das heißen sollte. Unterdeß hatte unser Soldat Reißhaus genommen, so daß wir nicht wußten, wo er geblieben war, und mußte also der gute Schlucker für diesmal mit ledigem Beutel von uns abziehen, wir aber konnten seiner gar leicht entbehren, überdieß hatte er mir ein Gedächtniß hinterlassen, welches mein Kopf so lange ich lebe vorweisen kann.

Also marschirten wir auf unser Haus zu: als wir davor kamen, ging eben Einer heraus, der hatte drei schöne Röcke meiner Frau über die Achsel geschlagen und trug sie davon; das war ein wohlfeiler Kauf, den er gemacht hatte, wir mußten aber still schweigen.

Unser Oberster ritt vor die Thür und sprach zu denen, die noch darin waren: „heraus, heraus!“ da mußten sie Alle heraus. Und zu uns sprach er: „nun, Frau, gehet hinein und verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldscheer bekommen“, sagte ihr auch, was sie dazu nehmen sollte. Es soll

Euch nun, fuhr er fort, kein Leid mehr widerfahren, ich will mein Quartier bei Euch haben, räumt im Hause fein wieder auf.

Als bald stellte er auch zwei seiner Leibschützen davor hin, die mußten uns bewachen und keinen Soldaten mehr in's Haus lassen. Inzwischen ritt der Oberst davon und versprach, er wollte bald wieder kommen und sehen, was wir machten, wie auch geschah. Als mittlerweile Andre kamen und in's Haus wollten, wurden sie von der Wache zurückgehalten, mit Vermeld, der Oberst-Wachtmeister und Hauptmann unter dem Savellischen Regiment hätte fein Quartier allda, und sie dürften Niemand einlassen. Etliche machten sich sehr maufig: ob das Recht wäre? Tilly hätte gesagt: drei Tage plündern, rauben, todtmachen u. s. w., — mußten aber doch aus dem Hause bleiben und gingen, nachdem sie noch einmal zu trinken begehrt, wieder davon. Unfern Schildwächtern setzten wir kalt Gebratenes vor und eine frische Kanne guten Biers; das schmeckte ihnen sehr wohl, also daß sie sagten: das wäre ein köstlicher Trunk und wir sollten ihn ja dem Herrn Obersten verwahren. So thaten wir ihnen denn so viel wir konnten gütlich und dankten Gott von Herzen, daß er uns diesen Herrn Obersten als einen Engel zugesandt hatte. Bald darauf sagten unsre Wächter: „ja was haben wir nun davon, wir können keine Beute machen, weil wir Euch bewachen müssen.“ Wir redeten ihnen gut zu und verehrten einem Jeden zwei Rosenobel, damit waren sie auch gar wohl zufrieden und sagten, ob wir nicht noch etwa einen guten Freund hätten, den sollten wir holen lassen, es hätte nun mit uns keine Noth.

Nicht lange nachher kam unser Oberster wieder geritten und fragte, ob wir auch noch guten Frieden hätten, und als wir mit ja antworteten, sprach er: „leid guten Muths, ich will ein wenig hinreiten und sehen, ob das Feuer etwas zu dämpfen sei.“ Er war aber kaum die Gasse hinaus auf den Breiten Weg geritten, so kam er eilends wieder und sprach: „Frau, nehmet mein Pferd beim Zaum und Euren Herrn bei der Hand und führet mich zur Stadt hinaus oder wir müssen Alle im Feuer verbrennen.“ Denn das Feuer nahm gewaltig überhand, so daß auch des Herrn Bürgermeisters großes und schönes Haus schon lichterloh brannte und hinter unsrer Kirche auf dem Breiten Wege sah man einen dicken schwarzen Rauch aufgehen.

Darauf warfen wir Alles, was noch vorhanden, in den Keller, darunter meinen schönen, warmen Schlafpelz, der mir nachher viel Gutes hätte thun können, wenn ich ihn mitgenommen hätte, auch meine liebe tägliche Bibel; aber mir war es nicht möglich etwas zu tragen, machten also den Keller zu und schütteten ein wenig Erde auf die Thür. Meine Frau nahm einen meiner Priesterröcke über die Achsel, meine Magd aber das Kind meines Gevatters und Nachbarn Joachim Kröger, welches vor der Thür lag und sonst im Feuer verbrannt wäre, auf den Arm und wanderten also davon. Meine Frau mußte das Pferd des Obersten am Zaum führen, und weil alle Thore in vollem Feuer standen, gingen wir auf's Fischerthor zu, wo wir dann unterwegs sahen, wie schon St. Peters und St. Johannis Pfarr' und Gemeinde lichterloh brannten. Wir mußten durch viel tausend Soldaten hindurch und trafen auf eine Menge Leichname, die da lagen. Weil nun die Kroaten und das andre Gefindel sahen, daß ich ein Priester war, wollten sie immer auf mich hauen, schießen und stechen, also daß unser Oberster genug zu thun hatte, uns zu vertheidigen. Doch seine Diener umgaben uns, daß wir glücklich durchkamen, bis zu der hohen Schanze, wo sie mit den Sturmleitern angelaufen waren; da mußten wir nun hinunter, daß einem davor hätte schwindeln mögen, aber es half nichts, wir mußten hinunter. Unterwegs sahen wir zwar etliche Bekannte, konnten aber nicht mit ihnen reden, denn es war keine Zeit dazu. Als wir durch das Lager gingen, mußten wir viel Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, welches wir alles verschmerzten.

Da wir nun ein wenig aus dem Geschwärm und also aus dem Tod wieder etlichermaßen in's Leben kamen, sprach der Oberst: „Frau, ich habe Euch und Eurem Herrn (denn also nannte er mich allezeit) das Leben errettet, was könnt Ihr mir nun geben?“ wir antworteten, wir hätten das Unsrige an Gold und Silber vergraben, hofften, man würde es so leicht nicht finden, und das sollte sein eigen sein, sonst wüßten wir auf der Welt nichts mehr. Damit war er zufrieden. Als wir nun ein wenig weiter hinaus kamen, standen etliche Offiziere, und einer von ihnen, der sah, daß wir arme Gefangene seien, sprach zu mir: „Ego tibi condeleo, nam et ego addictus sum Augustanae Confessioni“; ich habe Mitleid mit dem

Herrn, denn ich bin auch ein Augsbürgischer Confessions-Verwandter — aber aus Furcht durfte ich ihm nicht antworten.

Hiermit kamen wir also zu dem vor dem Nothenseeischen Holz gelegenen Zelt unsres Obersten, wo uns ein silberner Becher mit Wein geboten wurde.

Gegen Abend wurde auch der liebe Herr Dr. Olfenstädt von unserm Koch auf einen Wagen gebracht; ach Gott so elend und erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache wiedererkannten. Er hatte sich stark verblutet, so daß er auf die Nacht in eine Ohnmacht fiel und wir nicht anders meinten, er würde nicht wieder zum Leben erwachen. Aber er erholte sich doch wieder.

Auf den Spätabend mußten ich und meine Frau neben den Andern mit zur Mahlzeit gehen. Es ging wohl Alles prächtig zu, aber uns schmeckte weder Essen noch Trinken. Der Oberst sagte: „Frau, warum wollt Ihr nicht essen?“ sie antwortete ihm und sprach: „Herr Oberster, wenn der Herr sollte nur eine Viertelstunde an meiner Statt sein, daß Essen sollte ihm wohl vergehen.“ Gleichwohl that der Herr Oberst mir die Ehre an, daß er mich über seinen Meß-Pfaffen setzte, welcher befohlen hatte, sie sollten mich prügeln. Er war ein junger Mensch und sonst ein rude pecus. Ich redete auf Lateinisch zu ihm, er sollte eine Collecte für mich anstellen, aber er ging davon, und die Diener sagten: „ob ich denn Latein mit ihm reden wollte? er könnte kein Latein.“

Nach beendigter Mahlzeit war kein Mensch, der gebetet hätte, auch der Pfaffe nicht, da es doch sein Amt gewesen wäre.

Wir verabschiedeten uns und gingen schlafen. Der ehrliche Mensch, der Koch, ließ uns in seine Hütte kriechen; darin mußten wir vorlieb nehmen. Er aber legte sich vor uns, nahm seinen Mantel um und seinen bloßen Degen in den Arm, die andern Diener lagerten sich um uns her, und also verwahrten sie uns.

Des Morgens schickte unser Oberster etliche seiner Diener nebst meiner Magd in die Stadt, um unser zugesagtes Lösegeld zu bringen, von dem die Magd wußte, wo es lag; allein sie kamen wieder und brachten es nicht mit, unter dem Vorgeben, um den Keller wäre noch Alles so in Brand gewesen, daß sie nicht hätten hineinkommen können.

Am folgenden Abend fiel sehr kaltes Regenwetter ein, weshalb wir zeitlich in unsre Hütte krochen; aber der Oberst, der gar spät zu essen pflegte, ließ uns zu sich zur Tafel fordern. Als wir in das Gezelt kamen, fragte er alsbald: „Frau, wie geht's?“ da antwortete meine Frau und sagte: „Herr Oberster, es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte.“ Darauf sprach er uns friedlich zu und wir setzten uns zu Tische. Ich bekam während des Essens einen ziemlichen Frost und hätte gern einen Trunk Wein gehabt, doch er war trüb geworden und der Oberst wollte ihn nicht trinken.

Nach der Mahlzeit ging ich ein wenig in die Küche, mich zu wärmen und dann wieder in die Hütte. Nach kurzer Zeit überfiel mich ein schrecklicher Frost, der ziemlich lange anhielt; darauf folgte eine so brennende Hitze, die mich dermaßen einnahm, daß ich gar nichts mehr von mir wußte. Sie vermeinten Alle, es würde damals mit mir zu Ende sein und meine Frau und der liebe Dr. Olenstädt sollen mich getröstet haben wie einen Sterbenden, dessen ich mich aber nicht zu erinnern weiß. Folgenden Tages, gegen Mittag, ermunterte ich mich wieder ein wenig; betete und vermahnte die Umherstehenden zur Barmherzigkeit gegen uns arme gefangene Leute, worüber sie Alle sollen geweint haben.

Unterdeß hielt meine Frau inständig bei dem Herrn Obersten um einen Paß an, und daß er uns sicher bis nach Gummern führen lassen sollte; doch weil unser Lösegeld noch nicht gekommen war, wollte er es nicht thun. Als nun aber dasselbe durch die Magd gebracht wurde, hat meine Frau solches dem Obersten überantwortet, welcher es auf den Tisch ausschüttete. Mancher schöne alte Reichsthaler ist darunter gewesen, welchen ich selbst lange Zeit nicht gesehen. Davon hat er ihr wieder gegeben ihre neuen silbernen Haken und einen Thaler Zehrgeld, das andere alles an baarem Gelde und silbernen Bechern nahm er zu sich. Also haben wir für diesmal unsre Mahlzeiten theuer genug bezahlen müssen.

Obwohl er beehrte, wir möchten noch denselben Tag dableiben, sonderlich weil ich so schwach wäre und meine Frau sollte mir Labsal und Wartung geben lassen, so antwortete sie doch, sie könnte und möchte nicht länger bleiben und wollte mich lieber auf den Rücken nehmen und forttragen. Da befahl er endlich seinem Schreiber unsern Paß auszufertigen;

wir sollten aber sehen, daß wir nicht aus dem Regen in die Traufe kämen. Darauf sagte sie, der Herr Oberst wird mir keinen Uriaßbrief geben. Er wolle es deutsch schreiben lassen, antwortete er, sie würde es ja lesen können. Sodann gab er ihr einen Diener mit, um in's Lager zu gehen und sich um eine Fuhr zu umzuthun, denn er könnte uns nicht wegführen lassen. Unser Herr Obersten Name aber war, wie er sich selber in dem Pässe unterschrieben: H. R. N. des löblichen Fürstlichen Savellischen Reg. bestellter Obr. Wachtmeister und Hauptm. D. Joseph de Wynsa.

Als nun meine Frau in's Lager kam, da standen drei vornehme Offiziere beisammen, und als diese sahen, daß sie so bitterlich weinte, trat hervor der edle, gestrenge und mannhafte Herr Kaspar von Botthausen, wendete sich zu ihr und fragte, ob sie auch aus Magdeburg sei und warum sie weine? dem antwortete sie, ja freilich sei sie auch aus Magdeburg, daß sie aber so weine, sei dieses die Ursach, ihr Herr sei todtkrank, wir hätten unserm Obersten unser Lösegeld erlegt, derselbe wollte uns aber nicht wegführen lassen und wir wollten gern nach Gummern.

Hierauf erklärte der liebe Herr sein Mitleiden, versprach ihr auch eine Fuhr zu verschaffen, die sollte uns nach Ulvenstädt zu ihrem Feldprediger, der auch lutherisch wäre, führen, von dannen wir wohl weiter sollten gebracht werden. Nach Gummern aber uns führen lassen, sei nicht möglich, auch nicht rathsam, weil die ganze Reiterei von Kroaten da herum liege, weshalb es sehr unsicher und gefährlich. Endlich nahmen wir solches mit Dank an. Und nachdem der Wagen gekommen, nahm meine Frau Abschied und ich wurde von ihr und unsrer Magd ein wenig von unsrer Herberge hinausgeführt, allwo ich wartete, bis Alles zum Abzuge fertig war. Darauf sind wir auf den Wagen gestiegen und durch das Lager gefahren, wo wir im Felde die schönen Magdeburgischen Fahnen stecken sahen.

Als wir endlich in Ulvenstädt eingefahren waren, kam uns entgegen der ehrwürdige, achtbare und wohlgelahrte Herr Jacobus Schwanenberg, unter dem Regiment des Obersten Holden, wohlberordneter Feldprediger, mein geliebter Herr und sehr werther Freund. Er nahm uns freundlich und mit großer Theilnahme auf, that uns alles Gute und legte mich

armen Kranken in sein eignes Bett. Ich war noch so schwach, daß mir Alles wie ein Traum vorkam. In Summa erwies der liebe Herr Pfarrer und Feldprediger den armen Magdeburgern viel Gutes, speiste und tränkte auch etliche kleine Kinder, die nicht wußten, wo ihre Eltern waren.

Folgenden Sonnabend wurden wir auf Anordnung vorbemeldeten Herrn Hauptmanns von Potthausen unter Geleit nach Garleben geführt. Als wir gegen Abend dort ankamen, schickte alsbald der wohllede, gestrenge und feste Herr Detloff von Belling, Oberst-Lieutenant des Holsteinschen Regiments, nach uns. Wir mußten mit ihm zu Tische sitzen, er hatte groß Mitleid mit uns und that uns sehr viel Gutes.

Wir haben fast alle Zeit, so lange wir da verweilten, mit dem Herrn Oberst-Lieutenant essen müssen, der uns große Ehre erwies; er ließ mir auch meinen Willen, nöthigte mich, weil ich noch etwas schwach war, nicht zum Trinken, und weil er einen guten Tisch mit wohlzugerichteten Speisen führte, so erquickte ich mich wieder, daß es von Tag zu Tag je länger je besser wurde.

Weil sie aber Alle vermutheten, daß allda andere Truppen sollten einquartirt werden, so war dort unsres Bleibens auch nicht länger, weil die armen Magdeburger damals sehr verhaßt waren.

Bei unserer Abreise thaten die Herren Hauptmann von Potthausen und Heinrich von Hagfeldt abermals das Beste, verschafften uns einen Wagen, und nachdem wir von unsern guten Freunden, vorzüglich von unserm Herrn Oberst-Lieutenant, nach empfangenem Paß, Abschied genommen, sind wir nach Salzwedel geführt worden.

Endlich sind wir nach ausgestandenem vielem Ungemach glücklich zu Hamburg angekommen, von wo ich bald darauf auf Bitten eines ehrbaren und wohlweisen Rathes und der ganzen Gemeinde zu Rendsburg, im Holsteinschen, dahin reiste und eine Predigt hielt. Weil nun das Diaconat dort eben frei geworden war, haben sie mich zu ihrem Prediger begehret, was ich auch angenommen. Darauf habe ich meine Frau abgeholt und sind wir den 20. Juli wieder nach Rendsburg gekommen und in die Capellanei eingezogen. Am folgenden Sonntag habe ich sodann meine erste Amtspredigt gehalten.

XVI.

Johann Sobieski vor Wien.

Johann Sobieski, welcher im Jahre 1674 zum Könige von Polen gewählt wurde, gehört unter die bedeutendsten Erscheinungen seines Jahrhunderts. Er stellt in seiner Person die hauptsächlichsten Züge des alten polnischen Charakters dar: kriegerischen und ritterlichen Geist, aufrichtige Frömmigkeit, Fügsamkeit, gegen die Frauen, Liebe zu Prunk und Glanz, Güte des Herzens, redliche und unvorsichtige Politik.

Seine Gemahlin, Marie Casimire, eine Tochter des Marquis d'Arquien, eine geistreiche, aber ehrgeizige und intrigante Frau, übte großen Einfluß auf ihn. Alle Briefe, welche der König während des türkischen Feldzuges an sie richtete, beginnen und endigen stets mit den nämlichen zärtlichen Ausdrücken.

Den ersten Anlaß zu diesem Kriege, welcher den Namen Sobieski's durch ganz Europa verherrlichte, gaben die Aufstände in Ungarn. Schon in dem Jahre 1670 hatten sich die Grafen Serini, Radasti, Frangipani, Besselini und Tettembach an der Spitze von vierzehn ungarischen Districten von der Oberherrschaft Oesterreichs losgesagt; doch überwunden und gefangen genommen, endeten sie ihr Leben auf dem Schaffot. Diesen Sieg benutzte Leopold I., den Ungarn die Privilegien zu entziehen, deren Auf-

rechterhaltung der Kaiser bei seiner Thronbesteigung zugesichert hatte. Die Erbitterung, welche dadurch hervorgerufen und überdies noch durch französische Agenten Ludwigs XIV. heimlich genährt wurde, führte im Jahre 1678 zu einem zweiten Aufstande, an dessen Spitze der Graf Emerich Töckely stand. Das Gold Frankreichs und der ottomanischen Pforte erleichterte ihm die Truppenaushebung; ein türkisches Armee-corps und ein anderes von Siebenbürgen verstärkte die Ungarn, und Töckely zog im Triumph in Ofen ein, wo er zum Könige von Ober-Ungarn, unter der Oberlehnsherrschaft der ottomanischen Pforte ausgerufen wurde.

Die immer wachsenden Streitkräfte der aufständischen Ungarn, so wie der schlechte Erfolg der Unterhandlungen mit der Pforte wegen Verlängerung des Waffenstillstandes bedrohten den Kaiser mit einem blutigen und unheilvollen Kriege. Leopold rief die Reichsfürsten zu Hülfe; doch da auch diese Verstärkungen sämmtlich noch nicht ausreichend schienen, so unterhandelte er mit Polen, dessen Herrscher bei den Türken in furchtbarer Erinnerung stand, um ein Schutz- und Trugbündniß.

Da gerade zu dieser Zeit persönliche Beweggründe den König und insbesondere die Königin von Polen gegen den französischen Hof erbittert hatten, auch nach dem Falle von Wien Polen selbst von den Türken Gefahr drohte, so waren alle Bemühungen des Abgesandten Ludwigs XIV., diese Macht für die Sache der Ungarn zu gewinnen, vergebens.

Am 31. Mai 1683 wurde in Warschau das Bündniß zwischen dem Könige von Polen und dem außerordentlichen Gesandten des Kaisers unterzeichnet. Sobieski verpflichtete sich durch dasselbe 40,000 Mann für den Kaiser in's Feld zu stellen, während sich Oesterreich anheischig machte, im Fall eines Angriffes auf Polen den König mit 60,000 Mann zu unterstützen. Auch entsagte der Kaiser seinen Ansprüchen auf die Bergwerke von Wieliczka. Den Oberbefehl über das vereinigte Heer sollte derjenige der beiden Fürsten führen, der sich persönlich bei den Truppen befände. Nach langem Zögern wurde endlich auch noch dem Könige von Polen der von dem Kaiser so lange vorenthaltene Titel Majestät gewährt. Um sich aber des durch seine Frömmigkeit bekannten Königs noch mehr zu versichern, bewog man Sobieski, einen Eid in die Hände des päpstlichen Legaten abzulegen, daß er seinen Allirten nie verlassen wolle; ein Gelübde, welches

der Polenkönig auch redlich erfüllte, trotz der Undankbarkeit, mit welcher seine großen Dienste später vergolten wurden.

Die Besorgnisse des Kaisers rechtfertigten sich nur zu bald, denn ein Heer von mehreren hunderttausend Türken und Tataren unter dem Oberbefehl des Großvezirs Kara Mustapha, vereinigte sich mit den ungarischen Truppen Töckely's und drang geraden Weges gegen Wien vor.

Diesen furchtbaren Schaaren vermochte Oesterreich damals nicht mehr als 40,000 Mann unter dem Herzoge Carl von Lothringen entgegenzustellen. Mit so ungleichen Streitkräften konnte der Herzog aller Geschicklichkeit ungeachtet sich im Felde nicht behaupten. Durch die Besatzungen, mit denen er die Festungen versehen mußte, noch außerdem geschwächt, befand er sich bald in der Lage, gegen die Hauptstadt seinen Rückzug nehmen zu müssen, um nur vor Allem diese gegen jeden feindlichen Ueberfall sicher zu stellen.

Schon am 8. Juli waren die Tataren, welche den Vortrab der türkischen Armee bildeten, in den Umgebungen Wiens bemerkt worden. Die Bestürzung erreichte den höchsten Grad. Der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie verließen in größter Eile die Stadt. Sie wurden von den Tataren, die einen Theil der Wagen des kaiserlichen Gefolges unter den Mauern von Linz einholten, verfolgt und wären wahrscheinlich dem Feinde in die Hände gefallen, hätte nicht der Marquis von Sèppeville, Ludwig's XIV. Gesandter, ein Mann von Kopf und Herz, sie ebensowohl durch seine Geistesgegenwart wie durch seinen Muth gerettet.

Bald wurde die ganze Umgegend Wien's vom Feinde mit Feuer und Schwert verwüstet. Der Herzog von Lothringen zog sich hinter die Donau zurück. Die Türken berannten die Hauptstadt am 14. Juli und am 18. wurden die Laufgräben eröffnet. Wien's Schutzwehr bildeten seine alten Wälle und eine Besatzung von 12,000 Mann, unter dem Befehle des tapfern Grafen von Stahremberg. So lange sich der Herzog von Lothringen noch auf der Leopoldsinfel zu behaupten vermochte, war die Verbindung zwischen ihm und den Belagerten nicht unterbrochen; bald aber wurde er gezwungen, diese Stellung aufzugeben und die Stadt blieb nun sich selbst überlassen.

Während dieser Zeit wiederholte man die dringenden Bittschreiben an

den Polenkönig, die Ankunft seiner Hülfsstruppen zu beschleunigen; doch, wie guten Willen auch Sobieski selbst hatte: die Formen der alten polnischen Regierung ließen die Vereinigung der Truppen nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen. In Friedenszeiten bestand die Armee des Königreichs Polen nur aus 12,000 Mann, die des Großherzogthums Litthauen aus 6000. Man wäre auch nie damit zu Stande gekommen, die Armee vollzählig zu machen, und keinesfalls wäre sie bei dem geängstigsten Wien zur rechten Zeit angelangt, hätte nicht Sobieski das Opfer gebracht, auf seine eigenen Kosten Truppen zu werben.

Da die Gefahr mit jedem Tage zunahm, so ließ auch der kaiserliche Gesandte in Warschau dem König kein Ruh, ja als er ihm eines Tages mit dem päpstlichen Nuntius in den Gallerien des Schlosses begegnete, fielen beide Johann zu Füßen und beschworen ihn, Wien und die Christenheit zu retten. Es war zu der nämlichen Zeit, als der französische Gesandte am polnischen Hofe seinem Herrn die Versicherung gab, die Polen würden nie fertig werden, und jedenfalls sei der König zu schwerfällig geworden, um sie in Person anzuführen. Freilich war der König, der bei dem Ausbruch des Krieges bereits 56 Jahre zählte, durch die Anstrengungen und Entbehrungen des Kriegeslebens so früh gealtert, daß er ohne fremde Hülfe nicht mehr zu Pferde steigen konnte; indefs sein ritterlicher Sinn und sein kräftiger Wille waren nicht mitgealtert.

Als endlich Johann die polnische Armee bis auf 25,000 Mann gebracht hatte, entschloß er sich, auf die litthauische nicht länger zu warten, sondern begab sich am 18. Juli 1683 nach Krakau. Hier verweilte er bis zur Ankunft der verschiedenen Armeecorps, und schickte unter dem Befehl des Kronunterfeldherrn Sieniamski, Weiwoden von Polhynien, die Vorhut nach Schlesien voraus.

Bereits war auch ein polnischer Parteigänger, der Hofmarschall Hieronymus Lubomirski, mit 4000 von ihm selbst erworbenen Reitern zu dem Herzoge von Lothringen gestoßen.

Am 15. August verließ der König Krakau. Die Königin, die ihren Gemahl von Warschau an begleitet hatte, folgte ihm mit ihrem ganzen Hofe bis an die Grenze Polens, von wo sie wieder nach Krakau zurückkehrte. Von der Familie des Königs blieb nur sein ältester Sohn, der

damals 16jährige Prinz Jakob (Janfan, wie ihn der Vater in den Briefen an die Königin nennt), an seiner Seite.

Von Troppau aus marschirte Sobieski mit einigen 20 Escadrons Husaren und einigen 100 Dragonern dem Heere voraus. Untertwegs empfing er aus der belagerten Stadt höchst bedrohliche Nachrichten. Der Commandant von Wien, Graf Stahremberg, hatte dem Herzoge von Lothringen unterm 27. August geschrieben, daß der Feind bereits bis an die Burgbastei vorgerückt sei. Es scheine, daß sich der Bezier zu einem entscheidenden Schlag vorbereite, da er täglich mehr Leute in die Laufgräben einrücken lasse.

In Folge dessen beschleunigte Sobieski noch seinen Marsch, und unterm 29. August schrieb er, eine Meile hinter Brünn, an die Königin: Morgen hoffen wir die Kanonen vor Wien zu hören, und übermorgen das Wasser der Donau zu trinken.

Am 30. August vereinigte sich Sobieski mit dem vorausgesendeten Sieniawski, und an demselben Tage fand auch die erste Zusammenkunft des Königs mit dem kaiserlichen Feldherrn, dem Herzoge von Lothringen, statt. Der König beschreibt dessen Ankunft im polnischen Lager folgendermaßen: „Der Herzog traf so unvermuthet ein, daß ihn die Vorposten nicht einmal erkannten. Er war nur von einigen Reitern begleitet und fand uns, zu seinem und der Seinigen höchstem Erstaunen, in größter Ordnung. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich kaum eine halbe Stunde vorher den Befehl gegeben, sich zum Marsche bereit zu halten.“

Die beiden kriegserfahrenen Fürsten verabredeten hier ihren Feldzugsplan und sprachen „Vieles über den großen Tag, wo es Gott gefallen werde, sie den Feind in der Nähe sehen zu lassen.“ Der Herzog versprach dem Könige, seinen Befehlen in allen Stücken Folge zu leisten, und als sich Beide am Abend trennten, waren sie gegenseitig von einander sehr befriedigt.

Der König entwarf seiner Gemahlin folgendes Bild von dem Herzog: „Er hat die Gestalt des Fürsten Radziwil, Marschalls von Litthauen; die Gesichtszüge von Chetmacti und ungefähr dasselbe Alter wie dieser; die Nase sehr gebogen und beinahe papageienartig. Er ist sehr blatternarbig und noch mehr gebückt als l'Epine; er trägt ein graues Kleid ohne andern

Zierrath, als ziemlich neue gesponnene Knöpfe; einen Hut ohne Federn; Stiefeln, die vor drei Monaten eine gelbe Farbe gehabt haben; sein Schlachtpferd ist leidlich, aber der Zaum und das ganze Geschirr, gleichwie der Sattel, gemein und abgenutzt. Avec tout cela il n'a pas la mine d'un marchand, mais d'un homme comme il faut et même d'un homme de distinction. (Bei alledem hat er nicht das Aussehen eines Handelsmannes, sondern das eines Mannes von Bildung und sogar eines Mannes von Stande.) Ueber Alles, was in sein Fach einschlägt, weiß er recht gut zu sprechen, er spricht aber im Ganzen wenig und scheint überhaupt sehr bescheiden zu sein. Er ist mit einem Worte ein tüchtiger Mann, der die Kriegsführung aus dem Grunde versteht und sich derselben unermüdt widmet. Er trägt eine blonde, sehr schlecht gearbeitete Perücke; im Allgemeinen legt er wenig Werth auf sein Aeußeres; aber er ist ein Mann, mit dem ich mich leicht verständigen werde, und der eines besseren Looses werth ist."

In dem nämlichen Briefe schreibt auch der König, daß die sächsischen und baierischen Truppen in Eilmärschen heranzögen, man habe den Belagerten durch Signale die nahende Hülfe angezeigt.

In den ersten Tagen des September langte der König mit seiner Armee in der Gegend von Tulu an, wo der Herzog von Lothringen eine Brücke über die Donau hatte schlagen lassen. Dieselbe war aber noch nicht fertig, und während des kurzen dadurch herbeigeführten Aufenthalts erreichten auch die deutschen Hülfsvölker die Ufer des Stromes. Die verschiedenen Armeecorps lagerten indeß noch so weit von einander, daß sich die Fürsten nur im Vorübergehen zu Gesicht bekamen.

Am 6. September endlich war der Brückenbau bei Tulu so weit beendet, daß die polnischen Truppen mit dem Uebergang beginnen konnten. Die weitern Ereignisse schildern die nun folgenden vertraulichen Briefe Sobieski's an die Königin:

I.

Jenseits der Donau an der Brücke bei
Tuln, den 9. Septbr. 1683, um 5 Uhr früh.

Den gestrigen Tag haben wir mit Gottesdienst zugebracht, indem uns Padre Marco d'Aviano den Segen ertheilt hat; er ist ausdrücklich im Namen des Papstes hierher gesandt. Eigenhändig hat er uns die Communion gereicht, die Messe gelesen und auf ungewöhnliche Weise vermahnt: denn er fragte uns: Habt ihr Vertrauen in Gott? — Wir antworteten: Ja, wir haben es. Hierauf ließ er uns einige Male laut nachsprechen: Jesus Maria, Jesus Maria! Die Messe las er mit ungemeiner Andacht. Es ist wahrlich ein Mann Gottes und weder einer von den Einfältigen, noch von den Frömmern. Schon auf jener Seite der Donau war er über eine halbe Stunde zur Audienz bei mir; da erzählte er mir, was er dem Kaiser unter vier Augen gesagt, wie er ihn gewarnt, ermahnt und ihm erklärt habe, weshalb Gott diese Länder so schwer heimsuche. Er hat ihm gerathen, sich weder selbst in's Feld zu begeben, noch sich hierher zu nähern, und als es hier gestern hieß, der Kaiser komme an und man bereite für ihn in Tuln schon Quartier, lächelte er bloß und gab durch Kopfschütteln zu verstehen, daß dies nur eine Finte sei. Zwar hat der Kaiser auch mir geschrieben, er wünsche mit mir zusammenzukommen und die Armee zu besichtigen, aber ich merkte, daß es sehr gern gesehen wurde, als ich darauf nicht einging, sondern vielmehr den Wunsch zu erkennen gab, daß der Kaiser sich nicht über Krems hinaus hierher nähern möge, da die Armee heute in Gottes Namen gegen den Feind vorwärts geht und durch enge Schluchten, Gebirge und Wälder vordringt. In unserm Rücken aber können Tataren schwärmen und die uns Nachziehenden verhindern, sich mit uns zu vereinigen.

Wir aber haben schon seit einigen Tagen unsere Noth mit der Ueberfahrt, und der Regen erschwert sie uns noch mehr. Die Brücken sind zwar sehr gut gebaut, dennoch werden sie ein Mal über das andere schadhast, weshalb unsere Cavallerie noch nicht zur Hälfte hat hinüberkommen können, was große Unbequemlichkeit verursacht: denn hier dießseits ist nicht allein kein Heu, sondern auch nicht ein Strohhalme mehr aufzutreiben, da

eben in dieser Gegend der Tataren-Chan vor einigen Wochen mit den Seinigen gestanden hat.

Aber bei weitem schlimmer wird's von hier bis zum Feinde sein, wohin wir nichts als gewaltige Berge und Wälder vor uns haben; einige Male des Tages werden Wegweiser genommen und alle berathen sie sich und können nicht eins werden, und so werden wir uns wohl allein der Fügung Gottes überlassen müssen. So viel ist jedoch unter uns beschloffen, daß die ganze Infanterie zuerst auf diese Berge steigen und der Reiterei den Durchgang bahnen soll. Heute machen wir denn auch in Gottes Namen dazu Anstalt, wenn wir auch nicht alles Fuhrwerk sollten hinüberbringen können. Dies wird bei der Reiterei sehr viel Noth und Beschwerde nach sich ziehen: denn nicht allein werden die Wagen nicht durchkommen, sondern was weiter mit ihnen wird anzufangen sein, ist eine Schwierigkeit ohne gleichen, indem einerseits die Gegend ganz unwegsam, anderseits es unmöglich ist, in einem so verwüsteten und ausgehungerten Lande, wo der Feind alles der Erde gleich gemacht hat, sich ohne dieselben zu behelfen.

Mit dem Herzoge von Lothringen bin ich unendlich zufrieden: il en use fort bien avec moi et c'est un fort honête homme et homme de bien, et il entend le metier de la guerre plus que les autres (er benimmt sich sehr gut gegen mich, er ist ein sehr anständiger Mann, ein rechtschaffener Mann, und versteht das Kriegswerk besser als die Andern); er nimmt die Parole jederzeit selbst von mir in Empfang. Dasselbe that gestern auch Mr. de Saxe*), da ihre Truppen bereits zu uns gestoßen sind. Wir haben sie gestern gesehen; sie sind sehr schön, zahlreich, gut uniformirt und in der besten Ordnung gehalten. Man kann auf die Deutschen anwenden, was man von den Pferden zu sagen pflegt, daß sie nämlich ihre eigenen Kräfte nicht kennen.

Zwei Nächte hinter einander haben wir bereits eine fausse alerte (einen falschen Lärm) gehabt; zumal in der lektbergangenen war sie groß, und wir wissen davon bis jezt noch nicht die Ursache. Zanfan hat dabei nicht die mindeste Furcht gezeigt, im Gegentheil grande envie de voir au plus tôt les ennemis; il se fait tout autre qu'il n'a été (große

*) So nennt Sobieski öfters den Kurfürsten von Sachsen.

Lust, den Feind sobald als möglich zu sehen; er ist ganz anders, als er war). Ich habe ihm den Herrn Castellan von Liefland beigegeben, da es nicht anders sein konnte.

Fürsten kommen in Menge aus ganz Europa hier an; Tag und Nacht eilen sie mit Postpferden herbei. Der Kurfürst von Baiern sollte schon in dieser Nacht eintreffen; gestern langten zwei Prinzen von Neuburg, die von Hannover und Würzburg, der junge Anhalt und unzählige andere an. Sobann Edelleute aus allen Nationen, die mich alle sehen wollen und mich daher fast zu keinem andern Thun und Denken kommen lassen. Sie alle haben sich sehr leicht equipirt; über meine Zelte und Gefolge können sie sich nicht genug wundern. Der Kurfürst von Sachsen besichtigte gestern mit mir die Armee in seinem gewöhnlichen rothen Alltagsrocke; nur am Reitzeuge waren drei bis vier Silberplättchen. Weder Lakai noch Page ist bei ihm zu sehen, die Zelte sind von bloßem Zwillich; sogar sein Gefolge ist sehr klein und besteht aus lauter Offizieren, seine Garde aber, welche gestern nachkam, wie auch sein ganzes Heer, ist sehr schön und ordentlich gehalten.

Die bisher eingebrachten feindlichen Gefangenen sagen einstimmig aus, daß die Türken an unsere Ankunft nicht glauben wollen. Weßhalb sie vor Wien nur so selten schießen, können wir uns nicht erklären, indem wir von dort schon lange keine Nachricht haben.

Die Herren Stadnicki und Niemirowski lassen sich noch nicht sehen. Der Herr Starost von Lublin (Danilowicz) ist von dort angekommen und meldet, daß sie im Anmarsch sind. Auch soll der Herr Starost von Sandomir (Lubomirski) nur 9 Meilen hinter uns sein, was ich nicht glaube. Weder sein Regiment, noch seine Fahnen sind hier. Lanzen und Speere sind auch nicht hergeschickt, würden uns auch zu nichts nützen, da Menzjnski sich mit den Kosaken verspätet, die uns gerade hier am nöthigsten wären, vorzüglich bei dem Durchzug durch diese unseligen Berge und Wälder; aber möge in Allem Gottes Wille geschehen!

So eben geht von den Vorposten die Nachricht ein, daß vor Wien stark aus Musketen geseuert wird, aus grobem Geschütz aber nur selten.

Gott sei gelobt, daß es mit unserem Abbé Kamieniecki besser geht; ich war äußerst besorgt um ihn, und als wenn mir einige tausend Mann

zugekommen wären, hat mich die Nachricht von seiner Genesung gefreut. — Giza *) sitzt noch in Lubowla; bis jetzt hat Töckely nicht nach ihm geschickt. Töckely selbst steht nicht weit von hier bei Preßburg mit einer Abtheilung Türken und Tataren; er hat dem Herzog von Lothringen einen Waffenstillstand anbieten lassen, um die Türken und Tataren loszuwerden, die ihm das Land verwüsten. Von mir hatte er nichts gewußt. Als sein Abgesandter mich sah, konnte er vor Erstaunen kaum ein Wort vorbringen, ich habe ihm also durch diesen Abgesandten in Ziffern geschrieben und eine gute Vermahnung gegeben.

Der Fürst von Siebenbürgen befindet sich mit seinem Heere bei dem Bezir vor Wien; vor einigen Tagen hat er an den Kaiser geschrieben und ihm seine Vermittelung angeboten; das muß ihn, nach seiner alten Weise, der Bezir haben schreiben lassen. — Die Wallachen und Moldauer sind auch dort, mit allen denen aber hält es noch schwer, sich in Verständniß zu setzen.

Der Diener der Frau Fürstin (Kadzimil) hat sich geirrt, denn Apostol **) hat nicht über anderthalbhundert Kosacken bei sich; es sind dies Leute des Herrn Wojewoden von Polhynien (Sieniamski), und S. Menzjynski sitzt mit den Seinigen noch in Lemberg, wie er selbst und der dortige Postmeister Sievert schreiben.

Ich muß mich aber, mein einzig geliebtes Mariechen, vor Deinem eigenen Herzen über Dich beklagen, daß ich nach so vielen Beweisen meiner Liebe mir bisher noch keine bessere Meinung bei Dir habe erwerben können; ist es wohl recht von Dir, mir nachzusagen, daß ich Deine Briefe nicht lese? und ich lese sie bei aller meiner vielen Beschäftigung wenigstens dreimal: erstlich beim Empfang derselben, sodann, wenn ich nach abgemachten Dienstangelegenheiten mich niederlege, das dritte Mal, wenn ich sie beantworte. Die Aufzählung der Jahre unseres Ehestandes aber und unserer Kinder war in Brief und Gedanken überflüssig. Daß ich zuweilen nicht viel schreibe, — o mein Herz, das mußt Du andern Ursachen zuschreiben, als der, welche Du so voreilig und ungerecht Dir einzubilden

*) Der Gesandte des Königs von Polen bei Töckely.

**) Ein Kosacken-Oberst, der für den König ein Regiment zusammenbringen sollte.

beliebst. Aus der halben Welt sind die Menschen nur noch wenige Meilen von einander, von dem Allen muß ich wissen; dazu meine Umgebung, wo ich mich selbst um die mindeste Kleinigkeit kümmern muß, und mir dazu nicht Zeit gelassen wird. Um meiner Liebe willen, mein Herz, stehe nicht so sehr früh auf; wie könnte es Deine Gesundheit vertragen, so zeitig aufzustehen und Dich so spät niederzulegen! Wenn Du mir dies nicht zu Gefallen thust, wirst Du mich sehr beunruhigen und meiner Gesundheit schaden und mehr noch der Deinigen, welche meine einzige Freude auf dieser Welt ist. Was aber die Liebe betrifft, so laß uns, meine Seele, uns selbst befragen, wer von uns am meisten darin erkaltet. Wenn ihr gleich bei mir das Alter nicht mehr neue Gluth verleiht, ist doch mein Herz und meine Seele noch immer warm, immer feurig und unwandelbar liebend. — Die Kinder umarme ich herzlich, und freue mich, Monamourchen, unendlich über Deine muntere Laune.

II.

Auf dem Kahlenberge, worauf ein jetzt abgebranntes Camaldulenser-Kloster steht, im Angesichte des türkischen Lagers, den 12. Sept. 1683, um 3 Uhr vor Tage.

Einzige Freude meines Herzens und meiner Seele, heldeste, geliebteste Marie! Obgleich Du mir jetzt wohl glauben wirst, daß es mir an Zeit, zu schreiben, fehlt, und die Feldpost erst morgen abgeht und wir nicht wissen, wie sie durchkommen wird, da die Tataren uns gewiß im Rücken schwärmen, so lasse ich doch, damit Du, mein Herz, Dich nicht beunruhigen mögest, Alles bei Seite liegen und benachrichtige Dich, daß wir mit Gottes Hülfe bereits gestern gegen Abend vor dem türkischen Lager angekommen sind. Heute Nachmittag wird, so Gott will, der Rest anrücken. Es ist nicht zu beschreiben, wie es uns hier ergeht; Jahrhunderte hindurch ist dergleichen nicht erlebt worden. Was das für ein mühsamer Uebergang über die Donau war, wo die Brücken einbrachen und die Wagen sich größtentheils Furthen suchen mußten, wie sich denn auch deren einige in allen Armen der Donau vorfanden, außer in dem Hauptbette des Flusses, wo

die eigentliche Strömung geht — solch einen reißenden Strom giebt es keinen zweiten auf der Welt! — Das war am Donnerstag, den 9ten dieses, nach Ankunft des Kurfürsten von Baiern, dessen Bild ich Dir hier entwerfe: Er hat die Größe und den Wuchs unseres Grafen von Maligny (Bruder der Königin), kastanienbraunes Haar, den Bart etwas nach österreichischer Manier, kein häßliches Gesicht, etwas kränklich aussehende Augen, französisches Wesen; er ist fast bis zu uns mit Postpferden gekommen, kleidet sich besser als die andern, und hat schöne englische Pferde, deren ihm der König von Frankreich zwölf Stück mit allem Sattelzeug übersandt hat. Ladeien und Pagen sind bei ihm nicht zu sehen, Höflichkeit und Manieren besitzt er genug; dabei ist er noch überaus jung. Mit Fanfan geht er so gut und vertraulich um, als wären sie seit Jahren mit einander bekannt, er nennt ihn öfters *mon cher frère*; aber dem Fanfan muß man auch lassen, daß er jetzt ganz anders ist; der arme Junge hat viel auszuhalten, doch ist er, Gott sei Dank, munter und macht sich nicht viel daraus.

Anfangs benahmen sich beide Kurfürsten gegen uns etwas fremd, jetzt aber, da wir dem Feinde näher gekommen, nicht mehr. Sie nehmen täglich die Parole von mir persönlich in Empfang und fragen oft zu zehn Malen an, ob ich nichts befehle. Der sächsische ist ein grundehrlicher Mann, in dessen Herzen kein Falsch ist; vorgestern fiel der Arme vom Pferde und verletzte sich das Gesicht. — Sie geben mir stets einige Cavalieri zur Seite, um meine Befehle zu empfangen; vorige Nacht schickten sie mir sogar ein Commando gepanzerter Reiter vor das Zelt, um daselbst zu Pferde Wache zu halten. Sei doch so gut, liebes Herz, dies dem Herrn Bischof von Luç zu erzählen, denn ich habe dazu nicht Zeit; der meinte nämlich, ich würde mit ihnen und ihrem Phlegma meine Noth haben. Sie haben mir an den rechten Flügel meines polnischen Heeres vier starke Infanterie-Regimenter zugegeben; kurz, ein simpler Hauptmann könnte sich nicht folgamer bezeigen als sie, und deshalb dürfen wir auch, mit Gottes Hülfe, auf einen guten Ausgang hoffen, obgleich nicht ohne große Beschwerde; denn wir haben hier Alles ganz anders angetroffen, als uns berichtet war, zumal was die Beschaffenheit des Terrains anbelangt. Nach jenem obenerwähnten Uebergang über die Donau haben wir solche Berge passiren müssen, daß wir nicht marschirt, noch gestiegen sind,

sondern geflattert. Schon seit Freitag essen wir nichts und schlafen nicht, unsere Pferde eben so wenig. Freitags hatte ich mich von unseren Truppen entfernt, indem ich mit den Fürsten zur Berathschlagung vorausritt, und befand mich 26 Stunden hindurch vom Heere entfernt. Die Unseren waren wegen jenes verwünschten schweren Fortkommens hinter uns zurückgeblieben, so daß die Gemeinen schon anfangen, es nicht zum besten zu deuten, nur daß sie mich sahen und zufällig die ungarische Infanterie bei mir, die ich ganz vorn marschiren lasse; denn die Deutschen hatten sich nach diesem Punkt zu sehr und ziemlich gefährlich vorgedrängt; aber Gott hat aus seiner unendlichen Gnade bisher verhütet, daß auch nicht die mindeste Unordnung stattgefunden hat und nicht ein Mann verloren gegangen ist, obgleich sich allenthalben und im Rücken Tataren zeigen; die Türken aber werden wie Hunde angeschleppt, und meine Dragoner und Kosacken haben ihnen nicht wenig Vieh genommen. — O Menzyski! Menzyski! *)

Wunderbar ist's aber, daß hier schon seit 26 Stunden ein solcher Wind weht, und vom Feinde her uns gerade in die Augen, daß die Leute sich kaum auf den Pferden halten können; die Mächte der Luft sind, wie es scheint, gegen uns losgelassen, denn der Bezirk soll ein großer Hexenmeister sein.

Gestern Mittag bin ich denn wieder mit meinem Heere zusammengetroffen, und da haben wir hier abermals einen unseligen Berg hinaufklimmen müssen, der mit dichtem Walde bewachsen, steil und unwegsam ist. Was doch das für eine Gnade Gottes ist, daß wir durch solche Gegenden ohne Verlust und Hinderung durchgekommen! Unsere Wagen haben wir drei Meilen von hier an der Donau in einer sehr guten und haltbaren Lage zurückgelassen, und nur zwei leichte Fuhrwerke hierher mitgenommen, das Uebrige aber auf Maulthiere packen müssen; aber auch diese haben wir in den letzten beiden Tagen nicht mehr zu sehen bekommen. Das ist aber Alles noch nichts; am meisten sind wir darin getäuscht worden, daß uns Alle, selbst die Generale, versichert hatten, sobald wir auf diesen Rahlenberg gelangen würden, werde es schon gut sein, und nach Wien der

*) Dieser Ausruf bezieht sich auf das Ausbleiben der Kosacken unter Menzyski, ohne welche der König Wien nicht befreien zu können glaubte.

Beg zwischen Weinbergen hinabführen; und wie wir nun hier ankommen, sehen wir erstlich das sehr große türkische Lager wie auf flacher Hand vor uns, sodann die Stadt Wien und über zehn Meilen darüber hinweg, aber kein Feld vor uns, sondern noch Wälder, Abgründe und einen ungeheuren Berg, wovon uns Keiner ein Wort gesagt hatte. Daher wird es wohl nicht vor zwei Tagen zum Treffen kommen können; denn wir müssen nun sowohl die Schlachtordnung, als die Kriegsweise gänzlich ändern und mit ihnen nach Art jener großen Moritz, Spinola's und Anderer zu Werke gehen, die a la sicura (sicher) vorrückten, gagnant peu à peu le terrain (allmählig Boden gewinnend). Aber menschlicher Weise zu urtheilen und all' unsere Hoffnung in Gott setzend, möchte dieser Feind wohl sehr in's Gedränge kommen, da er sich weder verchanzt hat, was ihm auch nicht möglich ist, noch sein Lager concentrirt, sondern so steht, als wenn wir an hundert Meilen von ihm wären. Der Wiener Commandant sieht uns, läßt Raketen steigen und unaufhörlich aus grobem Geschütz feuern. Die Türken aber haben bis jetzt nichts gethan; nur auf dem linken Flügel, wo der Herzog von Lothringen mit dem Kurfürsten von Sachsen steht, haben sie unter den Mauern des Camaldulenser Klosters, welches die Unsrigen besetzt halten, eine Anzahl Fahnen mit einigen tausend Mann Janitscharen vorgeschoben, als wollten sie uns an der Donau den Durchgang versperren. Ich reite sogleich hin und muß deshalb schließen und nachsehen, ob sie dort die Nacht über keine Schanzen aufgeworfen haben, was für uns schlimm sein würde, denn ich denke sie von der Seite anzugreifen. Unsere Armee steht oben im Walde eine starke halbe Meile weit ausgebreht, wo kaum so viel Platz ist, um auf einem Fußsteig von einem Flügel zum andern zu gelangen; ich habe auf dem rechten Flügel bei der Infanterie übernachtet. Das ganze türkische Lager ist hier zu überschauen, vor Kanonendonner kann man kein Auge schließen. — So leicht sind wir durch diesen letzten Freitag und Sonnabend geworden, daß ein jeder von uns Hirsche auf den Bergen einholen könnte. Am schlimmsten steht es um die Pferde, die nichts zu fressen haben als Laub; der versprochene Proviant ist für Menschen und Pferde ausgeblieben. Unsere Leute sind jedoch frischen Muthes. Die unserem Heere zugetheilten Infanterie-Regimenter verrichten ihren Dienst mit solcher Subordination, wie unsere eige-

nen nie. Die Unsrigen aber sehen mit lüsternen Blicken nach dem türkischen Lager hinüber und zeigen eine große Ungebuld, erst dort zu sein. Daß aber wird einzig und allein Gottes Hand bewirken können. Die Tataren lassen sich bisher fast nicht sehen, wir wissen nicht, wo sie sich befinden mögen.

Nun aber, mein einziges Herz, muß ich abbrechen. Die Kinder küß' ich und drücke sie an mein Herz.

III.

In den Gezelten des Bezirs, den 13. September Nachts.

Einzig Freude meines Herzens und meiner Seele, holdeste, liebste Marie! Gott, unser in Ewigkeit hochgepriesener Herr, hat unserem Volke solchen Sieg und Ruhm verliehen, wie dergleichen in keinem verflossenen Jahrhundert erlebt worden. Alles Geschütz, das ganze Lager, unschätzbare Beute sind in unsere Hände gefallen. — Der Feind hat Schanzen, Feld und Lager mit seinen Leichen bedeckt und flieht in Unordnung. Erst heut fangen die Unsrn an, die Kameele, Maulthiere, Ochsen, Schafe, welche er seitwärts hatte, einzubringen, wobei sie die Türken heerdenweise vor sich hierher treiben. Andere, zumal Renegaten, laufen von ihnen zu uns über. Es ist so unglaublich zugegangen, daß heut schon unter dem Volk hier in der Stadt und bei uns im Lager Allarm entstand, indem es hieß und Jedermann glaubte, daß sich der Feind zurückwende. An Pulver und Munition allein hat er für mehr als eine Million zurückgelassen. In dieser Nacht habe ich einen Anblick gehabt, den ich mir von jeher gewünscht. Unser Gefindel hatte nämlich an einigen Orten dieses Pulver angezündet, das, ohne Jemand zu beschädigen, den jüngsten Tag vergegenwärtigte; da war zu sehen, wie sich am Himmel die Wolken bilden; jedoch ist es ein großes Unglück, indem der Verlust gewiß eine Million beträgt.

Der Bezir ist in solcher Hast davon geflohen, daß er kaum zu Pferde in seiner einen Kleidung entkommen. Ich bin sein Erbe geworden; denn größtentheils sind alle seine Herrlichkeiten mir zu Theil geworden und zwar durch den Umstand, daß, als ich mit den Vordersten in's Lager fiel und

dem Bezir nachsetzte, mir einer seiner Hausbeamten seine Zelte wies und verrieth, die so weitläufig sind, wie Warschau oder Lemberg. Ich habe alle seine Bezir-Zeichen, die vor ihm hergetragen werden, wie auch die Fahne Mahomed's, die ihm sein Kaiser in den Krieg mitgegeben, und die ich heut dem heiligen Vater durch Talenti mit der Post nach Rom gesandt habe. *) Zelte und Wagen sind sämmtlich mein und tausend andere sehr schöne und kostbare Spielereien. Einige mit Rubinen und Saphiren besetzte Köcher allein sind mehrere tausend Dukaten werth. Du wirst mir keine solche Bortwürfe machen, mein Herz, wie die tatarischen Weiber, welche, wie Du weißt, ihren ohne Beute zurückkehrenden Männern zu sagen pflegen: Du bist mir kein Held, da Du beutelos heimkommst; denn wer Beute machen will, muß voran sein. — Ich habe auch das Pferd des Bezirs mit allem Sattelzeug; ihm selbst ist stark nachgesetzt worden, doch ist er entkommen. Sein Rhaja, nämlich der Erste nach ihm, ist geblieben, wie auch nicht wenig Herren. Goldene Säbel und andere Waffen giebt es vollauf unter dem Heere. Die Nacht hat uns gehindert, ihnen den Rest zu geben, auch wehren sie sich schrecklich auf ihrer Flucht, und ihr Rückzug ist der schönste von der Welt. In den Laufgräben haben sie ihre Janitscharen verlassen, welche in der Nacht zusammengehauen wurden; denn diese Menschen waren so trotzig und verwegen, daß, während sich die einen mit uns im Felde schlugen, die andern auf die Stadt Sturm liefen, wie sie denn auch mit ihrer Zahl schon etwas anfangen konnten. Ich schätze sie, außer den Tataren, auf 300,000 Mann; Andere rechnen allein die Zelte zu 300,000 und nehmen 3 Mann auf ein jedes derselben an, was eine ungeheure Anzahl ausmachen würde. Aber 100,000 Zelte rechne ich wenigstens, denn es standen hier mehrere Lager. Schon zwei Nächte und einen Tag räumt da auf, wer Lust hat; auch aus der Stadt sind schon Leute gekommen, doch bin ich gewiß, daß sie auch in einer Woche nicht fertig damit werden, dies Alles wegzubringen.

Von den unschuldigen hiesigen österreichischen Einwohnern haben sie viele, vorzüglich Weiber, zurückgelassen, jedoch umgebracht, wen sie nur konnten. Hier liegen sehr viele getödtete Weiber, aber auch viele verwun-

*) Später erfuhr man, daß dies nicht die Fahne Mahomed's war.

dete und die am Leben bleiben können. Gestern sah ich ein dreijähriges Kind, ein gar hübsches Knäbchen, dem ein Bösewicht Mund und Kopf scheußlich gespalten hatte.

Aber das ist drollig, daß der Bezier aus, ich weiß nicht welchem, kaiserlichen Palaſte hier einen wunderschönen lebendigen Strauß genommen hatte; den also hat er auch köpfen lassen, damit er uns nicht in die Hände fielen. Was er aber bei seinen Zelten für Einrichtungen zum Vergnügen hatte, ist unbeschreiblich: Bäder, einen Garten und Springbrunnen, Rännechen, Käßen; ja sogar ein Papagei war da, den wir aber nicht fangen konnten, da er uns entfloß.

Heute war ich in der Stadt, welche sich schon nicht über 5 Tage länger hätte halten können; keines Menschen Auge hat je etwas ähnliches gesehen, was sie da für Minen angelegt hatten, und die untermauerten, gewaltig großen und hohen Bastionen so zu nichte geschossen, daß sie nicht länger hätten aushalten können. Das kaiserliche Schloß ist von den Kugeln zu Grunde gerichtet. Die Truppen alle, die ihre Schuldigkeit vortrefflich gethan haben, schreiben diesen erfochtenen Sieg Gott und uns zu. Als der Feind schon zu wanken anfing und seine Reihen brechen ließ (ich aber hatte mit dem Bezier selbst zu thun), wandten jene die ganze Reiterei und alle Truppen gegen meinen rechten Flügel, so daß unser Mitteltreffen und der linke Flügel nichts zu thun hatten und mir daher alle ihre deutschen Hülfstruppen zusandten. Da eilten die Fürsten auf mich zu, der Kurfürst von Baiern und Waldeck, fielen mir um den Hals und küßten mir den Mund, die Generale aber Hände und Füße. Nun erst die Soldaten! Die Offiziere und alle Cavallerie- und Infanterie-Regimenter riefen: „Ach unser brave König!“ Meinen Befehlen sind sie gefolgt, wie die unsrigen niemals. — So auch heute früh der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen, die ich gestern nicht gesehen hatte, da sie ganz am Ende des linken Flügels standen, wohin ich ihnen unter dem H. Hofmarschall einige Fahnen Husaren gegeben hatte. Desgleichen der hiesige Commandant Stahremberg. Sie alle küßten und umarmten mich und nannten mich ihren Retter.

Ich war hierauf in zwei Kirchen; da küßte mir das ganze gemeine Volk Hände, Füße und Kleidung, andere rührten sie bloß an, dabei riefen

sie: Ach laßt uns diese tapfern Hände küssen! Sie hätten gern mögen alle Vivat rufen, aber es war zu merken, daß sie sich vor ihren Offizieren und Obern fürchteten. Ein Haufe hielt's nicht aus und schrie, jedoch mit Scheu, Vivat, was, wie ich merkte, ungern gesehen wurde, daher ich, nachdem ich bei dem Commandanten zu Mittage gespeist, aus der Stadt hier in's Lager zurückritt, das Volk aber mich mit aufgehobenen Händen bis an's Thor begleitete. Ich merke, daß auch der Commandant und die Glieder des Stadtmagistrats scheel auf einander sehen: denn als sie mich bewillkommenen, stellte er mir sie nicht einmal vor. Die Fürsten sind beisammen und der Kaiser hat mich benachrichtigen lassen, daß er eine Meile von hier stehe, und so wird dieser Brief erst am Morgen zu Ende kommen, indem man mich nicht weiter schreiben und mich mit Dir, mein Herz, unterhalten läßt.

Von den Unfern haben wir nicht wenige in dieser Affaire verloren. Unter den vielen Fremden ist der Herzog de Croi geblieben, sein Bruder verwundet und einige andere Vornehme getödtet. — Der Pater d'Aviano, der sich an mir nicht satt küssen konnte, sagt, er habe eine weiße Taube über unser Heer fliegen sehen. Wir verfolgen den Feind heute nach Ungarn. Die Fürsten wollen mich nicht verlassen. Das ist doch ein rechter Segen Gottes über uns, wofür ihm Preis, Ruhm und Ehre in Ewigkeit werde! — Als der Bezier schon sah, daß er sich nicht länger halten könne, rief er seine Söhne zu sich und weinte wie ein Kind; darauf sagte er dem Chan: rette mich, wenn Du kannst. Der Chan aber entgegnete: wir kennen den König, gegen ihn ist nichts auszurichten, wir müssen darauf denken, uns selbst in Sicherheit zu bringen. — Solch eine ungeheure Hitze haben wir aber, daß wir fast nur vom Trinken leben. — Jetzt erst hat man noch eine gewaltige Menge Wagen mit Pulver und Blei gefunden, so daß ich nicht weiß, womit jene noch schießen werden. In diesem Augenblicke wird mir gemeldet, daß der Feind nahe an zwanzig seiner letzten leichten Feldstücke gleichfalls im Stich gelassen hat. — So setzen wir uns also zu Pferde, nach Ungarn dem Feinde gerade nach, und, wie ich früher gesagt, sehen wir einander, so Gott will, in Stryi wieder, wo Herr Wyszynski die Ramine fertig machen und die alten Gebäude ausbessern lassen soll.

Dieser Brief ist die beste Zeitung, und Du kannst aus ihm eine Zeitung für alle Welt machen lassen und hinzusetzen, dieß sei der Brief des Königs an die Königin. Die Kurfürsten von Sachsen und Baiern haben mir ihr Wort gegeben, bis an's Ende der Welt mit mir ziehen zu wollen. Zwei Meilen müssen wir in großer Hast zurücklegen, wegen des heftigen Gestanks von all' den Leichen, Pferden, Vieh und Kameelen. — An den König von Frankreich habe ich einige Worte geschrieben, daß ich ihm als dem allerchristlichsten Könige von der gewonnenen Schlacht und der Rettung der Christenheit Bericht abstatte.

IV.

Im Lager vor Schönau, auf dem Wege nach Preßburg, an der Donau, drei Meilen von Wien. 17. September.

Einzige Freude meines Herzens und meiner Seele, geliebteste und holdeste Marie! Zur Zeit der Römer beschuldigte man den Hannibal, er habe den Sieg nicht zu benutzen gewußt, den er über sie davon getragen hatte. Wir wüßten jetzt den unsrigen wohl zu benutzen; aber, sei es, daß Gott uns Hindernisse in den Weg legt, zur Strafe unserer Undankbarkeit, nachdem er uns mit so vielen Beweisen seiner Gnade überhäuft hat, oder sei es irgend ein anderer Grund, die Sache geht nicht vorwärts, ohne daß man weiß, woran es hängt. Ich bin voraus, und der Starost von Lutz und Strzalkowski sind noch einige Stunden vor mir, und bedecken die Landstraßen mit Todten und machen heerdenweise Gefangene. Die kaiserliche Armee und die andern Allirten sind hinter uns, eine Meile von Wien. Heute noch rücken wir weiter vor. Die Deutschen werden nicht von der Stelle gehen, das bin ich überzeugt. Der Kurfürst von Sachsen hat sich mit seinem Armeecorps zurückgezogen, nachdem er sein Mißvergnügen gegen den Kaiser lebhaft geäußert hatte. Ich habe ihm gestern zwei reich geschirrte Pferde, zwei türkische Fahnen, vier Gefangene, zwei schöne Vasen, und einen reichen Schleier für die Kurfürstin zum Andenken geschickt. Dem sächsischen General Gultschoff habe ich einen Säbel mit goldenem Griff, der unter der Deute war, aufstellen lassen; mit einem schönen Pferde endlich

wurde der Offizier belohnt, den der Kurfürst abgeschickt hatte, mich zu becomplimentiren. Alles dieses wurde mit viel Erkenntlichkeit aufgenommen, und vielleicht noch mit mehr Erstaunen. Sie sind in dem Falle, von demjenigen Geschenke zu erhalten, dem sie eher geben sollten.

Vorgestern, den 15ten, habe ich meine Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt. Er war einige Stunden nach meiner Abreise in Wien angekommen. Da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn antommen zu sehen, nachdem er sich so oft hatte ankündigen lassen, sogar noch vor der Schlacht, so schickte ich zu seiner Bewillkommung den Vice-Kanzler ab, dem ich zugleich den Auftrag gab, ihm eine von den Fahnen des Beziers zum Andenken an unseren Sieg zuzustellen. Der Vice-Kanzler hielt sich, um auszuruhen, in einem verwüsteten Garten auf, und bewahrte unsere Trophäe so nachlässig, daß sie ihm gestohlen wurde. Man unterrichtete mich davon, während ich schon zwei Meilen von Wien entfernt war, und ich mußte eine andere Fahne hinschicken, die ich für mich behalten zu können hoffte; aber ich habe noch zwei in Reserve. Um Mitternacht meldet man mir Schafgotsch*), der in großem Eifer von dem Kaiser kam; er versichert mich, es wäre Sr. Majestät sehr leid, wenn Sie sich mir nur vermittelt des Vice-Kanzlers mittheilen könnten; Sie wollten meinen Gesandten nicht sehen; Sie wünschten sich persönlich mit mir zu unterhalten; ich möchte also an den Vice-Kanzler schreiben, daß er um keine Audienz ansuchen solle. Ich schreibe also, und zwei Stunden nachher kommt der Graf Schafgotsch noch einmal: „Es war ein Mißverständniß, sagte er, die Schuld liegt an Galecki.“ Da ich wohl sah, daß alles dies eine bloße Schitane war, erklärte ich, wenn es sich davon handle, mit Souverainen zu sprechen, so thue ich es persönlich, und mein Kanzler wende sich nur an Gesandte der Höfe oder an andere Behörden. „Also, sagte ich, beunruhigen Sie sich wegen eines Nichts; sagen Sie vielmehr offen, was Sie wollen, die ganze Schwierigkeit liegt ohne Zweifel in der wichtigen Frage, wer auf der rechten Seite gehen soll. Aber alles dieses läßt sich machen, und man darf sich nur verstehen.“ Schafgotsch antwortete: dies sei es wirklich, was den Kaiser in Verlegenheit setze; er könne mir den Vortritt nicht lassen; er be-

*) Der kaiserliche Gesandte im polnischen Lager.

fände sich gerade jetzt mitten unter den Kurfürsten, und repräsentire so zu sagen das Reichsoberhaupt. Ich schlug folgendes Auskunftsmittel vor: „Im Augenblick, wo sich der Kaiser meinem Lager nähert, werde ich ihm entgegen reiten; wir werden uns zu Pferde grüßen und so einander gegenüber halten, ich auf der Seite meiner Armee, er auf der Seite der feindlichen und seiner Hauptstadt; er begleitet von den Kurfürsten, ich von meinem Sohne, von den Hettmannen und Senatoren.“ Schafgotsch nahm diesen Vorschlag an, und alles ging folglich so vor sich.*) Inzwischen war der Kaiser nur von dem Kurfürsten von Baiern begleitet; der von Sachsen hatte ihn schon verlassen. Er hatte ein Gefolge von fünfzig Hof-Cavalieren, Beamten und Ministern bei sich. Trompeter ritten voraus, Leibgardisten und zehn Bediente zu Fuß folgten hinten nach. Ich will Dir den Kaiser nicht beschreiben, denn er ist bekannt. Er ritt einen Rothbraunen von spanischer Race; er trug ein reich gesticktes Kleid, einen Hut à la française, mit einer Schnalle und weißen und rothen Federn, eine Leibbinde mit Saphiren und Diamanten besetzt, und einen solchen Degen. Wir grüßten einander ziemlich höflich; ich bewillkommte ihn lateinisch und mit wenigen Worten; er antwortete in der nämlichen Sprache in gewählten Ausdrücken. Als wir so einander gegenüber waren, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich ihm näherte und ihn grüßte. Der Kaiser griff nicht einmal an den Hut, ich war darüber wie niedergedonnert. Ebenso machte er es bei den Senatoren und Hettmannen, und sogar bei seinem Verwandten, dem Fürsten Woywoden von Belz.***) Um das Scandal und die Glossen des Publikums zu vermeiden, richtete ich noch einige Worte an den Kaiser, worauf ich mein Pferd drehte; wir grüßten einander ge-

*) In dem geheimen Rath des Kaisers kam diese wichtige Frage zur Sprache. Es handelte sich darum, zu wissen, wie Seine kaiserliche Majestät einen Wahlkönig empfangen solle. Die schöne Antwort des Herzogs von Lothringen lautete: mit offenen Armen, wenn er das Reich gerettet hat. Der Prinz, der sich so aussprach, war Mitbewerber Johann Sobieski's um die polnische Krone gewesen.

***) Der Fürst Wisnowiecki, Woywode von Belz, war mit der kaiserlichen Familie verwandt durch die Heirath des Königs Michael Wisnowiecki mit der Erzherzogin Eleonore,

genfeitig und ich ritt wieder meinem Lager zu.*) Der Wohlwode von Rußland hat dem Kaiser unsere Armee gezeigt, wie er gewünscht hatte; aber unsere Leute waren sehr empfindlich und beklagten sich laut darüber, daß sie der Kaiser für so viele Strapazen und Entbehrungen keines Dankes gewürdigt habe, und wäre es auch nur mit dem Hute gewesen. Nach dieser Trennung änderte sich alles plötzlich; es ist, wie wenn man uns nicht mehr kenne. Schafgottsch und der Legat haben uns verlassen. Dieser Letztere hat gleich den Tag nach der Schlacht sein Betragen gegen uns so geändert, daß keiner von denen, die ihn vorher gesehen haben, ihn wieder erkennen kann. Er ist nicht allein sehr stolz und fährt Jedermann unhöflich an, sondern wenn er den Wein nur ein wenig spürt, sagt er uns sogar Grobheiten. Man giebt uns weder Futter noch Lebensmittel mehr. Der heilige Vater hatte dem Abbé Buonviso zu diesem Zwecke Geld geschickt; aber der Abbé blieb in Linz.

Der spanische Gesandte, der sich so viele Mühe gegeben hatte, um eine Audienz zu bekommen, und welchem ich schon die Auszeichnung, sich setzen zu dürfen, bewilligt hatte, läßt sich nicht mehr blicken. Unsrer Kranken liegen auf Misthäufen; unsre Verwundeten, deren Anzahl ziemlich beträchtlich ist, können kein Fahrzeug erhalten, um auf dem Fluß nach Presburg hinunter zu fahren, wo ich eher im Stande wäre, sie auf meine Kosten zu unterhalten. Man weigert sich, unsre Todten auf den Kirchhöfen der Stadt zu beerdigen, selbst die von höhern Graden. Man weist ihnen Felder an, oder die Kirchhöfe der Vorstädte, die ganz zerstört und von heidnischen Leichnamen voll sind. Ein deutscher Dragoner hat vier Schritte von mir einem meiner Pagen das Gesicht blutig geschlagen. Ich habe mich bei dem Herzog von Lothringen darüber beklagt und keine Genugthuung erhalten. Einem andern meiner Leute, der meinen Mantel trug, hat man ihn gewaltsam genommen. Man plündert unser Gepäck; mit Gewalt nimmt man uns unsre Pferde, die jenseits der Berge geblieben waren und mit genauer Noth wieder zu uns kommen konnten. Einige von

*) König Johann erzählt die Antwort auf die kalte Dankfagung des Kaisers nicht, die ihm alle Berichte zuschreiben: „Es freut mich, daß ich Euer Majestät diesen kleinen Dienst erweisen konnte.“

meinen Leibgardisten, die ich bei den türkischen Kanonen gelassen hatte, bis diese gleich vertheilt wären (ungeachtet unsre Leute es waren, die am Schlachttag den größten Theil genommen hatten), sind um ihre Mäntel, Kleider und Pferde gekommen. Gestern Nachmittag schickte ich den Hauptmann Dbar zu dem Herzog von Lothringen, und ließ ihn fragen, was er gethan habe, was er zu thun gedente, und ließ ihm sagen, unsre Pferde könnten keinen Marsch von sechs, und im Fall es regnen sollte, nicht einmal einen von drei Tagen mehr aushalten. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß wir nie in einem so schlechten Zustande gewesen sind. Wenn der Haber nicht wäre, den wir in dem türkischen Lager gefunden haben, so hätten wir schon alle unsre Pferde verloren. Das Elend ist überall so groß, daß es schwer ist, ein Bund Heu oder frisches Gras zu finden; diese Heiden-schwärme haben nichts als ganz nackte Felder nach ihrem Durchzug zurückgelassen. Und doch haben wir noch funfzehn Meilen in einem solchen Lande zu machen, wofern man nicht so barmherzig ist, uns eine Brücke über die Donau zu schlagen, daß wir sobald als möglich ins feindliche Land kommen. Da könnten wir noch Lebensmittel finden. Aber diese Wiener Herren verschoben alles von einem Tag zum andern; sie haben sich in der Stadt festgesetzt und überlassen sich dort den Vergnügungen und Ausschweifungen, für welche sie Gott so gerecht gezüchtigt hat.

Der Hauptmann von Dbar fand den Herzog von Lothringen bei dem Commandanten von Wien. Sie waren gerade beim Essen und Trinken; beide haben ihn ziemlich frostig aufgenommen, nichts bewilligt und uns bloß die angeblichen Lieferungen an Futter, die wir zum Voraus erhoben haben sollten, vorgeworfen, die doch keiner von uns weder einen Augenblick gesehen, noch empfangen hat. Dbar hatte hier auch Gelegenheit, Reden aller Art voll Undankbarkeit zu hören. Da viele von den Unsrigen sich gegen die Stadt drängen, um einige Nahrung daselbst zu finden, weil man im Felde vor Hunger stirbt, so hat der Commandant von Wien Befehl gegeben, sie nicht hinein zu lassen und auf sie zu feuern. Man behauptet, dies sei geschehen, weil ein Pole auf Deutsche geschossen habe, die ihm sein Pferd nehmen wollten. Ich habe den Pater Hako, einen Jesuiten, nach Wien geschickt, um die Kranken zu sammeln, ihre Schulden zu bezahlen, und endlich um Fahrzeuge zu miethen, in welchen sie die Donau

hinab nach Preßburg fahren können. Ich für meinen Theil habe mir alle mögliche Mühe geben müssen, bis ich bei den Vätern von der Gesellschaft Jesu einen Winkel zur Aufbewahrung meiner Effekten erhalten habe; auch haben sie kein Verzeichniß davon machen wollen, so daß alles unter Gottes Schutz dort geblieben ist. Sei so gütig, meine theure Seele, alles dieses Sr. Eminenz dem päpstlichen Nuntius zu erzählen.

Nach einer so großen Schlacht, in der wir so viele Leute und aus den vornehmsten Familien verloren haben, werden wir auch noch unsre Pferde und Gepäck verlieren, und uns dem öffentlichen Gelächter ausgesetzt sehen. Der Cardinal Buonviso *) hatte uns versichert, man habe Lebensmittel für hunderttausend Mann auf acht Tage zusammengebracht. Jetzt, nachdem er uns getäuscht hat, rührt ihn unser Mißgeschick nicht einmal. Was die kaiserlichen Offiziere betrifft, so möchten sie uns sogar das Wenige nehmen, was wir haben. Was wird uns unser Sieg helfen, wenn wir ihn nicht dazu benutzen, in das feindliche Land zu gehen, und wenn man uns vor Elend umkommen läßt? Jetzt flieht uns Jedermann wie Pestkranke, während vor der Schlacht meine Zelte, die, Gott sei Dank! ziemlich geräumig sind, die Menge der Ankommenden kaum fassen konnten.

Wir wissen von sicherer Hand, daß der heilige Vater beträchtliche Summen hergeschossen, und selbst das Silbergeräthe der Kirchen nicht geschont hat; daß sehr viele Privatpersonen zu Sammlungen beigetragen haben. Zu was hat alles dies gedient? Wenn auch jetzt noch diese Unterstützung ankäme, so wäre es zu spät. Die todten Pferde und die, welche noch täglich fallen, werden nimmer wieder aufleben.

Bei Gott, man möchte tausendmal des Tages sterben, wenn man so viele günstige Gelegenheiten, so viele schöne Tage ungenutzt verstreichen sieht; denn die Hitze ist wirklich hier größer als bei uns in den Hundstagen.

Alles, was wir gethan und unternommen haben, gründete sich auf die Versprechungen des Papstes, und jetzt bleibt uns nichts übrig, als zu seufzen, wenn wir unsre Armee umkommen sehen, nicht unter den Streichen

*) Der Cardinal Buonviso war päpstlicher Nuntius bei dem Wiener Hofe.

des Feindes, sondern durch die Schuld derer, die uns alles zu danken haben.

Oiza und Absalon sind von Seite Töckely's hier eingetroffen; dieser Letztere will alles auf meine Entscheidung ankommen lassen. Ich habe den Kaiser davon benachrichtigt; aber ich sehe, daß er sich nichts mehr um mich bekümmert. Sie sind wieder zu ihrem alten Hochmuth zurückgekehrt; es scheint, sie vergessen sogar, daß ein Gott über ihnen ist.

Ich setze mich heute in Marsch, um vielleicht einer noch größern Hungersnoth entgegen zu gehen; aber ich will mich von dieser Stadt Wien entfernen, wo man auf die Unfern Feuer giebt.

In Gegenwart des Hauptmanns Obar kamen einige von unsern Soldaten zu dem Herzog von Lothringen und beklagten sich, daß man sie angegriffen und ausgeplündert habe; er gab keine Genugthuung. Wir sind hier an den Ufern der Donau, wie ehemals die Israeliten an dem Euphrat. Wir beweinen den Verlust unsrer Pferde, die Undankbarkeit derer, die wir gerettet haben, und so viele Gelegenheiten zu günstigen Erfolgen, die uns entschlüpft sind.

Laß aus diesem Briefe einen Zeitungsartikel ausziehen, aber, wohlverstanden! alle meine Ursachen zu Klagen laß weg. Man muß das alte Sprichwort Kochanowki's*) nicht vergessen: Qui ne sait cacher son ennui apprête à rire l'ennemi. (Wer seinen Verdruß nicht verbergen kann, giebt dem Feinde Stoff zum Lachen). Sage bloß, die kaiserlichen Commissaire haben unsre Armee getäuscht in Betreff der Lebensmittel und der Fourage, die sie hätten liefern sollen, und für welche der Papst beträchtliche Summen bestimmt hat; die Brücke sei nicht fertig; die Armee leide viel; die Kaiserlichen seien noch unter den Mauern Wien's; die Sachsen haben sich zurückgezogen; der König sei voraus; seine leichte Reiterei dränge den Feind; wenn das Land nicht so furchtbar verwüstet wäre, so würde kein Türke entkommen sein; der König schicke alle Augenblicke zu dem Kaiser, um den Uebergang in das feindliche Land zu beschleunigen, und wenigstens zwei Festungen zu berennen, so lange es die Jahreszeit erlaubt;

*) Ein polnischer Dichter des 16. Jahrhunderts.

Löbely habe mir geheime Abgesandte geschickt, und überlasse sich ganz meiner Entscheidung und so weiter.

Eine große Menge der Unsrigen verlangt in die Heimath zurückzukehren, und es wird schwer sein, sie aufzuhalten; Andre entzwischen mit einer unermesslichen Beute; Andre verlassen das Lager, um der Hungersnoth zu entgehen; wieder Andre sind des Krieges müde; Andre haben ihre Privat-Angelegenheiten, und so die Uebrigen.

Ich hatte Wien verlassen und marschirte mit dem Vortrab; da bemerkte ich in einem Thale ein großes, nicht zerstörtes Schloß. Ich frage, was dies sein könne; auf die Antwort, dies sei der Ort, wo man die Löwen halte, näherte ich mich, und höre Flintenschüsse (dies muß man auch in der Zeitung erwähnen). Ich lasse mich erkundigen, was dies zu bedeuten habe, und erfahre, es seien etwa fünfzig Sanittscharen, die, während der Nacht aus den Laufgräben vor Wien entzwischen, sich in einen Thurm eingeschlossen haben, in der Hoffnung, der Bezier würde sich anders besinnen und einen neuen Versuch machen. Sie weigerten sich mit den Deutschen zu capituliren. Wirklich hatten sie auch schon viele Leute getödtet, und man konnte sie nicht leicht vertreiben, außer wenn man eine Mine springen ließ. Ich ließ ihnen sagen, daß ich in Person da sei, hierauf ergaben sie sich, und wurden frisch und gesund in mein Lager geführt. Ich fand in dem Schlosse eine ganz ausgehungerte Löwin, der ich zu fressen geben ließ; was aber noch weit mehr werth war, wir fanden darin Zwieback, mit dem man fünfzigtausend Wagen beladen könnte; denn von hier aus versorgte man die Belagerungsarmee alle Tage mit Lebensmitteln.

Nachschrift.

Den 18. September.

Wir sind nur noch drei Meilen von Preßburg. Dem Himmel sei Dank, wir haben auf den Donauinseln ein wenig Heu für die Pferde gefunden, auch Buchweizen, den man noch nicht abgemäht hatte. Die Wege sind mit Leichnamen bedeckt. Bei einem der Uebergänge über den Fluß haben die Türken über zweitausend Mann verloren, die theils von den Unsrigen, theils von den Bauern zu Neuhäusel niedergemacht wurden, so daß wir aus einer Pestluft in die andre kommen. Die Kaiserlichen und die andern Deutschen

liegen noch immer ruhig in Wien. Wir wissen also noch nicht, wie wir den Krieg fortsetzen werden; denn sie halten dort Rath ohne uns.

Gestern wurde mir schriftlich Glück gewünscht von Seiten des spanischen Gesandten und des Fürsten von Anhalt, welcher seine Unterhandlungen mit dem Kaiser im Namen des Kurfürsten von Brandenburg beendigt. Von Arak, kaiserlicher Stallmeister, hat dem unsrigen zu verstehen gegeben, ich würde wohl daran thun, wenn ich dem Kaiser einige schöne Reitpferde zum Geschenk machte, und Se. kaiserliche Majestät würde nicht ermangeln, das Gleiche gegen mich zu beobachten. Das ist nun ein recht artiges Compliment und kommt ganz zu rechter Zeit, gegenwärtig, wo ich beinahe keine Pferde mehr habe. Ich werde jedoch suchen lassen, ob man in der Armee noch einige finden kann, denn das ist nun einmal mein Geschick, daß ich Jedermann mir verbindlich machen muß, und daß ich für mich nichts zu erwarten habe, als von Gott. Eine große Menge der Unsrigen mußte in Wien zurückbleiben. Der Woywode von Polhynien ist krank, so wie viele andre. Der Kron-Ober-Brodmeister (Grubzensti) ist seinem Ende nahe.

Das ist nicht die geringste von den Sonderbarkeiten, die wir erfahren haben, daß wir nicht wissen, was aus uns werden soll. Es wäre, glaube ich, zweckmäßig gewesen, wenn man mich hätte fragen lassen, auf welche Art ich den Krieg fortzusetzen gedanke; aber man wendet sich nicht mehr an mich. Wenn sie nur wenigstens freimüthig erklärten, sie bedürfen unser nicht mehr und sie wollen für sich handeln, so würde ich meinen eignen Weg gehen und frei sein in meinen Bewegungen. Addio, addio, cor mio. (Leb' wohl, leb' wohl, mein Herz).

Was die Türken betrifft, so haben wir von ihnen keine andern Nachrichten, als daß sie sich in gerader Linie nach Belgrad zurückziehen, wo sich der Sultan befindet. Sie marschiren Tag und Nacht, und lassen ihr Gepäck stehen bei allen Engpässen oder Uebergängen über einen Fluß.

Aus den weiteren Briefen des Königs ergänzen wir noch Folgendes: In den ersten Tagen des October war das christliche Heer, welches den Feind nach Ungarn verfolgte, bis in die Gegend von Gran vorgerückt.

Hier aber wagte sich der König mit der polnischen Reiterei zu weit voraus und wurde bei den Flecken Parkany (Gran unmittelbar gegenüber) durch ein stärkeres türkisches Armeecorps, mit welchem er den Kampf aufnehmen zu können geglaubt hatte, in die Flucht geschlagen. Diese Niederlage wurde jedoch zwei Tage später mit einem glänzenden Sieg vergolten, den das vereinigte Heer der Polen und Deutschen über die Türken erfocht, von denen nicht weniger als 15000 Mann nebst fünf Paschas auf dem Plage blieben. Nun wurde Gran, eine wichtige Festung, die seit 140 Jahren in dem Besitz der Türken war, belagert und schon am vierten Tage zur Uebergabe gezwungen. Bei dieser Belagerung, welche die Deutschen, weil die Polen nach den letzten Ereignissen der Erholung bedurften, allein auf sich nahmen, ritt Graf Stahremberg, der heldenmüthige Vertheidiger Wiens, zur Reconnoiscirung der Festung unter dem heftigsten Kugelregen zwei Mal im Schritt rings um die Mauer.

Mit dieser letzten Eroberung wurden die Kriegsoperationen für das Jahr 1683 beschlossen. Die Deutschen bezogen Winterquartiere in Ungarn, Sobieski dagegen, der gern das Gleiche gethan und seinem Heere in der vorgerückten Jahreszeit den Rückmarsch lieber erspart hätte, gab endlich dem unaufhörlichem Drängen der Polen nach und traf noch im Laufe des Decembers in seinem Vaterlande wieder ein.

Der Großvezier Kara Mustapha, der seinen Weg nach Deutschland mit so viel Glend und Verwüstung bezeichnet hatte, fand noch vor Ausgang dieses Jahres in Belgrad sein Ende. Es war ihm anfänglich gelungen, die ganze Schuld des unglücklichen Ausganges, den der gewaltige Feldzug genommen, auf Andere zu wälzen, und in Folge dessen wurden mehrere türkische Heerführer mit dem Tode bestraft. Aber es war nur ein kurzer Aufschub, denn am 25. December wurde Kara Mustapha auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt und sein Kopf einbalsamirt nach Constantinopel gebracht.

XVII.

Peter der Große in Paris und Versailles (1717).

Gin kluger und scharfsichtiger Beobachter seiner Zeit, der Herzog von Saint-Simon, der unter zwei Königen seines Vaterlandes, Ludwig XIV. und Ludwig XV., Gelegenheit hatte, das französische Hofleben in unmittelbarer Nähe zu beobachten, schildert dasselbe in den von ihm hinterlassenen Memoiren, welche die Zeit von 1691 bis 1723 umfassen. Es findet sich darunter auch folgender tagebuchartige Bericht über den Aufenthalt Peters des Großen in Paris und Versailles:

Schon in den letzten Jahren des verstorbenen Königs (Ludwigs XIV.) wollte der Czar nach Frankreich kommen, dieser mußte es aber auf eine höfliche Weise abzulehnen. Da nun dies Hinderniß nicht mehr war, wollte er seine Neugierde befriedigen, und ließ dem Regenten (Herzog von Orleans) durch seinen Ambassadeur, den Fürsten Kurakin, sagen, er würde aus den Niederlanden, wo er sich aufhielt, hierher kommen, um den König (Ludwig XV.) zu sehen. — Man konnte nicht anders als sehr erfreut darüber scheinen, obgleich der Regent des Besuches gern überhoben gewesen wäre. Die Kosten ihn frei zu halten, waren groß, auch war mancher Verlegenheit entgegenzusehen, mit einem so mächtigen und scharfsichtigen Fürsten, der aber zugleich voll Launen war, mit einem Nest barbarischer

Sitten und einem großen Gefolge von Leuten, deren Betragen von dem hier zu Lande gewohnten sehr verschieden, aus Capricen und Seltsamkeiten zusammengesetzt; ihr Herr und sie äußerst empfindlich und sehr entschieden hinsichtlich dessen, was sie präntiren und thun zu dürfen glaubten.

Kurafin war von einem Zweige des alten Hauses der Sagellonen, welches lange Zeit die Kronen von Polen, Dänemark, Norwegen und Schweden getragen hat. Ein großer wohlgebauter Mann, der Hoheit seiner Abkunft sehr bewußt, mit viel Geist, Erziehung und Wissen. Er sprach ziemlich gut Französisch und andere Sprachen, hatte viel Reisen gemacht, Kriegsdienste gethan und Geschäfte an verschiedenen Höfen besorgt. Ganz Ruße und von einem Geiz, der seine andern Eigenschaften verdunkelte. Der Czar und er hatten zwei Schwestern geheirathet, und Jeder hatte einen Sohn. Die Czarin war verstoßen und in ein Kloster unweit Moskau geschickt worden, ohne daß diese Ungnade auf Kurafin Einfluß gehabt hätte. Er kannte seinen Herrn aufs Genaueste und genoß bei ihm vieler Freiheiten, der größten Achtung und des engsten Vertrauens. Zuletzt war er drei Jahre in Rom gewesen und von da als Ambassadeur nach Paris gekommen.

Als der Regent durch ihn von der baldigen seewärts zu erwartenden Ankunft des Czaren unterrichtet war, schickte er die Equipagen des Königs, Pferde, Kutschen, Paßwagen, Küche und Dienerschaft, unter Anführung von du Libois, einem der dienstthuenden Cavaliere, nach Dünkirchen; dort sollte er den Czar erwarten, ihn mit seinem ganzen Gefolge auf königliche Kosten nach Paris führen und dafür sorgen, daß ihm die nämliche Ehre wie dem König selbst erwiesen würde. Der Czar hatte zu seiner Reise hundert Tage bestimmt. Es ward für ihn die Wohnung der Königin Mutter im Louvre möblirt, man hielt dort mehrere Berathungen, die sich in Folge dieser Anordnung unter den verschiedenen Chefs versammelten.

Da der Herzog von Orleans mit mir über den seigneur titré sprach, welchen er dem Czar während seines Aufenthaltes beigäbe, schlug ich ihm den Marschall Tessé vor, als einen Mann, der nichts zu thun hätte, Weltkenntniß und Redegewandtheit besäße, durch seine Reisen in Kriegsangelegenheiten und Negociationen in Spanien, in Turin und Rom mit Fremden zu verkehren gewohnt wäre, sich durch angenehmes seines Wesens aus-

zeichnete und gewiß seine Sachen recht gut machen würde. Der Herzog von Orleans fand, daß ich Recht hätte, und ließ ihn am folgenden Tage zu sich bitten, um ihm seine Aufträge zu ertheilen.

Als man den Czar nahe bei Dünkirchen wußte, schickte der Regent den Marquis von Noelle nach Calais, ihn dort zu empfangen und bis zur Ankunft des Marschalls Tessé zu begleiten, da dieser ihm nicht weiter als bis Beaumont entgegen gehen sollte. Zu gleicher Zeit ließ man das Hotel Lesdiguières für ihn und sein Gefolge einrichten, weil man für möglich hielt, daß er mit seinen Leuten lieber in einem Privathause, als im Louvre wohnen möchte. Das Hotel Lesdiguières, ein großes schönes Gebäude, nahe am Arsenal, gehörte damals dem Marschall Billeroy, der in den Tuileries wohnte, und sein Haus zu weit entfernt fand, um es auch nebenher zu benutzen; so stand es also leer und ward mit königlichen Möbeln aufs Prachtigste hergestell't.

Der Marschall Tessé wartete in Beaumont einen Tag auf den Czar, welcher am 7. Mai, Freitag um die Mittagstunde, ankam. Tessé empfing ihn am Kutschenschlag, hatte die Ehre mit ihm zu speisen, und führte ihn am nämlichen Tage nach Paris. Er wollte in einer Kutsche des Marschalls hineinfahren, aber ohne ihn mit drei Herren von seinem Gefolge. Der Marschall folgte in einer andern Kutsche. Um 9 Uhr Abends stieg er im Louvre ab, ging durch die ganze Wohnung der Königin Mutter, fand sie viel zu prunthast eingerichtet, viel zu glänzend erleuchtet, stieg sogleich wieder in den Wagen und fuhr nach dem Hotel Lesdiguières, wo er wohnen wollte. Auch diese Einrichtung fand er zu schön, und ließ sein Feldbett in einer Garderobe aufschlagen. Der Marschall Tessé, welcher die Honneurs des Hauses und der Tafel zu machen hatte, ihn überall hin begleiten und immer in seiner Nähe bleiben sollte, bezog einige Zimmer in diesem Hotel und hatte oft genug zu thun, ihm zu folgen und nachzulaufen und ihn wieder zu finden. Berton, einer der königlichen Haushofmeister, besorgte die Tafel des Czars und seiner Leute, etwa vierzig im Ganzen, worunter zwölf bis funfzehn von Bedeutung, die mit dem Czar speisten. Berton war ein gewandter Bursche, mit viel Weltflugheit; er versah diesen Dienst mit so musterhafter Ordnung und wußte sich so gut zu betragen, daß der Czar und sein Gefolge ihn sehr lieb gewannen.

Bewundernswürdig an diesem Monarchen war die rastlose Wißbegierde, womit er immer seine Zwecke für Verwaltung, Handel, Unterricht, Polizei im Auge behielt, und nichts gering achtete, was nur irgend einen nachhaltigen und bedeutenden Nutzen hatte, er schätzte nur die Sachen, welche es wirklich verdienten; und hierin zeigte sich sein Verstand, sein richtiges Urtheil, sein lebhaftes Erfassen der Dinge auf eine glänzende Weise. Alles in ihm deutete auf die weite Ausdehnung seiner Gesichtskreise und das stete Verfolgen seiner leitenden Gedanken. Er wußte auf eine wahrhaft überraschende Weise die stolzeste, ausgesuchteste und sicherste Fürstenhoheit mit einer Höflichkeit zu verbinden, die wieder sich selbst nicht vergaß, überall den Herrn zeigte und ihr Maß nach der Verschiedenheit der Leute einrichtete. Er ließ sich in einer Art Vertraulichkeit gehen, die aus einem Wesen innerer Freimüthigkeit entstand; doch war er dabei nicht frei von einem starken Beisatz seiner alten Landesbarbarei, wodurch sein Wesen etwas Zufahrendes, Ueberhaftiges bekam, mit hin- und herfackelnden Einfällen und der entschiedensten Abweisung jedes Widerspruchs. An seiner Tafel ging es zuweilen sehr unschicklich zu, und mehr noch an der seines Gefolges. Darin lag ein Hervortreten von Kühnheit, welche den Monarchen anzeigte, der, wo auch immer, stets bei sich zu Hause war. Wenn er etwas sehen oder thun wollte, so war von den Mitteln zur Erreichung des Zweckes gar keine Rede; die mußten sich nach seinem Wort und Willen fügen. Er wollte mit Bequemlichkeit sehen, es war ihm zuwider von der Menge umstanden und begafft zu werden, unbelästigtes freies Behagen und Betragen ging ihm über Alles; deshalb zog er Miethkutschen, selbst Fiaker den königlichen Karossen vor; zuweilen stieg er in den ersten besten Wagen von Leuten, die bei ihm waren, die er gar nicht kannte, der Kutscher mußte zufahren, in der Stadt herum oder auch hinaus, wie es ihm einfiel. Ein solches Stückchen geschah der Frau von Mattignon, welche dahin gefahren war, um wie andere den Moskowitzischen Großfürsten und seine Eißbaren anzugaffen. Während sie da herumspazierte und loggirte, stieg er in ihre Kutsche, steuerte darin nach Boulogne und andern Landhäusern hinaus, und sie stand nicht wenig verwundert, als ihre Equipage so verschwunden und sie genöthigt war, in einem Fiaker nach Hause zu fahren. Bei solchen Gelegenheiten war es für den Mar-

schall Taffe und für das eigene Gefolge des Czars keine geringe Aufgabe, ihm nachzurennen und ihn wieder aufzufinden, was ihnen manchmal gar nicht gelang.

Er war sehr groß, wohlgebaut, nicht dick, hatte rundes Gesicht, breite Stirn, schöne Augenbrauen, kurze Nase, vorn etwas rund, aufgeworfene Lippen, röthliche Gesichtsfarbe in's Braune, schöne schwarze Augen, groß, lebhaft, durchdringend, gut gespalten. Sein Blick war majestätisch und angenehm, wenn er auf sich achtete; sonst aber wild und wüth, mit einem Tif, der nicht gerade oft wiederkehrte, aber ihn die Augen verdrücken, das ganze Gesicht verzerren ließ, so daß es schrecklich anzusehen war. Das dauerte aber nur einen Moment, worin sein Gesicht einen allerdings widrigen Ausdruck bekam, gleich darauf war Alles wie nicht dagewesen. Sein ganzer Anstand bezeichnete den inwohnenden Geist, Gedankenfülle, Großheit und war nicht ohne Anmuth. Er trug leinene Halsbinden, eine runde braune, kaum gepuderte Perrücke, die nicht bis auf die Schultern ging, einen braunen Rock, ganz einfach mit goldenen Knöpfen, Weste und Hose ebenso, weder Manschetten noch Handschuhe, den Stern seines Ordens auf dem Kleide, das große Band darunter — oft war Rock und Weste ganz aufgeknöpft, den Hut hatte er auf dem Tisch liegen, im Wagen neben sich, nie auf dem Kopf. Mit aller dieser Einfachheit und wie unansehnlich auch oft sein Wagen und seine Begleitung — er war nicht zu verkennen, wegen des Anhauch's von Großheit, der ihn wie eine natürliche Atmosphäre umgab.

Was er in zwei ordentlichen Mahlzeiten den Tag über aß und trank, gränzt an's Fabelhafte; dabei noch nicht einmal gerechnet die Maße von Bier, Limonade und andern Getränken, die er zwischen den Mahlzeiten hinuntergoß; und sein Gefolge noch mehr — nie unter einer Flasche Bier, auch zwei; eben so viel Wein, zuweilen mehr, hinterdrein noch Liqueurwein; gegen Ende der Tafel starken Branntwein, und zwar immer einen Schoppen, manchmal eine Kanne. Das war das Gewöhnliche jeden Mittag. Das Gefolge verschlang noch mehr. Sie aßen um elf Uhr zu Mittag und um acht Uhr Abends. Wurde jenes Maß nicht überschritten, so merkte man nichts davon. Er hatte einen Pagen bei sich, der an der Tafel des Czars speisete, und es mit Allen aufnahm. Der Czar, welcher

ihn gern mochte, hatte seinen Spasß daran. Fürst Kurakin war fast den ganzen Tag im Hotel Lesdiguières, blieb aber in seinem Hotel wohnen.

Der Czar verstand das Französische recht gut und ich glaube, wenn er gewollt, hätte er es auch gesprochen; aber aus Stolz hatte er immer einen Dolmetscher. Latein und andere Sprachen redete er gut. Er hatte einen Saal voll königlicher Garden im Hotel, wollte aber nie von ihnen begleitet sein. — Obgleich seine Neugierde sehr groß war, so wollte er das Hotel nicht verlassen, kein Lebenszeichen von sich geben, der König sollte ihm erst einen Besuch gemacht haben.

Am Sonnabend Morgen, Tags nach seiner Ankunft, fuhr der Regent zu ihm. Der Monarch trat aus seinem Cabinet, ging ihm ein paar Schritte entgegen, umarmte ihn mit einer Art von Oberhoheit, zeigte dann auf die Eingangsthür zum Cabinet, drehte sich ohne weitere Höflichkeitsbezeigung um und ging hinein. Der Regent folgte und hinter ihm der Fürst Kurakin, als Dolmetscher zu dienen. Sie fanden zwei Lehnstühle einander gegenüber, der Czar setzte sich in den, der am obersten Platz stand, der Regent in den andern. Die Unterhaltung dauerte fast eine Stunde. Von Geschäften kein Wort. Darauf verließ der Czar das Cabinet, der Regent hinterher, machte eine tiefe Verbeugung, die nur kaum erwiedert wurde; so trennten sie sich an dem nämlichen Platz, wo sie zusammen gekommen waren.

Am Montag den 10. Mai kam der König. Der Czar empfing ihn an der Kutsche, sah ihn aussteigen und ging neben ihm, zur Linken des Königs, bis in das Zimmer, wo zwei gleiche Lehnstühle standen. Der König setzte sich in den zur rechten Hand, der Czar in den andern; Kurakin dolmetschte wieder. Zum allgemeinsten Erstaunen Aller, die es ansahen, faßte der Czar den König unter seine Arme, hob ihn zu sich in die Höhe und küßte ihn. Der König, kaum sieben Jahre alt und auf diesen Luftsprung gar nicht vorbereitet, zeigte gar keine Furcht. Dagegen war man nicht minder verwundert über die Artigkeiten, welche der Czar dem König bewies, über seine Zärtlichkeit gegen ihn und eine Höflichkeit, die recht von Herzen kam; aber immer dabei ein Strich von Hoheit, Gleichheit des Rangs und Ueberlegenheit des Alters (er hatte damals 45 Jahre), was Alles deutlich zu merken war. Er lobte den König sehr, schien von ihm

ganz entzückt und sagte es allen Leuten. Er umarmte ihn mehrmals. Der König machte ihm sehr hübsch sein kleines Compliment, und der Herzog von Maine, der Marschall Billeroy und was sonst Vornehmes da war, lieferte die Unterhaltung. Die Sitzung dauerte eine Viertelstunde. Der Czar begleitete den König weg, wie er ihn empfangen hatte und sah ihn wieder in die Kutsche steigen.

Dienstag den 11. Mai, Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, kam der Czar zum König, ward von diesem an der Kutsche empfangen, hereingeführt, bekam die rechte Hand — Alles, wie man es von dem ersten Besuch des Königs verabredet hatte. — Der Czar war eben so liebenswürdig und freundlich, der Besuch war nicht länger als der des Königs. Er schien sehr erstaunt über das Gedränge in den Sälen und Gängen.

Um acht Uhr Morgens hatte er schon die Places royale, des Victoires und Vendôme gesehen; am folgenden Tag besuchte er das Observatorium, die Gobelins und den Jardin des Plantes. Ueberall erfreute es ihn, Alles genau zu sehen und zu erfragen.

Donnerstag den 13. Mai ging er zu einigen Handwerkern und Mechanikern von Ruf. Am 14. war er schon um sechs Uhr Morgens in der großen Gallerie des Louvre, um die Relieffpläne aller französischen Festungen zu sehen, der Chevalier Hasfeld (Ober-Intendant der Fortificationen, Mitglied des Regentschafts-Kriegsraths, nachher Marschall von Frankreich) empfing ihn mit seinen Ingenieurs. Der Marschall Billars war auch zugegen mit einigen Generallieutenants. Er besah diese Pläne sehr genau, ging durch viele Theile des Louvre, und dann hinunter in den Tuileriengarten, aus welchem man vorher das Gedränge entfernt hatte. Da hier an der Drehbrücke gearbeitet wurde, hielt er sich lange dabei auf, untersuchte Alles bis in's Einzelste. Nachmittags machte er seinen Besuch bei Madame*), welche ihn durch ihren Cavalier hatte begrüßen lassen. Den Lehnstuhl ausgenommen, empfing sie ihn, als wäre er der König. Der

*) Die Gemahlin von Monsieur, dem Bruder Ludwigs XIV., führte den Titel Madame. Sie war die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz und die Mutter des Herzogs von Orleans, der unter dem Namen Regent bekannt ist, weil er während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. die Regentschaft von Frankreich führte.

Herzog von Orleans kam, um ihn in die Oper zu führen. Sie saßen in der großen Loge auf dem Vorderstuh. Nach einiger Zeit fragte der Czar, ob er nicht einen Trunk Bier haben könnte? Sogleich ward ein großer Becher auf einer Unterschale gebracht. Der Regent stand auf, nahm die Schale, präsentirte an den Czar, dieser, mit höflich lächelnder Verneigung, nahm den Becher, trank und setzte ihn zurück auf die Unterschale, welche der Regent fortwährend hielt. Indem er sie zurückgab, nahm er einen Teller, worauf eine Serviette lag und präsentirte auch diese dem Czar, welcher ohne aufzustehn, sich damit ebenso wie mit dem Bier benahm. Das ganze Schauspielhaus schien darüber sehr befremdet. Im vierten Act ging er fort zu seinem Abend-Essen, litt aber nicht, daß der Regent die Loge verließ. Am 15., Sonnabend, warf er sich in einen Miethwagen und besah eine Menge Merkwürdigkeiten in Werkstätten. — Am 16. Mai, Pfingsttag, besuchte er die Invaliden, wo er Alles sehen, Alles untersuchen wollte. Im Refectoire kostete er die Suppe der Soldaten und ihren Wein, trank auf ihre Gesundheit, schlug sie auf die Schultern und nannte sie Kameraden. Er bewunderte die Kirche, die Apotheke, das Hospital und schien entzückt über die Ordnung des Hauses. Der Marschall Billars empfing und begleitete ihn; seine Gemahlin war da, um ihn zu sehen. Er erfuhr, wer sie war und bezeigte ihr viel Höflichkeit. — Montag den 17. Mai aß er bei guter Zeit mit dem Fürsten Ragotski, den er eingeladen hatte. Nach Tische fuhren sie zusammen nach Meudon, wo sie Pferde des Königs fanden, um die Gärten und den Park mit Bequemlichkeit zu sehen. Dienstag den 18. holte ihn um 8 Uhr Morgens der Marschall d'Estrees ab und führte ihn in seiner Kutsche nach seinem Landhause Jijy, wo er ihm ein Diner gab; den übrigen Theil des Tages unterhielt er ihn mit vielen Marine-Sachen, die er ihm zeigte. Mittwoch den 19. Besuch bei Künstlern und Handwerkern. Die Herzogin von Berry und die Herzogin von Orleans schickten, nach dem Beispiel von Madame, ihre ersten Stallmeister zu ihm, ihn zu begrüßen. Sie hatten auf ein Gegencompliment oder einen Besuch gehofft. Zuletzt wurden sie es müde, ihn zu erwarten. Er ließ ihnen sagen, er würde kommen. Um die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, so wie um die ersten Herrn des Hofes bekümmerte er sich gar nicht, zeichnete sie durch nichts aus. Er hatte es

übel genommen, daß die Prinzen von Geblüt Bedenken getragen, zu ihm zu gehen, ehe sie wußten, ob er einen Besuch bei den Prinzessinnen wieder machen würde. Das verwarf er mit großem Hochmuth, so daß keine ihn zu sehen bekam, als wenn sie ihm wo auflauerte, die Prinzessin von Conti ausgenommen, zufällig.

Donnerstag den 20. sollte er in Saint-Cloud speisen, wo der Herzog von Orleans ihn mit einigen Hofleuten erwartete; weil er aber die Nacht ein Fieber gehabt, ließ er sich entschuldigen. — Freitag den 21. ging er zur Herzogin von Berry in den Luxemburg, und ward wie der König empfangen. Nachher ging er in den Garten. Die Herzogin fuhr hinaus nach la Muette, damit er das ganze Haus recht nach Lust ansehen könnte. Das that er denn auch mit großer Neugierde. Da er am 16. Juni abreisen wollte, bestellte er sich Schiffe nach Charleville, um die Maas hinabzufahren. Sonnabend den 22. in Vercy bei Pajot d'Ons-en-Bray, Principaldirector der Post, dessen ganzes Haus vollgestopft ist mit allen möglichen Sorten von Raritäten und Curiositäten, Naturmerkwürdigkeiten und mechanischen Kunstfachen. Der berühmte Pater Sebastian von den Carmelitern war da. Hier amüßte er sich den ganzen Tag in Bewunderung der schönen Maschinen. — Sonntag den 23. war er zu Mittag in Saint-Cloud beim Herzog von Orleans, besah Haus und Gärten, die ihm wohlgefielen, auf der Rückkehr sah er das Schloß Madrid; von da machte er einen Besuch bei der Herzogin von Orleans im Palais-Royal. Unter sehr vielen Höflichkeiten ließ er doch einen Strich Superiorität hervorscheinen, was er bei Madame und bei der Herzogin von Berry nicht in dem Grade gethan hatte. Montag den 24. ging er zu früher Stunde in die Tuileries, ehe noch der König aufgestanden war. Der Marschall Billeroy zeigte ihm die Kronjuwelen; er fand sie sehr schön, wunderte sich über die Menge, sagte aber, daß er nichts davon verstehe. Er machte überhaupt wenig Wesens von Schönheiten, die nur glänzen und zur Phantasie sprechen, und ihm fast in jedem Sinn unerreichbar sind. Von da aus wollte er den König sehen, welcher mit ihm beim Marschall Billeroy zusammentraf. Das war so zusammengepaßt, damit es nicht ein absichtlicher Besuch, sondern ein zufälliges Begegnen würde. Sie trafen sich in einem Cabinet, wo sie zusammenblieben. Der König hatte eine Papierrolle in der Hand,

gab sie dem Czar und sagte, es sei die Karte seiner Staaten. Diese Aufmerksamkeit gefiel dem Czar, welcher ihm die frühere Höflichkeit und Freundlichkeit erwieß, jedoch immer mit dem sichtlichen Streben, auch Seine Majestät auf gleicher Höhe zu halten. Nach Tische fuhr er nach Versailles, wo Tessé ihn an d'Antin überließ, der hier die Ehren zu erweisen hatte. Dienstag den 25. hatte er schon die Gärten durchlaufen und auf dem Canal geschifft, lange bevor die Stunde kam, wo er d'Antin zu sich bestellt hatte. Er besah ganz Versailles, Trianon und die Menagerie. Mittwoch den 26. amüfirte sich der Czar den ganzen Tag in Marly und bei den Wasserwerken. Er meldete dem Marschall Tessé, morgen früh 8 Uhr werde er im Hotel eintreffen, wo er ihn zu finden hoffe, er solle ihn an einen Platz bringen, die Frohnleichnamsp procession zu sehen. Tessé wählte die Notre-Dame-Procession. Die Kosten seines Aufenthaltes betrugten täglich sechshundert Thaler, obgleich er schon von den ersten Tagen an seine Tafel bedeutend eingeschränkt hatte. Einen Augenblick dachte er, die Czarin nach Paris kommen zu lassen, bald aber befann er sich eines andern; sie möchte Aachen oder Spaa, nach ihrer Wahl, besuchen und dort baden, bis er hinkäme. Sonntag den 30. fuhr er mit Bellegarde, Sohn von d'Antin und dessen Survivancier für die Krongebäude (d. h. ihm war die Anwartschaft auf das vom Vater verwaltete Amt für dessen Todesfall verliehen) und vieler Relais nach Petit-Bourg zum Diner bei d'Antin; dieser führte ihn, als die Tafel vorbei war, nach Fontainebleau, wo er schlief, und Tags darauf zu einer Hirschjagd, wobei der Graf von Toulouse ihn die Ehre des Empfangs erwieß. Der Ort gefiel ihm wenig und die Jagd gar nicht; er lief Gefahr dabei vom Pferde zu fallen, dieses Jagdreiten, welches er gar nicht kannte, war ihm zu heftig. Bei der Rückkehr wollte er mit seinen Leuten auf der Insel zu „l'Etang de la Cour des Fontaines“ allein zu Mittag essen. Sie entschädigten sich dabei von der gebabten Mühsal. Er kam nach Petit-Bourg mit drei seiner Leute zurück. Das Ansehen des Wagens verrieth, daß sie zu viel gegessen und getrunken hatten. Dienstag den 1. Juni ging er unten an der Terrasse von Petit-Bourg an's Schiff, um zu Wasser nach Paris zurückzukehren. Als sie an Choisy vorbeifuhren, ließ er anlegen, um das Haus und die Gärten zu sehen. Diese Neugierde verpflichtete ihn, einen Augenblick zur Prinzessin

Conti einzutreten, welche sich da aufhielt. Nach einem Spaziergang schiffte er sich wieder ein und befahl, unter allen Brücken von Paris durchzufahren.

Donnerstag den 3. Juni sah er vom Hotel aus die Prozeßion des Kirchspiels Saint-Paul. Dann fuhr er nach Versailles, um da die Nacht zu bleiben und es noch recht mit Muße zu sehen. Es gefiel ihm sehr. Er blieb auch in Trianon über Nacht und drei- oder viermal in Marly, in den nächsten Pavillons am Schlosse.

Freitag den 11ten von Versailles nach St. Cyr*), wo er das ganze Haus und die Fräuleins in ihren Klassen sah. Er ward empfangen wie der König. Er wollte auch Frau von Maintenon sehen, die sich zu Bett gelegt hatte, die Vorhänge niedergelassen bis auf einen, der halb auf war. Der Czar trat in ihr Zimmer, zog sogleich die Fenstervorhänge weg, dann die Bettvorhänge, betrachtete Frau von Maintenon ganz genau, sagte aber kein Wort, sie sah ihn an, sagte auch kein Wort; darauf, ohne irgend eine Verbeugung zu machen, ging er von dannen. Ich erfuhr, daß sie über diese Art Besuch und Besichtigung sehr erstaunt und noch mehr erboßt gewesen. Aber der verstorbene König war nicht mehr.

Am 12. Juni Sonnabend nach Paris zurück. Am Dienstag den 15. kam er früh Morgens zu d'Antin. Ich hatte den Tag mit dem Herzoge von Orleans zu arbeiten, war aber in einer halben Stunde fertig. — Berrundert wollte er mich zurückhalten, ich erlaubte mir jedoch die Bemerkung, daß ich ihn schon wiederfinden würde, nicht aber den Czar, welcher bald abreiste, ich hätt' ihn noch gar nicht gesehen und müßte zu d'Antin, ihn nach Herzenslust zu begaffen. Dort wurde Niemand zugelassen, als die Eingeladenen, und einige Damen mit der Duchesse und ihren Prinzessinnen Töchtern, die auch des Gassens wegen da waren. Ich ging in den Garten, wo der Czar umherwandelte. Tessé sah mich von weitem und kam mir entgegen, mich dem Czar vorzustellen. Ich bat ihn, das zu lassen und mich gar nicht zu bemerken, weil ich ihn bequem betrachten,

*) Frau von Maintenon hatte in St. Cyr (eine Stunde hinter Versailles) eine Erziehungsanstalt für ärmere Fräuleins angelegt, die in der Revolution aufgehoben und von Napoleon durch eine Militärschule ersetzt wurde.

vor ihm hergehen, ihn an mir vorbeilassen wollte, was ich nicht konnte, wenn ich ihm präsentirt sei. Auch d'Antin ward von meinem Wunsch benachrichtigt, und so bekam meine Neugierde freies Feld. Ich fand ihn sehr gesprächig, aber er benahm sich auch hier wie immer als Herr. Er ging in ein Cabinet, wo d'Antin ihm verschiedene Pläne und Merkwürdigkeiten zeigte, die ihm zu mancherlei Fragen Anlaß gaben. Hier sah ich jenen Tit, dessen ich oben erwähnte. Ich fragte Tessé, ob das oft käme; er versetzte: „Mehr als am Tage, wenn er nicht daran denkt, sich zu bezwingen.“ — Als er wieder in den Garten zurückkehrte, führte d'Antin ihn hart an den unteren Zimmern vorbei und sagte ihm, die Duchesse wäre darin mit einigen Damen, die vor Neugierde stürben, ihn zu sehen. Er antwortete nichts und ließ sich führen. Er ging langsamer und wendete den Kopf nach den Fenstern hin, wo Alle aufrecht standen, wie unterm Gewehr, die Blicke auf ihn gespannt. Er schauete sie der Reihe nach an, machte nur eine leichte Kopsneigung für die ganze Gesellschaft, und ging stolz vorbei. Ich denke, nach der Art, wie er andere Damen begrüßt hatte, wäre er hier wohl höflicher gewesen, wenn die Duchesse nicht war mit ihrer Prätension, daß er ihr einen Besuch machen sollte. Er affectirte sogar nicht einmal, zu fragen, welche davon sie denn sei, und erkundigte sich auch nicht nach den anderen. Ich brachte etwa eine Stunde damit zu, ihn beständig zu begleiten und nicht aus den Augen zu lassen. Endlich schien er es zu merken, da hielt ich mich zurück, aus Besorgniß, er möchte fragen, wer ich sei. Als er in's Haus zurückkehrte, ging ich im Fortgehen durch den Saal, wo die Tafel gedeckt stand. d'Antin, immer aufmerksam, hatte sich ein sehr ähnliches Portrait der Czarin zu verschaffen gewußt, und dieses über dem Kamin aufgestellt mit einigen Versen zu ihrem Lobe. Das überraschte ihn sehr angenehm, und er sowohl als seine Leute fanden das Bild sprechend ähnlich.

Der König schenkte ihm zwei prächtige Gobelin-Tapeten, auch wollte er ihm einen schönen Degen mit Diamanten geben, den verbat er sich aber. Er seinerseits ließ 60,000 Livres an die königlichen Domestiken vertheilen, die ihn bedient hatten. d'Antin, d'Estrees und Tessé erhielten jeder sein Portrait mit Diamanten umgeben, nebst fünf goldenen und elf silbernen Medaillen, die bedeutendsten seiner Thaten vorstellend. Er machte auch

ein freundschaftliches Geschenk an Verton und bat den Regenten, er möchte ihn nach Moskau schicken als französischen Geschäftsträger. Das ward auch versprochen.

Mittwoch den 16. Juni war er zu Pferde bei der Revue der beiden Garde-Regimenter, der Gensd'armen, Chevauglegers und Mousquetaires. Von den Prinzen war nur der Herzog von Orleans zugegen. Der Czar sah die Truppen fast gar nicht an, was von diesen sehr unwillig bemerkt wurde. Von da begab er sich zu einem Diner-Souper nach Saint-Duen zum Herzog von Tresmes. Hier sagte er, die Hitze, der Staub und das unermeßliche Gedränge zu Fuß und zu Pferde um ihn her habe ihn veranlaßt, die Revue so früh zu verlassen. Das Mahl war köstlich. Er erfuhr, die Marquise von Bethune, welche sich unter den Zuschauern befand, sei des Herzogs Tochter, und ließ mit seinen Bitten nicht nach, bis sie sich mit an die Tafel setzte — die einzige Dame mit so vielen Herren. Es kamen noch einige Damen als Zuschauerinnen, gegen die er auch sehr artig war, als er ihre Namen erfuhr.

Donnerstag den 17ten ging er zum zweiten Male auf die Sternwarte und von da zum Souper beim Marschall Willars.

Freitag den 18ten kam der Regent sehr früh in's Hotel Lesdiguières, um vom Czar Abschied zu nehmen; sie blieben einige Zeit beisammen, Kurakin war der Dritte. Nachher fuhr der Czar in die Tuileries, dem Könige Lebewohl zu sagen. Es war verabredet, daß keine Ceremonien mehr zwischen ihnen stattfinden sollten. Es ist nicht möglich, mehr Geist, Anmuth und Freundlichkeit zu zeigen, als der Czar dem Könige bei allen diesen Gelegenheiten bewies.

Am andern Morgen begab sich der König in's Hotel Lesdiguières, ihm glückliche Reise zu wünschen. Auch hier fielen alle Ceremonien weg.

Sonntag den 20. Juni reiste der Czar ab und schlief in Livry, auf seinem Wege nach Spaa, wo die Czarin ihn erwartete. Er wollte von Niemandem begleitet sein, nicht einmal aus Paris heraus. Der Lurus, welchen er überall bemerkte, setzte ihn in Erstaunen. Er äußerte bei der Abreise sein Bedauern über den König und Frankreich; diese Verschwendung, sagte er, würde ihr Verderben sein. Er war ganz entzückt über die

Art, wie man ihn empfangen, über Alles, was er gesehen, und über die Freiheit, welche man ihm gelassen hatte.

Es wäre noch unendlich viel zu sagen über diesen recht innerlich und wahrhaft großen Czar, dessen seltener Reichthum an ausgezeichneten Talenten und hohen Eigenschaften ihn auch bei den entferntesten Nachkommen stets als einen der allgemeinen Bewunderung würdigen Monarchen erscheinen lassen werden, ungeachtet der großen Mängel, die in der Barbarei seiner Herkunft, seines Landes und seiner Erziehung begründet sind. Diesen Ruf ließ er in ganz Frankreich zurück, wo man ihn als ein Wunder betrachtete, das alle Welt bezauberte.

